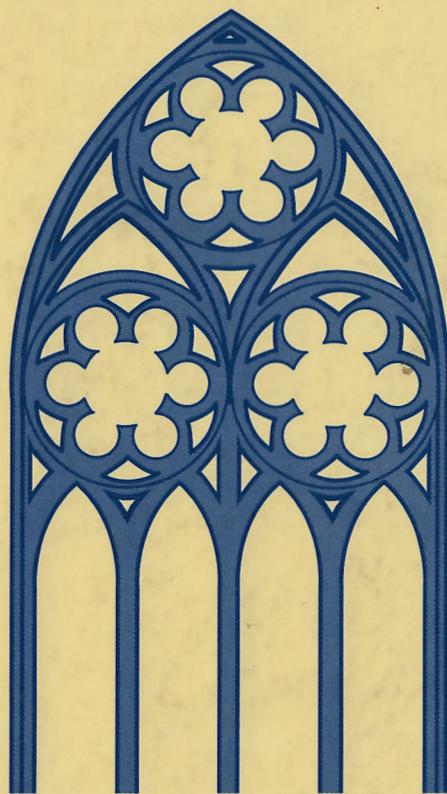


Karin Stober

# Denkmalpflege zwischen künstlerischem Anspruch und Baupraxis

Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der  
Säkularisation in Baden und Württemberg



WLB Stuttgart

LK  
80627 5

53  
13385

Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche  
Landeskunde in Baden-Württemberg

Reihe B

Forschungen

152. Band

VERÖFFENTLICHUNGEN DER  
KOMMISSION FÜR GESCHICHTLICHE LANDESKUNDE  
IN BADEN-WÜRTTEMBERG

REIHE B

Forschungen

152. Band

Redaktion:  
Johanna Butters

Karin Stober

Denkmalpflege  
zwischen künstlerischem Anspruch  
und Baupraxis

Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der  
Säkularisation in Baden und Württemberg

2003

W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

D 25



Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier gedruckt.

Alle Rechte vorbehalten  
© 2003 by Kommission für geschichtliche Landeskunde  
in Baden-Württemberg, Stuttgart  
Kommissionsverlag W. Kohlhammer Stuttgart  
Gesamtherstellung: satzwerkstatt Manfred Luz, Neubulach  
Printed in Germany  
ISBN 3-17-017844-X

## Vorwort

Die vorliegende Studie, die sich mit den kunst- und kulturgeschichtlichen Fragen im Umgang mit den säkularisierten, zu Denkmälern gewordenen Klosteranlagen befaßt, wurde von der Philosophischen Fakultät der Universität Freiburg im Wintersemester 2000 angenommen; für die Drucklegung wurde vor allem der Bildteil erheblich reduziert.

Allen, die zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen haben, möchte ich an dieser Stelle herzlich danken. Meinem Doktorvater, Professor Dr. Wolfgang Stopfel, gilt mein besonderer Dank – nicht nur für seine Geduld, sondern auch für sein immer spürbares Vertrauen, das er mir entgegenbrachte, und die vielen Stunden, die er für die Begleitung meiner Arbeit aufgewendet hat. Durch wertvolle Hinweise und kritische Anregungen aus seinem reichen beruflichen und wissenschaftlichen Erfahrungsschatz hat er den Fortgang der Dissertation in einer Weise wahrhaft betreut, die ich anderen Doktorandinnen und Doktoranden nur wünschen kann.

Professor Dr.-Ing. Fritz Wenzel, der Sprecher des Sonderforschungsbereiches 315 „Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke“ an der Universität Karlsruhe war es, der mich letztlich ausdrücklich dazu ermunterte, diese Studie zu verfassen. Im Sonderforschungsbereich 315 (SFB 315) haben Denkmalpfleger, Architekten, Ingenieure, Naturwissenschaftler, Kunsthistoriker und Bauforscher zusammengearbeitet, um durch ein interdisziplinäres, aufeinander abgestimmtes Zusammenspiel bei der Erfassung, Bewertung und Instandsetzung der erhalten gebliebenen Bausubstanz methodisches Vorgehen, Regeln und Sicherungstechniken zu erarbeiten. Als wissenschaftliches Resümee der ausgesprochen fruchtbaren und anregenden Jahre, die ich als Angestellte beim SFB 315 tätig war, konnte ich diese Arbeit verfassen und vorlegen. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) sei für die Förderung und Finanzierung des Forscherteams, dem ich angehörte, herzlich gedankt.

Für die Drucklegung und Aufnahme dieser Studie in ihr Publikationsprogramm bin ich der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg sehr verbunden. Bei der redaktionellen Überarbeitung hat sich Johanna Butters engagiert und kompetent eingebracht.

Zahlreichen Institutionen und Personen habe ich für großzügige Hilfe und Unterstützung vielfältig zu danken. Zunächst sind die Archive des Landes Baden-Württemberg, der Städte und Gemeinden, der Hochbauämter, des Landesdenkmalamtes, der Evangelischen Landeskirche, der Diözese Rottenburg und nicht zuletzt auch des Klosters Lichtenthal zu nennen. Weiter danke ich den Oberfinanzdirektionen in Karlsruhe und Stuttgart sowie der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten für die bereitwillige Förderung.

## VI

Allen in der Baupraxis mit großem beruflichem und persönlichen Engagement Tätigen sei an dieser Stelle herzlich gedankt. Dipl.-Ing. Günter Bachmann, der für die Klosteranlage Maulbronn zuständig ist, hat mich nicht nur in die Bestände des Hochbauamtes Pforzheim eingeführt, sondern mir auch informell seine umfangreichen Kenntnisse weitergegeben. Sr. M. Pia Schindele ermöglichte mir den Zugang zu den Akten im Lichtenthaler Klosterarchiv. Bei der Zusammenstellung der Literatur und Quellen für die Niederschrift der neueren Baugeschichte der Klostersruine Allerheiligen war mir Dr. Peter Schmidt-Thomé behilflich. Dipl.-Ing. Rupert Duschl und Prof. Dr.-Ing. Dieter Hauffe haben mir viele wichtige Informationen über Kloster Ochsenhausen vermittelt.

Besonderen Dank schulde ich meinem Lebensgefährten Martin Ehlers. Als Stadtarchivar in Maulbronn hat er mir sein reiches, vielseitiges Wissen über das klösterliche Umfeld zur Verfügung gestellt und meine Arbeit umsichtig und gewissenhaft begleitet. Ihm widme ich dieses Buch.

Maulbronn, im Dezember 2002

Karin Stober

## Inhalt

Abkürzungen und Siglen . . . . .	XIV
Quellen und Literatur . . . . .	XV
Ungedruckte Quellen . . . . .	XV
Gedruckte Quellen und Literatur . . . . .	XVII
Auktions- und Ausstellungskataloge . . . . .	XXXVII
Zeitungsartikel, Ausstellungstexte, Flyer . . . . .	XXXVIII
<b>Einleitung . . . . .</b>	<b>1</b>
<b>Die Säkularisation im deutschen Südwesten . . . . .</b>	<b>4</b>
<b>Klosteraufhebungen in der Zeit vor der Säkularisation von 1803 . . . .</b>	<b>4</b>
Klosteraufhebungen als Folge der Reformation und als Mittel ka- tholischer Kirchenpolitik . . . . .	4
Aufhebung von Ordensniederlassungen im 18. Jahrhundert . . . . .	8
Kirchenpolitik und Aufklärung – die Reformpläne Josephs II. . . . .	9
<b>Die Säkularisation von 1803 . . . . .</b>	<b>10</b>
Säkularisation als Mittel napoleonischer Machtpolitik . . . . .	10
Die Verstaatlichung des Kirchenguts in Baden und Württemberg . .	11
Die Verhandlungen der außerordentlichen Reichsdeputation in Re- gensburg und die Reaktion der badischen und württembergischen Landesherrn . . . . .	13
Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 . . . . .	14
Die Aufteilung des neu angefallenen Besitzes in Baden und Würt- temberg . . . . .	16
Sonderregelung Frauenklöster . . . . .	18
1806: Stand der politischen und territorialen Neuordnung . . . . .	19
<b>Die zweite Phase der Klosteraufhebungen im Anschluß an den Preß-         burger Frieden bis 1808 . . . . .</b>	<b>20</b>
<b>Die klösterliche Landschaft in Baden und Württemberg nach der         Mitte des 19. Jahrhunderts . . . . .</b>	<b>21</b>
<b>Die Denkmalpflege in Baden und Württemberg – eine Umschau . . . . .</b>	<b>23</b>
<b>Das romantische Weltbild und der Ursprung des modernen Denk-         malverständnisses . . . . .</b>	<b>23</b>
<b>Pioniere des Denkmalschutzgedankens . . . . .</b>	<b>25</b>
Carl Friedrich Schinkel . . . . .	26

## VIII

Die Brüder Boisserée . . . . .	26
Sulpice Boisserée und die Anfänge der Denkmalpflege – Kloster Maulbronn als Attraktion für Künstler, Architekten und Kunstgelehrte – Das Heidelberger Schloß und die Anfänge der Denkmalpflege	
<b>Vaterländische Idee und Denkmalpolitik in Baden und Württemberg</b> . . . . .	33
Friedrich August Seyffer und die Denkmälerinventarisierung in Württemberg . . . . .	36
August von Bayer und die Anfänge der Denkmalpflege in Baden . .	40
Johann Baptist Kolbs <i>Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden</i> . . . . .	41
Konrad Dietrich Haßler, der erste Konservator im Königreich Württemberg . . . . .	42
Geschichts- und Altertumsvereine . . . . .	44
<b>Kunstverständnis und Denkmalpolitik in der Kaiserzeit</b> . . . . .	45
Württemberg, die Stauer und das Reich . . . . .	47
Die Aufspaltung der Denkmälerverwaltung – ein badischer Sonderweg . . . . .	48
<b>Neue und alte Denkmalwerte an der Jahrhundertwende</b> . . . . .	50
<b>Von der Weimarer Republik zur NS-Diktatur</b> . . . . .	53
Heimatschutzbewegung und neue Technologien . . . . .	53
Verordnungen zum Ensembleschutz in Baden . . . . .	54
Fritz Hirsch . . . . .	55
Eugen Gradmann, Württembergs erster hauptamtlicher Konservator . . . . .	55
Die Folgen der politischen Veränderungen der 1930er Jahre für die württembergische Konservatorenschaft . . . . .	58
<b>Die Denkmalpflege und der „springende Punkt“</b> . . . . .	59
<b>Das Zisterzienserkloster Maulbronn</b> . . . . .	62
<b>Aus der Geschichte des Klosters</b> . . . . .	62
Maulbronn in klösterlicher Zeit . . . . .	62
Maulbronn wird württembergisch . . . . .	63
Maulbronn als evangelische Klosterschule und Verwaltungszentrum . . . . .	63
<b>Kloster Maulbronn heute: Baubestand und Bedeutung</b> . . . . .	64
Maulbronn – Weltkulturerbe der UNESCO . . . . .	64
„Maulbronner Köpfe“ . . . . .	66
Die Gesamtanlage . . . . .	66
<b>Kloster Maulbronn auf dem Weg zum Baudenkmal</b> . . . . .	70
Reiseziel für Romantiker und Kunstgelehrte . . . . .	71

Die kunst- und baugeschichtliche Rezeption . . . . .	74
<b>Die erste Instandsetzung in der Mitte des 19. Jahrhunderts</b> . . . . .	76
Reparaturen im Klausurbereich . . . . .	78
Klosterkirche . . . . .	80
Die Instandsetzung – eine zukunftsorientierte Investition . . . . .	81
<b>Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern</b> . . . . .	82
<b>Die zweite Instandsetzung am Ende des 19. Jahrhunderts</b> . . . . .	82
Rekonstruktion und Rückbau des Laienflügels . . . . .	82
Abbruch der Famulus-Wohnung . . . . .	85
Klosterkirche . . . . .	85
Der Brunnen im Kreuzgang . . . . .	87
<b>Ästhetik, neue Werkstoffe und Macht</b> . . . . .	88
<b>Die dritte Instandsetzung um 1930</b> . . . . .	92
Die Klosterkirche: Maßnahmen zwischen Pragmatismus und ästhe- tischem Anspruch . . . . .	92
Jörg Ratgeb in Maulbronn? . . . . .	95
Sicherung der Vorhalle und des Dormentgebäudes . . . . .	95
Maßnahmen im Klausurbereich . . . . .	96
Das Klosterareal als Denkmälerensemble . . . . .	99
<b>Maulbronn: Weltkulturerbe und Denkmalpflege</b> . . . . .	102
<b>Das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal</b> . . . . .	105
<b>Geschichtliches und Baugeschichtliches</b> . . . . .	105
Klösterliche Kontinuität seit mehr als 750 Jahren . . . . .	105
Klosterkirche und Klausur . . . . .	105
Grablege der Markgrafen von Baden . . . . .	106
Lichtenthal unter baden-badischer Herrschaft . . . . .	107
Neugestaltung der Klosteranlage durch Peter Thumb . . . . .	108
Der Wechsel von der katholischen zur protestantischen Linie der Badener . . . . .	109
<b>Kloster Lichtenthal heute: Der Baubestand</b> . . . . .	110
<b>Das Kloster und die Säkularisation</b> . . . . .	112
Unter markgräfllich-badischer Administration . . . . .	112
Einrichtung einer Mädchenschule . . . . .	112
Lichtenthals Sonderrolle . . . . .	113
<b>Die Fürstenkapelle</b> . . . . .	114
Neugestaltung als Mausoleum der vaterländischen Geschichte . . . . .	114
Renovierung und Umgestaltung . . . . .	118
Raumbild, Bedeutung und Effekt . . . . .	122
<i>Stilgetreu, stilgemäß</i> oder <i>stilistisch</i> richtig. Zur Diskussion um die Fürstenkapelle an der Jahrhundertwende . . . . .	126

Josef Durms Gutachten von 1892 – Friedrich Ratzel zum Instandsetzungsprojekt von 1907 – Friedrich Ostendorf zum Instandsetzungsprojekt von 1907	
Die Instandsetzung durch Fritz Hirsch . . . . .	133
Die Instandsetzung von 1958 . . . . .	135
<b>Klosterkirche und Klausur</b> . . . . .	136
Die Klosterkirche wird Pfarrkirche . . . . .	136
Die Instandsetzung kurz vor der Jahrhundertwende . . . . .	139
Archäologische Spurensuche und wissenschaftlicher Purismus: Neugestaltung des Kirchenraums um 1930 . . . . .	142
Baugeschichtsforschung und Raumprosa nach 1945 . . . . .	143
Die Neugestaltung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil . . . . .	146
<b>Das Prämonstratenserklöster Allerheiligen</b> . . . . .	150
<b>Aus der Geschichte des Klosters</b> . . . . .	150
<b>Die baugeschichtliche Rekonstruktion der Klosteranlage</b> . . . . .	152
<b>Lage und Landschaft</b> . . . . .	155
<b>Allerheiligen am Ende des Alten Reiches</b> . . . . .	157
Josef Ignaz Peter, <i>Jugenderinnerungen</i> . . . . .	157
Der kontinuierliche wirtschaftliche Abstieg seit 1757 . . . . .	159
<b>Die Säkularisation des Klosters</b> . . . . .	160
Besitzergreifung und Auflösung . . . . .	160
Vom Kloster zur <i>Wüstenei</i> . . . . .	161
<b>Allerheiligen – Von der Geschichte einer Allegorie</b> . . . . .	165
Von der <i>Wüstenei</i> zum romantischen Stimmungspanorama . . . . .	165
Naturverständnis zwischen Barock und Romantik . . . . .	166
Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und Kloster Allerheiligen – Der aufgeklärte Naturkult in den Landschaftsgärten	
Ruinenkult: Architektur als Seelenspiegel . . . . .	169
Die Ruine im Landschaftsgarten – Die Ruine in der Malerei der Romantik – Die Wirklichkeit der Bilder: Ruinenkult und Geschichtsbewußtsein	
In weiter Ferne – so nah: Reisen und Wandern als Phänomen der Romantik . . . . .	172
Entfremdete Natur: neu vorgestellt – <i>Wandern</i> und <i>Waldeinsamkeit</i> – Zauberwörter der Romantik – Ein Arkadien der Spätromantik: der Schwarzwald – Allerheiligen: Inbegriff des romantischen Stimmungspanoramas – Eine literarische Allegorie: Joseph von Eichendorffs Eisenbahnfahrt	
<b>Die Klosteranlage nach 1803</b> . . . . .	179
<i>Eine neue Industrie-Kolonie</i> . . . . .	179
Der Altbau als Ressource . . . . .	182

<b>Entrückte Idylle oder populäres Ausflugsziel? Allerheiligen und der Fremdenverkehr</b> . . . . .	183
Allerheiligen in der frühen Reiseliteratur . . . . .	183
Die Infrastruktur für den Fremdenverkehr . . . . .	184
Der Ausbau des Straßen- und Wegenetzes . . . . .	186
Allerheiligen – bedeutende Sehenswürdigkeit und weltbekannter Luftkurort . . . . .	187
Tourismusgeschäft jenseits des Zenits . . . . .	190
<b>Kloster Allerheiligen als Denkmal und Geschichtszeugnis</b> . . . . .	191
Über den Umgang mit Ruinen in der denkmalpflegerischen Praxis . . . . .	191
Denkmalpflege an der Klosterruine Allerheiligen . . . . .	194
Die erste Instandsetzung unter August von Bayer – Gustav Kachel 1878: Instandsetzung <i>unter Wahrung des altertümlichen Aussehens</i> – Ernst Wagner und Josef Durm . . . . .	206
Kunst- und Baugeschichtsforschung in Allerheiligen . . . . .	209
Zwischen Sentiment und analytischer Sachlichkeit: Allerheiligen in den 1930er Jahren . . . . .	211
Ruinenromantik und Funktionalismus. Allerheiligen nach 1945 . . . . .	215
<b>Die Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen</b> . . . . .	215
<b>Geschichtlicher Überblick</b> . . . . .	215
<b>Der Baubestand</b> . . . . .	217
Die Gesamtanlage . . . . .	217
Kirche und Klausur . . . . .	219
Gebäude außerhalb der Klausur . . . . .	222
Bedeutung und Erscheinungsbild . . . . .	224
<b>Zur kunst- und architekturgeschichtlichen Rezeption der Ochsenhausener Klosteranlage</b> . . . . .	225
Barock und Askese . . . . .	225
Die Oberamtsbeschreibung und das Denkmälerverzeichnis von 1837 . . . . .	226
Das Kunstdenkmälerinventar des Donaukreises von 1914 . . . . .	227
Max Schefold, 1927 . . . . .	230
Vom Kloster zum Kulturdenkmal . . . . .	231
<b>Vom Kloster zur Residenz: Die Säkularisation und ihre Folgen für die Reichsabtei</b> . . . . .	231
Die Aufhebung des Klosters . . . . .	231
Ochsenhausen im Besitz der Reichsgrafen von Metternich . . . . .	232
Die metternich-württembergische Doppelherrschaft in Ochsenhausen . . . . .	234
Johann Baptist Pflug beim Fürsten von Metternich . . . . .	236
St. Georg: Von der Klosterkirche zur Pfarrkirche . . . . .	239

XII

<b>Von der Klosteranlage zum multifunktionalen Ensemble</b> . . . . .	240
Ochsenhausen unter württembergischer Herrschaft . . . . .	240
Das Inventar von 1830 . . . . .	241
Die Pfarrkirche St. Georg im 19. Jahrhundert . . . . .	246
Neubarocke Frömmigkeit am Ende des 19. Jahrhunderts – Ver- änderungen an der Ausstattung – Veränderungen am Hochaltar	
Konventgebäude und Klosterhof . . . . .	252
Die Einrichtung einer Ackerbauschule – Vom Schloß zum Wai- senhaus – Die Klostergebäude nach der Jahrhundertwende	
<b>Denkmalpflegerische Konzepte in Ochsenhausen</b> . . . . .	257
Die Portalumrahmungen in der Prälatur . . . . .	257
Die Anfänge der baugeschichtlichen Untersuchungen am Kloster . .	260
Die erste von der staatlichen Denkmalpflege mitbetreute Instand- setzung der Klosterkirche . . . . .	261
Reparaturarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg . . . . .	264
<b>Die große Instandsetzung von 1964 bis 1998</b> . . . . .	266
Die Gesamtkonzeption . . . . .	266
Erste Maßnahmen . . . . .	269
Der Kirchenraum . . . . .	272
Konzeption und Ausführung zwischen 1967 und 1984 – Der Kir- chenraum: wie er sich heute zeigt	
Die Arbeiten im Konvent und im Klosterhof . . . . .	277
Die Prälatur – Das Konventgebäude – Das Bräuhaus – Die Außenrenovierung – Der Fruchtkasten – Das Stallgebäude: ein massives Bauwerk der Spätgotik – Denkmalpflege an Gebäuden in Privatbesitz – Platz- und Gartenanlagen – Das Torgebäude – Das Klostermuseum	
<b>Ochsenhausen heute</b> . . . . .	293
<b>Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der Säkularisation</b> . . . . .	296
<b>Zwischen Abriss, Nutzung und Erhalt</b> . . . . .	296
<b>Prominente Baudenkmäler – Geschichtszeugnisse oder idealisierte     Kulissen? Das Zisterzienserkloster Maulbronn im Vergleich</b> . . . . .	298
Evangelische Klosterschulen im Herzogtum Württemberg und die Säkularisation . . . . .	298
Die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Klöster als Denkmäler der Baukunst . . . . .	299
Prominente Baudenkmäler als Medien für Moden und Modelle: Spätromanistische Formensprache und Repräsentation . . . . .	301
Die Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd – Kloster Lorch – Klosterreichenbach – Spätromanistische Innenräume: Alpirs- bach, Klosterreichenbach, Bebenhausen – Kloster Hirsau: Die Badener, die Württemberger und das Reich	

<b>Klösterliche Kontinuität und Denkmal vaterländischer Geschichte:</b>	
<b>Das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal im Vergleich . . . . .</b>	<b>316</b>
Denkmälerpolitik in Baden: Das Großherzogtum und die Zähringer . . . . .	316
Frauenklöster als Lehrinstitute für die weibliche Jugend . . . . .	317
Denkmäler der vaterländisch-badischen Geschichte. Die Versetzung der Tennenbacher Klosterkirche . . . . .	317
<b>Von Fabriken und Ruinen. Das Prämonstratenserkloster Allerheiligen im Vergleich . . . . .</b>	<b>323</b>
Baden auf dem Weg ins Industriezeitalter. Klöster werden zu Fabriken . . . . .	323
Kloster Sankt Blasien – Kloster Frauenalb	
Ruinenromantik und Badekultur: Herrenalb und Hirsau . . . . .	330
<b>Von der optimal genutzten Immobilie zum modernen Denkmal: Die Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen im Vergleich . . . . .</b>	<b>333</b>
Abteien als fürstliche Residenzen . . . . .	334
Kloster Petershausen – Kloster Salem	
Von fürstlichem in staatlichen Besitz . . . . .	343
Kloster Zwiefalten – Kloster Schussenried	
Moderne Kommunitäten in historischen Klostergebäuden . . . . .	351
Kloster Beuron	
<b>Ausblick . . . . .</b>	<b>356</b>
Glossar . . . . .	357
Abbildungsnachweis . . . . .	359

## Abkürzungen und Siglen

Abb.	Abbildung
ASM	Archiv des Seminarephorats Maulbronn
Bd.	Band
Bearb.	Bearbeiter
Ders./Dies.	Derselbe/Dieselbe
Diss.	Dissertation
ebd.	ebenda
DiözA	Diözesanarchiv Rottenburg
f., ff.	folgende
fl.	Florin (= Gulden)
GLAK	Generallandesarchiv Karlsruhe
Hg., Hgg., hg.	Herausgeber, herausgegeben (von)
HStAS	Hauptstaatsarchiv Stuttgart
Jg.	Jahrgang
K	Katalog, Ausstellungskatalog
LDA	Landesdenkmalamt Baden-Württemberg
LDAF	Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg
LDAK	Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe
LDAT	Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen
LiKA	Lichtenthaler Klosterarchiv
LKAS	Landeskirchliches Archiv Stuttgart
ND	Neudruck
N.F.	Neue Folge
o. D.	ohne Datum
OFD	Oberfinanzdirektion
o. J.	ohne Jahr
o. O.	ohne Ort
S.	Seite
SFB 315	Sonderforschungsbereich 315 „Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke“, Universität Karlsruhe
StadtK	Stadtarchiv Karlsruhe
StadtM	Stadtarchiv Maulbronn
Sp.	Spalte
StAL	Staatsarchiv Ludwigsburg
StAS	Staatsarchiv Sigmaringen
StHBA	Staatliches Hochbauamt
StKK	Staatliche Kunsthalle Karlsruhe
u. a.	und andere
WLB	Württembergische Landesbibliothek Stuttgart
ZWLG	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

## Quellen und Literatur

### Ungedruckte Quellen

#### Baden-Baden

*Lichtenthaler Klosterarchiv (LiKA)*

Akte Geheimrat Herr, Fach 22/3

Akte Fritz Hirsch

Bauakte Klosterkirche, Fach 25

Cistercienser Chronik 19 (1907)

Foto-Ordner Fürstenkapelle

#### Biberach/Riß

*Archiv des Staatlichen Hochbauamtes Ulm I, Außenstelle Biberach (StHBA Biberach)*

Bestand K. Cameralamt Ochsenhausen

Kasten A Fach 26: Kreis Biberach

Fotobestand Ochsenhausen Kasten A Fach 26, 5

(Die Außenstelle Biberach des StHBAs Ulm wurde zwischenzeitlich aufgelöst. Die Akten wurden in das Staatliche Vermögens- und Hochbauamt Ulm verbracht.)

#### Freiburg

*Archiv des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg (LDAF)*

Ortsakten Allerheiligen

#### Karlsruhe

*Generallandesarchiv Karlsruhe (GLAK)*

Haus- und Staatsarchiv, Abt. 48

Geheimes Kabinett, Abt. 60

Geistliche Territorien, Abt. 84, 92

Städte, Abt. 228

Staatsministerium, Abt. 233

Justizministerium, Abt. 234

Kultusministerium, Abt. 235

Finanzministerium, Abt. 237

Forst- und Domänenverwaltung, Abt. 391

Baudirektion, Abt. 422

Oberbauinspektion, Abt. 423

Wasser- und Straßenbaudirektion, Abt. 425

## XVI

### *Archiv des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe (LDAK)*

Ortsakten Maulbronn  
Ortsakten Lichtenthal

### *Archiv der Oberfinanzdirektion Karlsruhe (OFD Karlsruhe)* FDS 30–600, Bestand Klosterreichenbach

## **Ludwigsburg**

### *Staatsarchiv Ludwigsburg (StAL)*

Behörden der Übergangszeit, Abt. D: Krondomänen D 37; Landbauwesen D 39; Aufgelöste Ober- und Stabsämter D 87  
Ober- und Mittelbehörden, Abt. E: Finanzkammer des Donaukreises E 234; Domänen-  
direktion E 236; Statistisches Landesamt E 258  
Untere Verwaltungsbehörden, Abt. F: Kameralamt Maulbronn F 67; Amtsgrundbücher der  
Kameralämter und anderer Behörden F 98; Staatliche Waisenhäuser F 420

## **Maulbronn**

### *Archiv des Seminarenphorats (ASM)*

Bestand Bausachen, Bd. 129, 130

### *Stadtarchiv Maulbronn (StadtM)*

Bausachen, AR 1527, 1535, 1536

## **Rottenburg**

### *Diözesanarchiv (DiözA)*

Ortsakten des bischöflichen Ordinariats, Abt. G. 1.3  
Ortsakten des königlich katholischen Kirchenrats, Abt. F II a

## **Sigmaringen**

### *Staatsarchiv Sigmaringen (StAS)*

Südwürttembergische Bestände, Abt. Wü: Inneres, Herrschaftliche Ämter und Rentämter  
Wü 64; Finanzen, Kameralämter Wü 125, 126

## **Stuttgart**

### *Hauptstaatsarchiv (HStAS)*

Neuwürttembergische Herrschaften vor 1803/1806–1810, Abt. B: Ochsenhausen, B 481  
Kabinett, Geheimer Rat, Ministerien 1806–1845, Abt. E: Staatsverträge E 105; Ministerium  
des Innern E 151; Finanzministerium E 221, 222

### *Landeskirchliches Archiv (LKAS)*

Allgemeine Kirchenakten, Abt. A 26  
Ortsakten, Abt. A 29  
Seminarakten, Abt. A 32

## Tübingen

*Archiv des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen (LDAT)*

Ortsakten Ochsenhausen

## Gedruckte Quellen und Literatur

- ADAM, Philipp Ludwig (Hg.): Das Königreich Württemberg nebst den von ihm eingeschlossenen Hohenzollern'schen Fürstenthümern in ihren Naturschönheiten, ihren merkwürdigsten Städten, Badeorten, Kirchen und sonstigen vorzüglichen Baudenkmalen für den Einheimischen und Fremden dargestellt. Ulm 1841.
- ADAMEK, Josef und Hans-Jakob WÖRNER (1978): St. Blasien im Schwarzwald. Benediktinerkloster und Jesuitenkolleg. München 1978.
- ADAMEK, Josef (1984): Fabrik und Kolleg, die ungleichen Erben im Kloster St. Blasien. In: *K St. Blasien* 1984, S. 315–326.
- Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 1–56, Leipzig 1875–1912, ND Berlin 1971.
- Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts. Hg. von Hans VOLLMER. Leipzig 1953–1962, ND München 1992.
- Alpirsbach. Zur Geschichte von Kloster und Stadt. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 10. Hg. vom LDA. Stuttgart 2001.
- ANSTETT, Peter: Kloster Maulbronn. Amtlicher Führer. München/Berlin <sup>4</sup>1989.
- Arbeitshefte des SFB 315 Nr. 9 (1989) und Nr. 13 (1995).
- ARNDT, Monika: Die Goslarer Kaiserpfalz als Nationaldenkmal. Hildesheim 1976.
- AST, Doris: Die Bauten des Stifts Salem im 17. und 18. Jahrhundert. Tradition und Neuerung in der Kunst einer Zisterzienserabtei. Diss. Universität München 1976.
- AUER, Peter: Die Geschichte und Bedeutung des Prämonstratenserklosters Allerheiligen. Zulassungsarbeit, Pädagogische Hochschule Freiburg, 1971. Exemplar bei den Ortsakten Oppenau/Lierbach des LDAF.
- BACH, Bernhard: Kirche und Denkmalschutz. In: August GEBESSLER (Hg.), Schutz und Pflege von Baudenkmalern in der Bundesrepublik Deutschland: ein Handbuch. Köln/Stuttgart/Berlin/Mainz 1980, S. 371–380.
- BACH, Max: Stuttgarter Kunst 1794–1860. Stuttgart 1900.
- BACHER, Ernst und Alois RIEGL: Kunstwerk oder Denkmal? Wien/Köln 1995.
- BACHMANN, Friedrich: Die alten Städtebilder. Stuttgart 1965.
- BACHMANN, Günter: Anmerkungen zu den neuzeitlichen Baumaßnahmen in der Klosteranlage Maulbronn. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1993 des SFB 315. Berlin 1996, S. 241–254.
- BADER, Carl: Die katholische Kirche im Großherzogthum Baden. Freiburg 1860.
- BADER, Josef (1839 ff.): Badenia oder das badische Land und Volk. Karlsruhe 1839 ff.
- DERS. (1844 a): Führer für Fremde nach der Klosterruine von Allerheiligen und den benachbarten Wasserfällen. Gezeichnet von C. Kiefer. Karlsruhe 1844.
- DERS. (1844 b): Guide for strangers to the ruins of Allerheiligen and the neighbouring waterfalls. Embellished by C. Kiefer. Karlsruhe 1844.
- DERS. (o.J. a): Das malerische und romantische Baden. Karlsruhe (o.J.).
- DERS. (o.J. b): Guide for travellers through the environs of Achern. Embellished by C. Kiefer. Karlsruhe (o.J.).
- BADER, Karl S.: Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung. Stuttgart 1950.

## XVIII

- Badische Biographien, N. F., im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg hg. von Bernd OTTNAD. Stuttgart 1982–1996.
- BAEDEKER, Karl: Die Rheinlande von der Schweizer bis zur holländischen Grenze. Handbuch für Reisende. Koblenz 1855.
- BÄUMER, Remigius, Karl Suso FRANK und Hugo OTT: Beiträge zur Geschichte der Bistümer Konstanz und Freiburg. Freiburg/Basel/Wien 1980.
- BÄUMLIN, Wilhelm: Geschichte und Schilderung des Klosters und Seminars Maulbronn. Stuttgart 1859.
- BAUER, Benedikt: Das Frauenkloster Lichtenthal. Geschichte, Kirchen und Altertümer. Baden-Baden 1896.
- BAUR, Sr. Mafalda: Die Klosterkirche U.L.F. zu Lichtenthal in sieben Jahrhunderten. Typoskript, 1946. LiKA.
- DIES. (1946–1955): Bauchronik der Klosterkirche 1946–1955. LiKA.
- BAYER, August von (Hg. 1850–1857): Denkmale der Kunst und Geschichte des Heimatlandes. Hg. von dem Alterthums-Vereine für das Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1850–1857.
- DERS. (1858): Generalbericht der Direktion des badischen Alterthumsvereines über Wirken und Gedeihen der Gesellschaft seit ihrer Gründung im Mai 1844 bis heute (Mai 1858). Karlsruhe 1858.
- BECK, Otto: Von der Klosterpfarrei zur Gemeindekirche. Sankt Georg in Ochsenhausen 1803–1993. In: Max HEROLD (Hg.), Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur ober-schwäbischen Landstadt. Weissenhorn 1994, S. 758–831.
- DERS. (1998): Katholische Pfarrkirche Sankt Georg in Ochsenhausen. Schnell, Kunstführer Nr. 304. Regensburg <sup>11</sup>1998.
- BEENKEN, Hermann: Das 19. Jahrhundert in der deutschen Kunst. München 1944.
- BENZ, Ernst: Die Deutsche Romantik. Leipzig 1937.
- BERINGER, Josef August: Badische Malerei 1770–1920. Karlsruhe <sup>2</sup>1922.
- Beschreibung des Königreichs Württemberg. Herausgegeben von dem Königl. statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart.
- Bd. 13: Beschreibung des Oberamts Biberach, bearbeitet von Johann Daniel Georg von MEMMINGER. Stuttgart/Tübingen 1837, ND Magstadt 1974.
- Bd. 51: Beschreibung des Oberamts Gmünd. Stuttgart 1870, ND Magstadt 1974.
- Bd. 52: Beschreibung des Oberamts Maulbronn, bearbeitet von Eduard PAULUS. Stuttgart 1870, ND Magstadt 1974.
- BESELER, Hartwig: Die Denkmalpflege an den Sakralbauten in der Bundesrepublik Deutschland aus der Sicht des Konservators. In: Jean CHÂTELAIN u. a. (Hgg.), Denkmalpflege und Denkmalschutz an den Sakralbauten in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich. Kehl/Straßburg 1987, S. 33–48.
- BIESE, Alfred: Deutsche Literaturgeschichte. 1. Bd.: Von den Anfängen bis Herder. 2. Bd.: Von Goethe bis Mörike. 3. Bd.: Von Hebbel bis zur Gegenwart. München 1918.
- BINDING, Günther: Der früh- und hochmittelalterliche Bauherr als sapiens architectus. Darmstadt 1996.
- BISCHOF, Franz X.: Das Ende des Bistums Konstanz. Stuttgart 1989.
- BLUMENBERG, Hans: Die Legitimität der Neuzeit. Frankfurt/M. 1966.
- BOCK, Emil: Vorboten des Geistes. Schwäbische Geistesgeschichte und christliche Zukunft. Stuttgart 1929.
- BOECKH, Friedrich von: Geschichte des Kurortes Allerheiligen im badischen Schwarzwald von der Gründung des Klosters bis auf die neueste Zeit. Lahr 1879.
- BOELCKE, Willi A.: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft. Stuttgart 1989.
- BOETTICHER, Friedrich von: Malerwerke des 19. Jahrhunderts, Bd. 1/1–2/2. Dresden 1891–1901.

- BOISSERÉE, Sulpiz (1821): Ansichten, Risse und einzelne Theile des Doms von Cöln. Stuttgart 1821.
- DERS. (1823): Geschichte und Beschreibung des Doms von Cöln nebst Untersuchungen über die alte Kirchenbaukunst. Stuttgart 1823.
- DERS. (1833): Denkmale der Baukunst vom 7. bis zum 13. Jahrhundert am Nieder-Rhein. München 1833.
- DERS. (1862): Briefwechsel, Tagebücher, 2 Bde. Stuttgart 1862. ND hg. von Walther KILLY. Göttingen 1970.
- DERS. (1978): Tagebücher 1808–1854, Bd. 1: 1808–1823. Hg. von Hans-J. WEITZ. Darmstadt 1978.
- BORGER-KEWELOH, Nicola: Die mittelalterlichen Dome im 19. Jahrhundert. München 1986.
- BÖRSIG, Josef: Die Geschichte des Oppenauer Tales. Oppenau 1951.
- BOSKAMP-PRIEVER, Katrin: Entrückte Idylle und vaterländisches Denkmal. Kloster Lichtenthal in Ansichten des 19. Jahrhunderts. In: *K* Karlsruhe 1995, S. 159–168.
- BOTHE, Rolf: Burg Hohenzollern. Von der mittelalterlichen Burg zum national-dynastischen Denkmal im 19. Jahrhundert. Berlin 1979.
- BOYKEN, Immo: Baugeschichtliche Überlegungen zur „Klosterkaserne“ in Konstanz. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1986 des SFB 315. Berlin 1987, S. 111–141.
- BRACHER, Alto: Naturwissenschaften im Kloster Ochsenhausen. In: Max HEROLD (Hg.), Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur oberschwäbischen Landstadt. Weissenhorn 1994, S. 420–444.
- BRENTANO, Clemens: Die Barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. In: Wilhelm OEHL (Hg.), Clemens Brentanos sämtliche Werke, Bd. 14,1: Religiöse Schriften. München/Leipzig 1912.
- BRINGMANN, Michael: Studien zur neuromanischen Architektur. Hannover 1968.
- BRÜCKNER, Wolfgang: Die fränkischen Frauenzisterzen und ihre Bauten im Wandel der Zeit. In: Wolfgang BRÜCKNER und Jürgen LENSSEN (Hgg.), Zisterzienser in Franken. Würzburg 1991, S. 41–54.
- BRÜMMER, Johannes: „unter nachstehenden Bedingungen ferner in klösterlicher Communion beysammen bleiben“. Säkularisation und Fortbestand des Klosters Lichtenthal. In: *K* Karlsruhe 1995, S. 137–145.
- BUCH, Felicitas: Studien zur Preußischen Denkmalpflege am Beispiel konservatorischer Arbeiten Ferdinand von Quasts. Manuskripte zur Kunstwissenschaft, Bd. 30. Worms 1990.
- CHÂTELAIN, Jean u. a. (Hgg.): Denkmalpflege und Denkmalschutz an den Sakralbauten in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich. Kehl/Straßburg 1987.
- Die Chororgel in der Klosterkirche Ochsenhausen. Sanierung 1986–1988. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg, in Zusammenarbeit mit der Kirchengemeinde und der Stadt Ochsenhausen. Bad Buchau 1988.
- Cistercienser-Chronik Jg. 19 (1907) Nr. 215–226.
- CLEMEN, Paul (1911): Entwicklung und Ziele der Denkmalpflege in Deutschland. Gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz. Salzburg 1911.
- DERS. (1933): Die deutsche Kunst und die Denkmalpflege. Berlin 1933.
- CLESS, David Friedrich: Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Würtemberg bis zur Reformation. Bd. 1, Tübingen 1806. Bd. 2,1–2,2, Schwäbisch Gmünd 1807–1808.
- COESTER, Ernst (1984): Die einschiffigen Cistercienserinnenkirchen West- und Süddeutschlands von 1200 bis 1350. Mainz 1984.
- DERS. (1986): Die Cistercienserinnen. In: Ambrosius SCHNEIDER u. a. (Hgg.), Die Cistercienser. Geschichte – Geist – Kunst. Köln 1986, S. 341–401.
- DERS. (1995): Die Klosterkirche Lichtenthal. Ein Bau im Stil der kraftvollen Gotik süddeutscher Zisterzienserinnenkirchen. In: *K* Karlsruhe 1995, S. 85–94.

- CRUSIUS, Irene (Hg.): Zur Säkularisation geistlicher Institutionen im 16. und im 18./19. Jahrhundert. Göttingen 1996.
- DAUBER, Albrecht: Zur Geschichte der archäologischen Denkmalpflege in Baden. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. 130 Jahre Denkmalpflege in Baden. 125 Jahre Denkmalpflege in Württemberg. Sonderheft Jg. 12 (1983) H. 2, S. 47–51.
- DEHIO, Georg (1914): Denkmalschutz und Denkmalpflege im 19. Jahrhundert. Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers am 27. Januar 1905. In: DERS., Kunsthistorische Aufsätze. München/Berlin 1914.
- DERS. (1919): Geschichte der Deutschen Kunst. Textband I, Berlin/Leipzig 1919.
- DERS. (1993): Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg I: Die Regierungsbezirke Stuttgart und Karlsruhe. Bearbeitet von Dagmar ZIMDARS u. a. München/Berlin 1993.
- DERS. (1997): Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II: Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen. Bearbeitet von Dagmar ZIMDARS u. a. München/Berlin 1997.
- DERS. und Alois RIEGL (1988): Konservieren, nicht restaurieren: Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900. Mit einem Kommentar von Marion Wohlleben und einem Vorwort von Georg Mörsch. Wiesbaden 1988.
- Denkmale des Alterthums und der alten Kunst im Königreich Württemberg. Hg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1843.
- Denkmalpflege in Baden-Württemberg. 130 Jahre Denkmalpflege in Baden. 125 Jahre Denkmalpflege in Württemberg. Sonderheft zum Jubiläum, Jg. 12 (1983) H. 2. Stuttgart 1983.
- Denkschrift über die Baudenkmaeler im Deutschen Reich. Ihre Inventarisierung, Aufnahme, Erhaltung und Restauration. Hg. vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine. Berlin 1877.
- DEODATA, Sr. Maria: Frauenkloster Lichtental – Geschichte, Kirchen und Altertümer. Lichtenthal 1915.
- DEUSCH, Werner Richard: Kloster Maulbronn. Deutsche Kunstführer, Bd. 2. Augsburg 1926
- Deutsche Biographische Enzyklopädie (DBE). Hg. von Walther KILLY und Rudolf VIERHAUS. München/New Providence/London/Paris 1995–2000.
- DIRUF, Hermann (1983): Kloster Maulbronn. Überlegungen zu einem Gesamtplan der Anlage. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Sonderheft Jg. 12 (1983) H. 2, S. 116–124.
- DERS. (1997): Zwischen Infirmerie und Schloß. In: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997, S. 395–423.
- DERS. (2001): Bauten des Klosterhofs. In: Alpirsbach. Zur Geschichte von Kloster und Stadt. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 10, Textband 2. Hg. vom LDA. Stuttgart 2001, S. 917–937.
- DUBY, Georges: Der heilige Bernhard und die Kunst der Zisterzienser. Frankfurt/M. 1991.
- DURM, Josef: Die Abteikirche in Schwarzach. In: Deutsche Bauzeitung Jg. 33 (1899) Nr. 72, S. 449–453 und Nr. 74, S. 461–462.
- DÜRR, Max: Der Hexenturm. Eine spukhafte Geschichte. Stuttgart 1929.
- DVORÁK, Max: Katechismus der Denkmalpflege. Wien 1916.
- EBHARDT, Bodo: Über Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen mit Regeln für praktische Ausführungen. Berlin 1905.
- ECKERT, Hannes: „Konservieren nicht restaurieren“. Der Wandel denkmalpflegerischer Konzeptionen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Arbeitsheft 9 (1989) des SFB 315. Karlsruhe 1989, S. 7–22.
- EHLERS, Martin (Hg. 1993): Maulbronn. Von Pietisten, Zechern, Bürgerfreunden. Maulbronn 1993.

- DERS. (1994): Kloster Maulbronn. „Weltkurerbe“. In: Hierzuland. Badisches und Anderes von Rhein, Neckar und Main. Hg. vom Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden/Regierungsbezirk Karlsruhe, Jg. 9 (1994) H. 17, S. 36–41.
- DERS. (1996): Maulbronn. Das Kloster und die Dichter. Maulbronn 1996.
- DERS. (1997 a): Die Gründung des Zisterzienserklosters Maulbronn. Lomersheim 1997 (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript).
- DERS. (1997 b): Genius loci – Dichter in Maulbronn. In: Hierzuland. Badisches und anderes von Rhein, Neckar und Main. Hg. vom Arbeitskreis Heimatpflege Nordbaden/Regierungsbezirk Karlsruhe, Jg. 12 (1997) H. 23, S. 6–14.
- DERS. (1999): Leibesübungen und Turnen an einem württembergischen evangelischen Seminar im 19. Jahrhundert am Beispiel Maulbronn. In: Michael KRÜGER (Hg.), „Eine ausreichende Zahl turnkundiger Lehrer ist das wichtigste Erfordernis“. Schorndorf 1999, S. 41–57.
- DERS. (2001): Auf den Spuren des Renaissance-Baumeisters Heinrich Schickhardt im Enzkreis. In: Der Enzkreis, Jahrbuch 9. Pforzheim 2001, S. 53–73.
- DERS. und Andreas FELCHLE (Hgg.): Zaisersweiher – Ein Lesebuch zur Ortsgeschichte. Maulbronn 2000.
- DERS. und Harald GRIEB: Wo Hölderlin und Hesse turnen mußten. In: Sportunterricht Jg. 46 (1997) H. 1, S. 13–20.
- EHMER, Hermann (1991): Die württembergischen Klosterschulen. In: Die württembergischen Klosterschulen und Seminare. Das Evangelisch-theologische Seminar Urach 1818–1977. Hg. vom Verein für Württembergische Kirchengeschichte in Zusammenarbeit mit dem Landeskirchlichen Archiv Stuttgart und dem Landeskirchlichen Museum. Metzlingen 1991, S. 10–44.
- DERS. (1993): Württemberg. In: Anton SCHINDLING und Walter ZIEGLER (Hgg.): Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Bd. 5: Der Südwesten. Münster 1993, S. 168–192.
- DERS. (1997): Vom Kloster zur Klosterschule. Die Reformation in Maulbronn. In: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalspflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997, S. 59–82.
- EIMER, Manfred: Die Schwarzwaldklöster Reichenbach, Alpirsbach und Allerheiligen. Freudenstadt 1930.
- EISENLOHR, Friedrich (Hg.): Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein, Heft 1–5: Zisterzienser-Kloster Maulbronn mit einer artistischen Beschreibung von Dr. K. Klunzinger. Karlsruhe 1853.
- Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke. Bauefüge, Konstruktionen, Werkstoffe, Jahrbücher hg. vom SFB 315 der Universität Karlsruhe, 2 (1986) 1987; 4 (1988) 1989; 5 (1989) 1990; 6 (1990) 1992; 9 (1993) 1996; 10 (1994) 1996.
- ERLER, Blasius: Das Heimatbuch von Schussenried. Schussenried 1950.
- Erzabtei Beuron. Kloster, Kirche, Umgebung. Beuron 1973.
- ERZBERGER, Mathias: Die Säkularisation in Württemberg von 1802 bis 1810. Stuttgart 1902, ND Aalen 1974.
- Europäische Wanderbilder. Durch Schwaben. II. Bändchen. Ludwigsburg – Marbach – Maulbronn. Zürich (o.J.).
- FAUSEL, Heinrich: Maulbronn. 1147 – 1556 – 1956. Kloster und Klosterschule. Stuttgart 1956.
- FECHT, Karl Gustav: Das Kloster Allerheiligen. Karlsruhe 1890.
- FICK, Ulrich (Hg.): Das evangelische Württemberg. Gestalt und Geschichte der Landeskirche. Stuttgart 1983.
- FISCHER, Otto: Schwäbische Malerei des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1925.

## XXII

- FISCHER, Wolfram: Der Staat und die Anfänge der Industrialisierung in Baden: 1800–1850. Berlin 1962.
- FLEISCHHAUER, Werner (Bearb. 1927): Der Württembergische Kunstverein. Geschichte und Bestrebungen in den ersten vier Jahrzehnten seines Bestehens. Hg. vom Württembergischen Kunstverein Stuttgart. Stuttgart 1927.
- DERS. (1986): Die Boisserée und Stuttgart. In: ZWLG Jg. 45 (1986), S. 229–283.
- DERS., Julius BAUM und Stina KOBELL: Die Schwäbische Kunst im 19. und 20. Jahrhundert. Stuttgart 1952.
- FRANK, Georg (1993): Das Zisterzienserkloster Maulbronn. Die Baugeschichte der Klausur von den Anfängen bis zur Säkularisierung. Hildesheim 1993.
- DERS. (1997): Der Umgang mit dem Denkmal Kloster Maulbronn. In: ZWLG Jg. 56 (1997), S. 447–458.
- FRANZ, Hermann: Studien zur kirchlichen Reform Josephs II. Freiburg i. Br. 1908.
- FRÖLICH, Marie: Moller in seiner Zeit. Darmstadt 1952.
- FRÜHWALD, Wolfgang: Mönch und Nonne in der Literatur der deutschen Romantik. In: *K* Benediktbeuren 1991, S. 108–110.
- Fürstenbau Ochsenhausen. Joseph-Gabler-Hauptschule. Ein Projekt der Staatlichen Hochbauverwaltung. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg. Stuttgart 1992.
- GEIER, Fritz: Die Durchführung der kirchlichen Reformen Josephs II. im vorderösterreichischen Breisgau. Stuttgart 1905.
- GEISENHOF, Georgius: Kurze Geschichte des vormaligen Reichsstifts Ochsenhausen. Otto-beuren 1829. Maschinenschriftl. Abschrift von 1967 beim Staatlichen Vermögens- und Hochbauamt Ulm.
- GEMMERT, Franz Josef: Die Schicksale der Textilfabriken in den säkularisierten Breisgauer Klöstern. In: *Schau-ins-Land* Jg. 77 (1959), S. 62–69.
- Geschichte von Württemberg, neu erzählt für den Bürger und Landmann. Hg. vom Calwer Verlagsverein. Stuttgart 1843.
- GNÄDINGER, Hellmut (1982): Zur Geschichte des Klosterwaldes Allerheiligen und des aus ihm hervorgegangenen Staatswaldes. Stuttgart 1982.
- DERS. (1987a): Die Jagd im Klosterwald Allerheiligen. In: *Die Ortenau* Jg. 67 (1987), S. 176–181.
- DERS. (1987b): Allerheiligen nach der Auflösung des Klosters. In: *Die Ortenau* Jg. 67 (1987), S. 182–196.
- DERS. (1996): Die Versorgung des Klosters, vornehmlich durch die eigene Land- und Landwirtschaft. In: 800 Jahre Allerheiligen. Hg. von den Städten und Gemeinden des Renchtales. Offenburg 1996, S. 69–85.
- GOHL, Eberhard: Die Entstehung des Klosters. In: Kloster Maulbronn 1178–1978. Hg. vom Seminarephorat Maulbronn und vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Maulbronn 1978, S. 25–45.
- GOLLWITZER, Heinz: Zur Auffassung der mittelalterlichen Kaiserpolitik im 19. Jahrhundert. In: Rudolf VIERHAUS und Manfred BOTZENHART (Hgg.), Dauer und Wandel der Geschichte. Aspekte europäischer Vergangenheit. Festgabe für Kurt von Raumer. Münster 1966, S. 483–512.
- GOOSS, Gisela: Kloster Chorin. Geschichte, Geist, Gegenwart. Berlin 1998.
- GRADMANN, Eugen (1899): Die Portal-Umrahmungen aus der Prälatur zu Ochsenhausen. Biberach 1899.
- DERS. (1912a): Anweisungen zur Denkmalpflege. Hg. im Auftrag des Königl. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens. Stuttgart 1912.
- DERS. (1912b): Das Königliche Landeskonservatorium und die Denkmalpflege in Württemberg. In: Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Königl. Altertümersammlung in Stuttgart 1912. Stuttgart 1912, S. 17–22.

- GRAF, Johann Heinrich: Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen in elf Kupferstichen. Tübingen 1828.
- GRIESINGER, Theodor: Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet. ND der Ausgabe von 1866, Frankfurt/M. 1978.
- GRIMM, Ulrike: Das Badische Landesmuseum in Karlsruhe. Zur Geschichte seiner Sammlungen. Karlsruhe 1993.
- GRIMMELSHAUSEN, Hans Jakob Christoffel von: Der abenteuerliche Simplicissimus. ND Frankfurt/M. 1983.
- GRUBE, Walter: Altwürttembergische Klöster vor und nach der Reformation. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte Jg. 109 (1973), S. 139–150.
- DERS. (1975): Vogteien, Ämter, Landkreise in Baden-Württemberg, Bd. 1: Geschichtliche Grundlagen. Hg. vom Landkreistag Baden-Württemberg. Stuttgart 1975.
- GRUBER, Ewald: Geschichte des Klosters Ochsenhausen. Diss. Universität Tübingen 1956 (unveröffentlicht).
- GÜBLER, Hans-Martin: Der Vorarlberger Barockbaumeister Peter Thumb 1681–1766. Sigmaringen 1972.
- GÜNZEL, Klaus: Die deutschen Romatiker. Zürich 1995.
- GURLITT, Cornelius (1889): Geschichte des Barockstiles und des Rococo in Deutschland. Stuttgart 1889.
- DERS. (1921): Die Pflege der kirchlichen Kunstdenkmäler. Leipzig/Erlangen 1921.
- DERS. (1924): Die deutsche Kunst seit 1800. Berlin 1924.
- GUTGESELL, Theodor: Das Kloster Lichtenthal bei Baden, dessen Kirche und Gruftkapelle. Würzburg/Wien 1888.
- HABÖCK, Franz: Das Jüngste Gerücht aus Maulbronn. Die Denkmalpflege und das Loch in der Klosterscheune. In: Christ und Welt Jg. 19 (1966) H. 13, S. 25.
- HAERING, Hermann: 100 Jahre Geschichts- und Altertumsverein (1843–1943). In: ZWLG Jg. 7 (1943), S. 1–6.
- HÄFNER, Klaus (Bearb.): Großherzog Leopold von Baden, 1790–1852, Regent – Mäzen – Bürger. Karlsruhe 1990.
- HAGEL, Jürgen (1997 a): Hofkupferstecher August Seyffer und die vaterländischen Altertümer. In: ZWLG Jg. 56 (1997), S. 181–203.
- DERS. (1997 b): Die Seyffers von Lauffen. Nürtingen 1997 (unveröffentlichtes Vortragsmanuscript).
- HAHN, Dorothea: Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Reichenbach. In: Kloster Reichenbach. Hg. von der Gemeinde Baiersbronn. Freudenstadt 1982.
- HAMMER, Felix: Die geschichtliche Entwicklung des Denkmalrechts in Deutschland. Tübingen 1995.
- Handbuch der historischen Stätten Deutschlands. Bd. 6: Baden-Württemberg. Hg. von Max MILLER und Gerhard TADDEY, Stuttgart <sup>2</sup>1980.
- HARTMANN, Günter: Die Ruine im Landschaftsgarten. Worms 1981.
- HARTMANN, Idis Birgit: Von Pflug bis Emminger: Die Biberacher Malschule. In: Otto BORST (Hg.), Aufruhr und Entsagung. Vormärz 1815–1848 in Baden und Württemberg. Stuttgart 1992, S. 366–405.
- HASSLER, Konrad Dietrich (1860): Die Kunst- und Altertumsdenkmale Württembergs. Teil 1. In: Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Jg. 1859, Stuttgart 1860, S. 62 f.
- DERS. (1863): Die Kunst- und Altertumsdenkmale Württembergs. Teil 2. In: Württembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Jg. 1862, Stuttgart 1863, S. 79 f.
- DERS. (1864): Wie sind alte Kirchen bei ihrer Restauration zu behandeln? In: Christliches Kunstblatt. Lahr 1864, S. 102–107.

## XXIV

- HAUFFE, Dieter: „Die Klosterstadt auf dem Berg“. Bauten, Höfe, Plätze, Gärten als Sanierungsaufgabe 1960–1990. In: Max HEROLD (Hg.), Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur oberschwäbischen Landstadt. Weissenhorn 1994, S. 741–757.
- HEID, Hans: Allerheiligen, das Kloster im Schwarzwald. Oberkirch 1936.
- HEIDEGGER, Heinrich und Hugo OTT (Hgg.): St. Blasien. Festschrift aus Anlaß des 200jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrkirche. München 1983.
- HEIDELOFF, Carl Alexander von: Die Kunst des Mittelalters in Schwaben. Denkmäler der Baukunst, Bilderei und Malerei. Illustriert von Carl Friedrich Beisbarth. Stuttgart 1855.
- HEIDELOFF, Victor: Ansichten des herzoglich-württembergischen Landes Hohenheim. Nürnberg ca. 1795, ND Stuttgart 1986.
- HEINE, Barbara: Max Joseph Wagenbauer. Oberbayerisches Archiv, Bd. 95. München 1972.
- HEIZMANN, Ludwig: Das Prämonstratenserkloster Allerheiligen i. R. Oberkirch 1924.
- HERMELINK, Heinrich: Geschichte der evangelischen Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart. Stuttgart/Tübingen 1949.
- HEROLD, Max (Hg.): Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur oberschwäbischen Landstadt. Weissenhorn 1994.
- HERR, Franz Josef: Das Kloster Lichtenthal, dessen Kirche und Kapelle. Karlsruhe 1833.
- HESSE, Wolfgang: Ansichten aus Schwaben. Kunst, Land und Leute in Aufnahmen der ersten Tübinger Lichtbildner und des Fotografen Paul Sinner (1838–1925). Tübingen 1989.
- HEUNISCH, Adam Ignaz Valentin (1836): Beschreibung des Großherzogthums Baden. Stuttgart 1836, ND Freiburg i. Br. 1978.
- DERS. (1847): Les ruines de l'abbaye d'Allerheiligen. Leurs environs et les cascades dans le ravin des Buttenschroeffen. Sept vues par Louis Steinbach. Baden-Baden 1847.
- DERS. (1857): Das Großherzogthum Baden historisch – geographisch – statistisch – topographisch beschrieben. Mit Beigaben von J. Bader. Heidelberg 1857.
- HEUSS, Theodor: Von Ort zu Ort. Wanderungen mit Stift und Feder. Hg. von Friedrich KAUFMANN und Hermann LEINS. Tübingen 1959.
- HIMMELHEBER, Georg: Staatliche Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1858–1958. In: Staatliche Denkmalpflege in Württemberg 1858–1958. Stuttgart 1960, S. 9–24.
- Hirsau. St. Peter und Paul 1091–1991. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10. Hg. vom LDA. Stuttgart 1991
- HIRSCH, Fritz: Aktenbemerkung über die Renovation der Fürstlichen Totenkapelle im Kloster Lichtenthal 1914/15. Typoskript, LiKA, Akte Fritz Hirsch.
- Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Hg. von Edmund JÖRG und Franz BINDER, Jg. 102 (1888) Bd. 2.
- HOFERER, Horst (1995): Allerheiligen. Kloster – Ruine – Wasserfälle. Offenburg 1995.
- DERS. (1996): Allerheiligen nach der Klosterauflösung bis heute – Romantik und Tourismus. In: 800 Jahre Allerheiligen. Hg. von den Städten und Gemeinden des Renchtales. Offenburg 1996, S. 177–192.
- HOFSTÄTTER, Hans H. (Hg.): Kunst und Künstler in Baden. Stuttgart 1995.
- HÖGERLE, Christiane und Sabine ZOLLER: Bad Herrenalb. Vom Kloster zum Kurort. Bad Liebenzell (o. J.).
- HÖHLE, Eva-Maria: Das Gefühl in der Denkmalpflege. In: Das Denkmal Jg. 52 (1994), S. 128–132.
- HOLZWARTH, Georg: Bei einem Wirte wundermild. Literarische Gasthäuser in Baden-Württemberg. Stuttgart 1990.
- HÖMIG, Dieter: Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 und seine Bedeutung für Staat und Kirche, unter besonderer Berücksichtigung württembergischer Verhältnisse. Tübingen 1969.
- HUBER, Bernhard: Beziehungen des Klosters Allerheiligen zu Straßburg und Bad Peterstal. In: 800 Jahre Allerheiligen. Hg. von den Städten und Gemeinden des Renchtales. Offenburg 1996, S. 165–175.

- HUBER, Ernst Rudolf und Wolfgang HUBER: Staat und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 1, Berlin 1973.
- HÜBSCH, Heinrich: In welchem Style sollen wir bauen? Karlsruhe 1828.
- DERS. (1847): Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur. Stuttgart/Tübingen 1847.
- HUCH, Ricarda: Die Romantik. Tübingen/Stuttgart 1951.
- HUMBACH, Rainer (1995 a): Die alte Ludwigskirche in Freiburg. Die Versetzung der Tennenbacher Klosterkirche und ihr Wiederaufbau. Magisterarbeit am Kunsthistorischen Institut der Universität Freiburg, 1995 (unveröffentlicht, Exemplar beim LDAF).
- DERS. (1995 b): Von Tennenbach nach Freiburg – der erste Bau der Ludwigskirche. In: Freiburger Diözesan-Archiv Jg. 115 (1995), S. 279–314.
- HUMMEL, Herbert: Geist und Kirche. Blaubeurer Klosterschüler und Seminaristen. Biographische Skizzen aus vier Jahrhunderten. Alb und Donau, Kunst und Kultur, Bd. 17. Ulm 1998.
- HÜMMELCHEN, Bernhard: Die Benediktsvita im ehemaligen Kloster Ochsenhausen – Eine Rarität in Oberschwaben. In: Schwäbische Heimat Jg. 47 (1996) H. 3, S. 254–263.
- HUSE, Norbert (Hg.): Denkmalpflege. Deutsche Texte aus drei Jahrhunderten. München 1984.
- HUTH, Hans: Sicherungs- und Erhaltungsarbeiten an der Ruine des Klosters Frauenalb 1958–1974. In: Badische Heimat Jg. 57 (1977), S. 247–256.
- HYMANS, M. L. und François STROOBANT (Hgg.): Le Rhin monumental et pittoresque. Francfort à Constance. Aquarelles d'après nature lithographiées en plusieurs teintes par F. Stroobant avec un texte descriptif par M. L. Hymans. Bruxelles/Leipzig (o.J.).
- IRTENKAUF, Wolfgang: Unterm Rad: Maulbronn. In: Schwäbische Heimat Jg. 29 (1978) H. 1, S. 85–96.
- ISEKEN, Rainer: Denkmalpflege im Bezugsrahmen von Geschichte und Gegenwart. Diss. Techn. Hochschule Aachen 1977.
- ISELE, Eugen: Die Säkularisation des Bistums Konstanz und Reorganisation des Bistums Basel. Basel/Freiburg i. Br. 1933.
- JÄCK, Joachim Heinrich: Galerie der vorzüglichsten Klöster Deutschlands. Nürnberg 1831 und 1833.
- JAKOB, G.: Die Kunst im Dienst der Kirche. Regensburg 1857.
- JENISCH, Eberhard Fr.: Monumenta Monasterii Mulifontani collecta et delineata. (o. O.) 1769 (Exemplar im StadtM).
- Justinus Kerner Dichter und Arzt: 1786–1862. Bearbeitet von Friedrich PFÄFFLIN und Reinhard TGAHRT. In: Marbacher Magazin (Sonderheft) Jg. 39 (1986).
- KAISER, Gerhard: Pietismus und Patriotismus im literarischen Deutschland. Frankfurt/M. 1973.
- KAISER, Paul: Das sogenannte Eisenacher Regulativ von 1861: ein kirchenrechtliches Phantom. In: Klaus RASCHZOK und Reiner SÖRRIES (Hgg.). Geschichte des protestantischen Kirchenbaus. Festschrift für Peter Poscharsky zum 60. Geburtstag. Erlangen 1994, S. 114–118.
- KÄPPLEIN, Rudolf: Die gußeisernen Säulen der „Klosterkaserne“ in Konstanz. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1988 des SFB 315. Berlin 1989, S. 247–256.
- KAUFMANN, Gertrud: Eugen Gradmann. In: ZWLG Jg. 1 (1937), S. 224–248.
- KAUFMANN, Karl: Der ehemalige Klosterflecken Schussenried von der Säkularisation bis zum Ersten Weltkrieg. In: Hubert KOHLER (Hg.), Bad Schussenried. Geschichte einer oberschwäbischen Klosterstadt. Sigmaringen 1983, S. 141–182.
- KAUSS, Dieter: Zur Geschichte des Konvents und der Pfarreien des Klosters Allerheiligen. In: Die Ortenau Jg. 67 (1987), S. 173–175.

- KESSLER, Paul Wilhelm von (1888 a): Wanderungen durch Württemberg's letzte Klosterbauten. In: Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland, hg. von Edmund JÖRG und Franz BINDER. Jg. 102 (1888) Bd. 2, S. 260–346.
- DERS. (1888 b): Württemberg's kirchliche Kunsterthümer. Rottenburg a. N. 1888.
- DERS. (1906): Wanderungen durch Württemberg's letzte Klosterbauten. In: DERS., Aus Kunst und Leben. Freiburg i. Br. 1906, S. 111–197.
- KERNER, Justinus (1811): Das Wildbad im Königreich Württemberg nebst Nachrichten über die benachbarten Heilquellen Liebenzell und Teinach und das Kloster Hirsau. 1811, ND Bad Liebenzell 1985.
- DERS. (1981): Ausgewählte Werke (Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit). Hg. von Gunter GRIMM. Stuttgart 1981.
- KINDLERS neues Literatur-Lexikon. Hg. von Walter JENS. München 1996.
- KIRCHER, Gerda: Vedute und Ideallandschaft in Baden und der Schweiz: 1750–1850. Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen Nr. 8. Heidelberg 1928.
- KIRMEIER, Josef: Einzug von Kirchengut und Säkularisation. Die Begriffe und ihre Geschichte bis zur Französischen Revolution. In: *K* Benediktbeuren 1991, S. 23–27.
- KISLING, Hermann: Kloster Lorch, Bau- und Kunstgeschichte. Hg. von der Stadt Lorch. Schwäbisch Gmünd-Wetzgau 1990.
- KLEINMANNS, Joachim: Schau ins Land. Aussichtstürme. Marburg 1999.
- KLESSMANN, Eckart: Die deutsche Romantik. Köln 1991.
- Kloster Maulbronn 1178–1978. Hg. vom Seminarephorat Maulbronn und dem LDA. Maulbronn 1978.
- Das Kloster Ochsenhausen. Sternwarte und Armarium aus der Aufklärungszeit. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg. Stuttgart 1989.
- KLUCKHOHN, Paul: Die deutsche Romantik. Bielefeld/Leipzig 1924.
- KLUNZINGER, Karl (1849): Artistische Beschreibung der vormaligen Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Stuttgart 1849.
- DERS. (1854): Urkundliche Geschichte der vormaligen Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Mit einer Regesten enthaltenden Beilage. Stuttgart 1854.
- KNAPP, Ulrich (1988): Eine Mustersanierung des 19. Jahrhunderts. Die Instandsetzung der Klosterkirche Salem in den Jahren 1883 bis 1894. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg Jg. 17 (1988) H. 3, S. 138–146.
- DERS. (1997): Das Kloster Maulbronn. Geschichte und Baugeschichte. Stuttgart 1997.
- Das Königreich Württemberg. Eine Beschreibung nach Kreisen, Oberämtern und Gemeinden. Hg. von dem Königl. Statistischen Landesamt. 1. Bd: Allgemeiner Teil und Neckarkreis. Stuttgart 1904.
- KÖNNER, Klaus: Das Schicksal der Münsterausstattung nach der Säkularisation. Zur verlorenen Hauptorgel des Joseph Martin von Hayingen. In: Hermann Joseph PRETSCH (Hg.), 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten. Ulm 1989, S. 431–473.
- KOLB, Johann Baptist: Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden. 3 Bde. Karlsruhe 1813–1816.
- KORTH, Thomas: „Denkmalpflege“ – Überlegungen zu einem hundertjährigen Begriff. In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege Jg. 41 (1983) H. 1, S. 2–9.
- KORTHAUS, Johannes: Kunst und Wissenschaft im Großherzogtum Baden – Kultur als Integrationsfaktor. In: Hans H. HOFSTÄTTER (Hg.), Kunst und Künstler in Baden. Stuttgart 1995, S. 6–11.
- KRAUSS, Rudolf: Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Tübingen 1897–1899, ND Kirchheim/Teck 1975.
- KRENIG, Ernst Günther: Mittelalterliche Frauenklöster nach den Konstitutionen von Cîteau unter besonderer Berücksichtigung fränkischer Nonnenkonvente. In: *Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis* Jg. 10 (1954), S. 1–105.

- KRIMM, Konrad: Die Fürstenkapelle – ein Mausoleum der vaterländischen Geschichte. In: *K* Karlsruhe 1995, S. 147–158.
- KRINS, Hubert: Die Gründung der staatlichen Denkmalpflege in Baden und Württemberg. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg*. Sonderheft Jg. 12 (1983) Nr. 2, S. 34–42.
- DERS. (1988): *Die Kunst der Beuroner Schule*. Beuron 1988.
- KRÜGER, Jürgen: *Rom und Jerusalem. Kirchenbauvorstellungen der Hohenzollern im 19. Jahrhundert*. Berlin 1995.
- KRÜGER, Michael: *Einführung in die Geschichte der Leibeserziehung und des Sports. Teil 2: Leibeserziehung im 19. Jahrhundert. Turnen fürs Vaterland*. Schorndorf 1993.
- KÜHN, Margarete (Hg.): *Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk. Die Rheinlande*. Berlin 1968.
- Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg*. Hg. von Josef DURM, Adolf von OECHElhäuser und Ernst WAGNER. Bearbeitet von Max WINGENROTH. Tübingen 1908.
- Die Kunstdenkmäler Badens, Bd. 11: Stadtkreis Baden-Baden, 1. Abteilung: Die Kunstdenkmäler der Stadt Baden-Baden*. Bearbeitet von Emil LACROIX, Peter HIRSCHFELD und Heinrich NIESTER. Karlsruhe 1942.
- Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg*. Im Auftrag des Königl. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens herausgegeben.
- Inventar Neckarkreis*. Bearbeitet von Eduard PAULUS. Tafelband Eßlingen 1889.
- Inventar Schwarzwaldkreis*. Bearbeitet von Eduard PAULUS. Stuttgart 1897.
- Inventar Donaukreis, 1. Bd.*, hg. von Eduard PAULUS und Eugen GRADMANN. Eßlingen 1914.
- KURTZ, Hermann: *Gedichte*. Stuttgart 1836.
- LACROIX, Emil: *Hundert Jahre staatliche Denkmalpflege in Baden*. In: *Erhalten und Gestalten. 100 Jahre Denkmalpflege in Baden*. Hg. vom Landesgewerbeamt Baden-Württemberg, Außenstelle Karlsruhe, als Heft 1/2 1954 der Zeitschrift „Badische Werkkunst“. Karlsruhe 1954.
- LAHNSTEIN, Peter: *Bürger und Poet. Dichter aus Schwaben als Menschen ihrer Zeit*. Stuttgart 1966.
- LAISSE, Th.: *Das Benediktinerkloster Ochsenhausen 1100–1900. Litterarische Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg*. Stuttgart 1900, S. 231–236.
- LÄMMLER, August: *Die Reise ins Schwabenland. Mit Bildern der Landschaft, der Städte und des Volkslebens*. Stuttgart 1943.
- Land Baden-Württemberg, Kirchen und Klöster*. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg. Stuttgart/Zürich 1980.
- Landesakademie für die musizierende Jugend in Baden-Württemberg, Ochsenhausen*. Bad Schussenried 1998.
- LANG, Gustav (1938): *Geschichte der württembergischen Klosterschulen von ihrer Stiftung bis zu ihrer endgültigen Verwandlung in Evangelisch-theologische Seminare*. Stuttgart 1938.
- DERS. (1953): *Führer durch das Kloster Maulbronn*. Brackenheim 1953.
- LANGNER, Albrecht: *Säkularisation und Säkularisierung im 19. Jahrhundert*. München 1978.
- LANKHEIT, Klaus: *Caspar David Friedrich und der Neuprotestantismus*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur- und Geisteswissenschaft* Jg. 24 (1950), S. 129–143.
- LEHMANN, Benno: *Karl Weysser (1833–1904). Badischer Architektur- und Landschaftsmaler. Monographie und Werkverzeichnis*. Heidelberg 1996.
- Lexikon der Kunst. Architektur, Bildende Kunst, Angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie*. Leipzig 1978.
- LINCK, Otto: *Kloster Maulbronn. Deutsche Lande, Deutsche Kunst*. Berlin 1938.
- LÖCHER, Kurt: *Die Stauer in der bildenden Kunst*. In: *K* Stuttgart 1977, Bd. 3, S. 291–306.
- LOHMEYER, Karl: *Heidelberger Maler der Romantik*. Heidelberg 1919.

## XXVIII

- LORCK, Karl von: Goethe und Lessings Klosterhof im Schnee. In: Wallraff-Richartz-Jahrbuch 9, 1936, S. 205–222.
- LORENT, Jakob August (1866): Denkmale des Mittelalters in dem Königreiche Württemberg, 1. Abtheilung (Maulbronn, Bebenhausen, Hirschau, Alpirsbach, Herrenalb). Mannheim 1866.
- DERS. (1870): Wimpfen am Neckar. Stuttgart 1870.
- LÜBBE, Hermann: Säkularisierung. Geschichte eines ideenpolitischen Begriffs. Freiburg i. Br./München 1965.
- LÜBKE, Wilhelm: Reisebericht über Maulbronn. In: Deutsches Kunstblatt Jg. 49 (1855).
- LUTZ, Dietrich: Zur Geschichte der Ruinen. In: Hirsau. St. Peter und Paul 1091–1991. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg, Bd. 10, Teil 1. Hg. vom LDA. Stuttgart 1991, S. 63–72.
- DERS. (1997): Die Maulbronner Klosterbefestigung. In: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997, S. 345–367.
- MACK, Eugen: Geachtet und geehrt – Geächtet und vergessen – Prof. Dr. Fritz Hirsch. In: Badische Heimat Jg. 53 (1973), S. 330 f.
- MAHAL, Günther (1996): Wie der Esel wohl hieß? Ungeklärte Rätsel und offene Türen um und in das Maulbronner Kloster mit Photographien von Jakob August Lorent (1865) und Uta Süße-Krause (1986–1996). Pfaffenweiler 1996.
- DERS. (1997): Faust – Und Faust. Der Teufelsbündler in Knittlingen und Maulbronn. Tübingen 1997.
- MAIER, Konstantin: Die Äbte des Klosters Ochsenhausen im 17. und 18. Jahrhundert. In: Max HEROLD (Hg.), Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur oberschwäbischen Landstadt. Weissenhorn 1994, S. 362–390.
- MAINZER, Udo (Hg.): Paul Clemen. Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages. Jahrbuch der Rheinischen Denkmalpflege, Bd. 35. Köln 1991.
- MAJER-KYM, Ernst-Fr.: Die Bauten der Cisterzienser-Abtei Tennenbach. In: Oberrheinische Kunst. Vierteljahresberichte der oberrheinischen Museen Jg. 2 (1926/1927). Freiburg i. Br. 1928, S. 87–123.
- MALKOWSKY, Georg: Die Kunst im Dienst der Staatsidee. Berlin 1912.
- MANN, Albrecht: Die Neuromanik. Eine rheinische Komponente des Historismus des 19. Jahrhunderts. Köln 1966.
- MANN, Golo: Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt/M. 1992.
- MARQUARDT, Ernst: Geschichte Württembergs. Erweiterte Neuausgabe mit einem Rückblick auf die Entstehung des Südweststaates von Theodor ESCHENBURG. Stuttgart <sup>3</sup>1985.
- Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997.
- MAURER, Hans-Martin: Justinus Kerner, die Burg Weinsberg und der Frauenverein. In: ZWLG Jg. 59 (1999), S. 165–182.
- MAY, Johannes: Bibliotheksaal Schussenried. Bad Buchau 1991.
- MAYER, Robert: Altes und Neues aus Maulbronn und Umgebung. Maulbronn 1927.
- MECKEL, Carl Anton: Romanische und gotische Baukunst in der Ortenau. In: Badische Heimat Jg. 22 (1935), S. 103–120.
- MEINECKE, Friedrich: Die Entstehung des Historismus. München <sup>2</sup>1946.
- MEMMINGER, Johann Daniel Georg von: Beschreibung von Württemberg nebst einer Übersicht seiner Geschichte. Hg. von dem Königl. statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart/Tübingen 1823, 3/1841.
- METTLER, Adolf: Zur Klosteranlage der Zisterzienser und zur Baugeschichte Maulbronnens. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. Jg. 18 (1909), S. 1–159.

- DERS. (1927): Mittelalterliche Klosterkirchen und Klöster der Hirsauer und Zisterzienser in Württemberg. Stuttgart 1927.
- DERS. (1935): Neue Beiträge zur mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters Maulbronn. In: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1934/35, S. 84–110.
- DERS. (1937): Der Name des Klosters Maulbronn. In: ZWLG Jg. 1 (1937), S. 316–334.
- MICHLER, Jürgen (1998): Das Thema „Umnutzung von Baudenkmalern“ im historischen Kontext. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg Jg. 27 (1998) H. 3, S. 125–127.
- DERS. (1999): Bebenhausen 1874/75: „Restauration“ des Sommerrefektoriums. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg Jg. 28 (1999) H. 2, S. 94–97.
- MILLER, Elise: Zur Jubel-Feier des ehemaligen Benediktiner-Klosters Ochsenhausen: 1100–1900. Balingen 1900.
- MOLLER, Georg: Denkmähler der deutschen Baukunst, Bd. 2 N. F., H. 7–10: Der Münster zu Freiburg in Breisgau. Darmstadt 1821–1830.
- MORITZ, Rainer: Der ganze Zauber dieser Gegend. Heilbronn 1989.
- MÖRSCH, Georg und Richard STROBEL: Die Denkmalpflege als Plage und Frage. Festgabe für August Gebeßler. München 1989.
- MÜHLEISEN, Hans-Otto: Philipp Jakob Steyrer. Freiburg i. Br. 1996.
- MÜLLER, Ernst: Kleine Geschichte Württembergs. Mit Ausblicken auf Baden. Stuttgart 1963.
- MUSPER, Heinrich T.: August Friedrich Seyffer (1774–1845), der Landschaftsradierer des Stuttgarter Klassizismus. In: Schwäbische Heimat Jg. 3 (1952) H. 4, S. 163–169.
- MÜSSENER, Hermann: Die Säkularisation der katholischen Kirche in Deutschland. Düsseldorf 1927.
- NAGEL, Gert K.: Schwäbisches Künstlerlexikon. Vom Barock bis zur Gegenwart. München 1986.
- NEUHÄUSER, Erika (Hg.): Goethe reist durchs Schwabenland. Aus Goethes Tagebüchern und Briefen. Zeichnungen von Fritz Busse. Stuttgart 1945.
- Neue Deutsche Biographie. Hg. von der historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin, 1953 ff.
- NIESTER, Heinrich: Die Kreuzigungsdarstellung des Lichtenberggrabmals in der Klosterkirche zu Lichtenthal bei Baden-Baden. In: Badische Heimat Jg. 32 (1952), S. 217–224.
- NIPPERDEY, Thomas: Kirchen als Nationaldenkmal. Die Pläne von 1815. In: Festschrift für Otto von Simson zum 65. Geburtstag. Hg. von Lucius GRIEBACH und Konrad RENGER. Berlin 1977, S. 412–431.
- OECHELHÄUSER, Adolf von: Geschichte der Großh. Badischen Akademie der Bildenden Künste. Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfeste. Karlsruhe 1904.
- Ossianische Werke. Deutsche Übersetzung von F. SPUNDA. Leipzig 1924.
- OST, Hans: Einsiedler und Mönche in der deutschen Malerei des 19. Jahrhunderts. Düsseldorf 1971.
- OTT, Hugo: Die Burg Zähringen und ihre Geschichte. In: Karl SCHMID (Hg.), Die Zähringer. Eine Tradition und ihre Erforschung. Sigmaringen 1986, S. 8–14.
- PARET, Oscar: Eduard Paulus. Kunsthistoriker, Archäologe und Dichter, 1837–1907. In: Schwäbische Lebensbilder, Bd. 5. Hg. von Hermann HAERING. Stuttgart 1950, S. 440–451.
- PAULUS, Eduard (1869): Das Kloster Maulbronn in Württemberg. In: Westermann's Jahrbuch der Illustrierten Deutschen Monatshefte, Bd. 26, N. F. 10 (1869), S. 366–372.
- DERS. (Bearb. 1873–1879): Die Cisterzienser-Abtei Maulbronn. 3 Hefte. Jahreshefte des Württembergischen Althertumsvereins, Bd. 2. Stuttgart 1873–1879.
- DERS. (1881): Zur Restaurierungsgeschichte von Hirsau und Alpirsbach. In: Beilage zum Staatsanzeiger für Württemberg Nr. 263, 9. November 1881.
- DERS. (1883): Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland. Stuttgart 1883.

- DERS. (1889): Geschichte der Restaurationen. In: Württemberg und sein König 1864–1889. Eine Festgabe zum 25jährigen Regierungs-Jubiläum Seiner Majestät des Königs Karl von Württemberg. Stuttgart 1889, S. 91–98.
- DERS. und Robert STIELER: Aus Schwaben. Schilderungen in Wort und Bild. Stuttgart 1887, ND Leinfelden-Echterdingen 1984.
- PFEIFFER, Berthold: Kultur und Kunst in Oberschwaben im Zeitalter des Barock, Rokoko und Klassizismus. In: Die Kunst- und Alterthumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Donaukreis, 1. Bd., 1914, S. 21–58.
- PFEILSCHIFTER Georg (1921): Die St. Blasianische Germania Sacra. Kaupen 1921.
- DERS. (1931): Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien. Karlsruhe 1931–1934.
- PFLUG, Johann Baptist: Erinnerungen eines Schwaben 1780–1830. Hg. von Matthäus GERSTER. Ulm <sup>3</sup>1936.
- PRESS, Volker: Die beiden Fürsten von Ochsenhausen (1803–1825). Franz Georg (1746–1818) und Clemens Wenzel Lothar Metternich (1773–1859). In: Max HEROLD (Hg.), Ochsenhausen. Von der Benediktinerabtei zur oberschwäbischen Landstadt. Weissenhorn 1994, S. 435–460.
- PRETSCH, Hermann Josef (Hg.): 900 Jahre Benediktinerabtei Zwiefalten. Ulm <sup>2</sup>1990.
- QUARTHAL, Franz (Bearb.): Die Benediktinerklöster in Baden-Württemberg. Germania Benedictina, Bd. 5: Baden-Württemberg. Augsburg 1975.
- QUAST, Ferdinand von: Die Kunst im Dienst der Kirche. In: Evangelische Kirchen-Zeitung Nr. 50 (1852), S. 433–436, 441–445, 449–451; Nr. 51 (1852), S. 521–526, 529–533.
- RAAB, Heribert: Geistige Entwicklungen und historische Ereignisse im Vorfeld der Säkularisation. In: Anton Rauscher (Hg.), Säkularisierung und Säkularisation vor 1800. München/Paderborn/Wien 1976, S. 9–41.
- DERS. (1989): Reich und Kirche in der frühen Neuzeit. Freiburg (CH) 1989.
- RAAF, Erwin: Klosterreichenbach. Ein kleiner Führer durch die Geschichte und Anlage des früheren Klosters. Baiersbronn (o. J.).
- RAHNER, Karl und Herbert VORGRIMMER (Hgg.): Kleines Konzilkompendium. Alle Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen des Zweiten Vaticanums in der bischöflich genehmigten Übersetzung. Freiburg i. Br. 1966.
- RAUSCHER, Anton: Säkularisierung und Säkularisation vor 1800. München 1976.
- RAVE, Paul Ortwin: Anfänge und Wege der deutschen Inventarisierung. In: Deutsche Kunst und Denkmalpflege Jg. 11 (1953), S. 73–90.
- Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte. Hg. vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte München. München, 1937ff.
- Reichsabtei Ochsenhausen. Geschichte und Kunst. Hg. von der Stadt Ochsenhausen. (o. O., o. J.)
- REIFF, Hans-Jörg: Kloster Ochsenhausen: Geschichte, Kunst, Gegenwart. Biberach 1985.
- RHEIDT, Klaus: Zur Geschichte der Sicherung historischer Bauten. Theoriediskussion und technische Entwicklung bei der Pflege von Baudenkmalen. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1990 des SFB 315. Berlin 1991, S. 91–155.
- RIBBROCK, Gerhard AUGUST und Wilhelm RINCKLAKE: Historismusarchitekten des späten 19. Jahrhunderts. In: Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 7. Bonn 1985.
- RIEGL, Alois (1905): Neue Strömungen in der Denkmalpflege. In: Mitteilungen der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale, 3. Folge, Bd. 4. Wien 1905, S. 85–97.
- DERS. (1929): Gesammelte Aufsätze. Augsburg/Wien 1929.
- RIMMELE, Fridolin (1938): Praktische Denkmalpflege am Kloster Maulbronn, 1938 (Typoskript in der Bibliothek der OFD Karlsruhe).
- DERS. (1939): Denkmalpflege am Kloster Maulbronn. In: Schwäbisches Heimatbuch Bd. 25. Stuttgart 1939, Anhang S. 13–18.

- DERS. (1950): Einzelheiten vom Kloster Maulbronn aus eigenem Wissen und aus den Erinnerungen und Erfahrungen des Klosterführers Gottfried Schempf, 1950/51 (Typoskript in der Bibliothek der OFD Karlsruhe).
- RÖDER, Philipp Ludwig Hermann: Geographie und Statistik Wirtembergs. Laybach in Krain 1787.
- RÖGELE, Karl (1926): Säkularisation und Untergang des Klosters Allerheiligen. In: Freiburger Diözesan Archiv Jg. 27 (1926), S. 326–374.
- DERS. (1927): Franz Josef Herr, Pfarrektor zu Kuppenheim 1778–1837. Karlsruhe 1927.
- RONIG, Franz J.: Die Denkmalpflege der katholischen Kirche. In: Schutz und Pflege von Baudenkmalern in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart 1980, S. 381–393.
- RÜCKERT, Peter: Die Bedeutung Maulbronn für die Siedlungsgenese zwischen Stromberg und Schwarzwald im Mittelalter. In: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997, S. 15–29.
- RÜMELIN: Aus den Kirchenbüchern von Maulbronn 1649–1806. Maulbronn 1928, S. 78–83.
- SANDER, Anita: Die Baulasten des Landes Baden-Württemberg als Folge der Säkularisation. In: Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, Protokoll der 73. Sitzung am 18. Februar 1989, S. 18–23 (unveröffentlicht).
- SATTLER, Christian Friedrich. (1752): Historische Beschreibung des Herzogthums Württemberg und aller desselben Städte, Clöster und darzu gehörigen Aemter, nach deren ehemaligen Besitzern, Schicksalen und sowohl historischen, als Natur-Merkwürdigkeiten. Stuttgart 1752, ND Stuttgart 1948.
- DERS. (1770): Geschichte des Herzogthums Württemberg unter der Regierung der Herzogen. Zweyter Theil. Ulm 1770.
- DERS. (1784): Topographische Geschichte des Herzogthums Württemberg und aller demselben einverleibten Herrschaften; worin die Städte, Klöster und derselben Ämter [...] ausführlich beschrieben sind; nebst einigen das Bürgerliche, Staats- und Lehensrecht erläuternden Anmerkungen. Stuttgart 1784.
- SAUER, Josef (1929): Die Kunst in der Ortenau. In: Die Ortenau Jg. 16 (1929), S. 343–433.
- DERS. (1931): Der Kölner Dom als Gotteshaus und Baudenkmal. In: Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz, Köln 1930, Tagungsbericht. Berlin 1931.
- DERS. (1933): Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. Freiburg i. Br. 1933.
- SAUTER, Franz: Die Klöster Württembergs. Stuttgart 1873.
- SCHAAB, Meinrad (1963): Die Zisterzienser-Abtei Maulbronn und ihre Bedeutung für die oberrheinische Landesgeschichte. In: Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein. Protokoll 36, 1963, S. 1–25.
- DERS. und Hansmartin SCHWARZMAIER (Hg. 1995): Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg), Bd. 2: Die Territorien im Alten Reich. Stuttgart 1995.
- SCHATZ, Klaus: Zwischen Säkularisation und Zweitem Vaticanum. Frankfurt/M. 1986.
- SHECK, Thomas: Denkmalpflege und Diktatur im Deutschen Reich zur Zeit des Nationalsozialismus. Berlin 1995.
- SCHEFOLD, Max (1927): Die Reichsabtei Ochsenhausen. Deutsche Kunstführer, Bd. 5. Augsburg 1927.
- DERS. (1956–1957): Alte Ansichten aus Württemberg, 2 Bde. Stuttgart 1956–1957.
- DERS. (1960): Friedrich August Seyffer. Kupferstecher und Landschaftsmaler 1774–1845. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 7. Hg. von Max MILLER und Robert UHLAND. Stuttgart 1960.
- DERS. (Hg.) (1981): Der Schwarzwald in alten Ansichten und Schilderungen. Sigmaringen 1981.

- SCHEIBLE, Johann (Hg.): Das Kloster: Weltlich und geistlich. Meist aus der ältern deutschen Volks-, Wunder-, Curiositäten und vorzugsweise komischen Literatur. Stuttgart 1847.
- SCHENK, Georg: Konrad Dietrich Haßler. In: Lebensbilder aus Schwaben und Franken, Bd. 10. Hg. von Max MILLER und Robert UHLAND. Stuttgart 1966.
- SCHEUFFELEN, Thomas: Land der Dichtung Dichters Lande. Stuttgart 1981.
- SCHINDELE, Sr. M. Pia: Die Abtei Lichtenthal. In: Wolfgang MÜLLER (Hg.), Die Klöster der Ortenau. Die Ortenau Jg. 59 (1979), S. 398–416.
- DIES. (o.J.): Aus der Geschichte der Abtei Lichtenthal. Lichtenthal (o.J.).
- SCHINDLING, Anton (Hg.): Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung: Land und Konfession 1500–1650, Bd. 5, Der Südwesten. Münster 1993.
- SCHLEGEL, Artur: Die Benediktiner-Kirche zu Weingarten. Weingarten 1925.
- SCHLEGEL, Friedrich: Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst. In: Kritische Schriften. Hg. von Wolf Dietrich RASCH. München 1956.
- SCHLEICH, Gottlieb: Kirche und Kolleg St. Blasien. München 1951.
- SCHLOSSER, Julius von: Vom modernen Denkmalkultus. In: Vorträge der Bibliothek Warburg, 1926/27. Leipzig 1930, S. 1–120.
- SCHMID, Anton (Hg.): Erlebtes Bad Schussenried. Lindenberg 1997.
- SCHMID, Hermann: Säkularisation und Schicksal der Klöster in Bayern, Württemberg und Baden. Überlingen 1975.
- DERS. (1980 a): Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811. Überlingen 1980.
- DERS. (1980 b): Die Säkularisation des Reichsstifts Salem durch Baden und Thurn und Taxis. Überlingen 1980.
- DERS. (1984): Ende und Erbe. Die Säkularisation St. Blasien. In: *K* St. Blasien 1984, Bd. 2, S. 303–305.
- DERS. (1987): Die Säkularisation und Mediatisierung in Baden und Württemberg. In: *K* Stuttgart 1987, Bd. 2, S. 135–155.
- SCHMIDT, Hartwig: Zur Entwicklung denkmalpflegerischer Richtlinien seit dem 19. Jahrhundert. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1989 des SFB 315. Berlin 1990, S. 1–23.
- DERS. (1991): „Der moderne Denkmalkultus“. Zur Aktualität der Denkmaltheorie der Jahrhundertwende. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1990 des SFB 315. Berlin 1991, S. 2–24.
- SCHMIDT, Paul F.: Zur kirchlichen Bauentwicklung Schwabens im Mittelalter unter besonderer Berücksichtigung Maulbronn. In: Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte, N. F. Jg. 12 (1903), S. 338–405.
- SCHMIDT-THOMÉ, Peter (1978): Archäologische Untersuchungen im ehemaligen Kloster Allerheiligen. In: Wolfgang MÜLLER (Hg.), Die Klöster der Ortenau. Die Ortenau Jg. 58 (1978), S. 342–347.
- DERS. (1979): Neue baugeschichtliche Ergebnisse zur Klosteranlage in Allerheiligen. Vortrag am 9. Februar 1979, Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V., Karlsruhe (unveröffentlichtes Vortragsmanuskript beim LDAF).
- SCHMIEDER, Ludwig: Das Benediktinerkloster St. Blasien. Augsburg 1929.
- SCHMITT, Franz Jakob: Die Bauthätigkeit der ehemaligen Prämonstratenser-Abtei Allerheiligen auf dem Schwarzwald. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, N. F. Bd. 9 (1894), S. 274–283.
- SCHMITT, Josef: Staat und Kirche. Freiburg i. Br. 1919.
- SCHNEIDER, Ambrosius u. a. (Hg.): Die Cistercienser. Geschichte, Geist, Kunst. Köln 1986.
- SCHNEIDER, Arthur von: Badische Malerei im 19. Jahrhundert. Karlsruhe 1968.
- SCHNEIDER, Hugo: Geschichte des Klosters Allerheiligen im Schwarzwald. In: Wolfgang MÜLLER (Hg.), Die Klöster der Ortenau. Die Ortenau Jg. 58 (1978), S. 348–387.

- DERS. (1986): Die Klosterschule von Allerheiligen. Aus der Jugenderinnerung des ehemaligen Regierungsdirektors Josef Ignaz Peter. In: *Die Ortenau* Jg. 66 (1986), S. 348–356.
- SCHNEIDER, Reinhold: Kloster Allerheiligen. In: *Badische Heimat* Jg. 30 (1951), S. 12–15.
- DERS. (1953): Kloster Lichtenthal. In: *Badische Heimat* Jg. 32 (1953), S. 225–229.
- SCHOLZ, Volker: Einige Gedanken zum Verhältnis von Sponsoring und Denkmalpflege. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* Jg. 26 (1997) H. 4, S. 137–140.
- SCHÖNHUTH, Ottmar F. H. (1836): *Chronik des ehemaligen Klosters Reichenau, der ersten Pflanzschule süddeutscher Bildung, Wissenschaft und Kunst*. Freiburg i. Br. 1836.
- DERS. (1860): *Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Württembergs und der Preußisch-Hohenzollern'schen Landestheile mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen*, Bd. 1–5. Stuttgart 1860/1861.
- DERS. (1865): *Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen*, Bd. 3. Lahr 1865.
- SCHOTT, Albert: *Beschreibung des Oberamts Maulbronn*. Vaihingen 1841.
- SCHREIBER, J. Heinrich (1820): *Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Freiburg im Breisgau*. (o. O.) 1820.
- DERS. (1825): *Denkmale deutscher Baukunst des Mittelalters am Ober-Rhein*. Bd. 1: Konstanz. Freiburg i. Br. 1825.
- DERS. und August von BAYER (1829): *Denkmale Deutscher Baukunst des Mittelalters am Ober-Rhein*. Herausgegeben von einem Vereine vaterländischer Kunstfreunde. 1. Kirchen in Konstanz 1825. 2. Das Münster zu Freiburg 1826. 3. Das Münster zu Straßburg. (o. O.) 1829.
- SCHREINER, Klaus und Hans-Georg HOFACKER: Spätmittelalterliche und neuzeitliche Stauer-Überlieferungen in Schwaben und Württemberg. In: *K* Stuttgart 1977, Bd. 3, S. 311–325.
- SCHUHMANN, Günther: *Die Hohenzollern-Grablegen in Heilsbronn und Ansbach*. Große Kunstführer 159. München 1989.
- SCHULZ, Hans Jürgen: Salem nach der Säkularisation. In: Reinhard SCHNEIDER (Hg.), *Salem. 850 Jahre Reichsabtei und Schloß*. Konstanz 1984, S. 155–191.
- SCHULZE, Jörg: Die Instandsetzung der Chorruine des Klosters Heisterbach. In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* Jg. 44 (1986) H. 2, S. 194–202.
- SCHWAB, Gustav: *Wanderungen durch Schwaben*. Mit 30 Stahlstichen nach Zeichnungen von Ludwig Mayer. Leipzig 1836, ND München 1979.
- Schwäbisches Taschenbuch*. Mit Beiträgen von PFISTER, LEBRET, Th. HUBER, HAUG, NEUFER, G. SCHWAB u. a. Stuttgart 1820.
- SCHWARZ, Georg: Wiederentdeckte Malereien im Kloster Maulbronn. In: *Hochland* Jg. 37 (Okt. 1939/Sept. 1940), S. 85 f.
- SCHWARZMAIER, Hansmartin: Lichtenthal als Grablege der Markgrafen von Baden im 13. und 14. Jahrhundert. In: *K* Karlsruhe 1995, S. 23–34.
- DERS. (1996): Die Gründung des Stifts Allerheiligen. In: *800 Jahre Allerheiligen*. Hg. von den Städten und Gemeinden des Renchtales. Offenburg 1996, S. 35–52.
- SEIDEL, Paul (Hg.): *Der Kaiser und die Kunst*. Berlin 1907.
- SEIDENSPINNER, Wolfgang: Kloster und Landschaft. Zum Problem einer Morphologie der Kulturlandschaft aus denkmalpflegerischer Perspektive am Beispiel der historischen Funktionseinheit Kloster Maulbronn. In: *Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters*. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997, S. 555–573.
- SEILER, Alois: *Deutscher Ritterorden*. In: Meinrad SCHAAB und Hansmartin SCHWARZMAIER (Hgg.), *Handbuch der baden-württembergischen Geschichte*, Bd. 2: *Die Territorien im Alten Reich*, Stuttgart 1995, S. 610–636.
- SELLE, Maria Adelgundis O. Cist.: *Das heutige Kloster in seiner Lebenswirklichkeit*. In: *K* Karlsruhe 1995, S. 169–176.

#### XXXIV

- SENGER, Basilius (Hg.): Die Beuroner Benediktiner-Kongregation und ihre Klöster. Beuron 1989.
- SETZLER, Wilfried: Kloster Zwiefalten. Eine schwäbische Benediktinerabtei zwischen Reichsfreiheit und Landsässigkeit. Sigmaringen 1979.
- SIEBENMORGEN, Harald: Peter (P. Desiderius) Lenz, der Begründer der *Beuroner Kunstschule* 1832–1928. Haigerloch 1978.
- DERS. (1983): Die Anfänge der „Beuroner Kunstschule“. Sigmaringen 1983.
- SIEBERT, H. Dietrich: Kloster Lichtenthal. In: *Badische Heimat* Jg. 24 (1937), S. 294–302.
- SIEFERT, A.: Die Ortenau im Bilde II. In: *Die Ortenau* Jg. 8 (1921), S. 9–20.
- SIGWART, Jörg (1992): Aspekte des Prämonstratenser-Klosters Allerheiligen im Schwarzwald. Lizentiatsarbeit am Kunsthistorischen Seminar der Universität Basel, 1992 (unveröffentlicht, Exemplar beim LDAF).
- DERS. (1993): Die Burgen als Ausflugs- bzw. Reiseziele. In: *K Freiburg* 1993, S. 36–42.
- SOMMERHAGE, Claus: *Deutsche Romantik*. Köln 1988.
- SONTAG, Erwin: Ochsenhausen. Reichsgotteshaus St. Georg der ehem. Benediktinerabtei Wannweil (o.J.).
- SPAHR, Gebhard: Zur Geschichte der Benediktinerabtei Petershausen 983–1802. In: *K Konstanz* 1983, S. 9–40.
- SPEITKAMP, Winfried: *Die Verwaltung der Geschichte*. Göttingen 1996.
- SPRÜNGLI, J.: *Album für Rippoldsau und die Bäder Griesbach, Peterstal [...] nebst Wolfach, Freudenstadt und Allerheiligen*. Frankfurt/M. (o.J.).
- Staatliche Denkmalpflege in Württemberg 1858–1958. Hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart/Tübingen 1960.
- STAATSMANN, Karl: Die Klosterkirche in Allerheiligen im Schwarzwald und ihr Zustand im 13. und 16. Jahrhundert. In: *Die Ortenau* Jg. 5 (1914), S. 1–11.
- STAEDELE, Alfons: Kloster Lichtental und die Säkularisation. In: *Die Ortenau* Jg. 37 (1957), S. 29–33.
- STÄLIN, Christoph Friedrich v.: *Württembergische Geschichte*. Erster Theil: Schwaben und Südfranken von der Urzeit bis 1080, Stuttgart 1841. Zweiter Theil: Schwaben und Südfranken Hohenstaufenzeit 1080–1268, Stuttgart/Tübingen 1847. Dritter Theil: Schwaben und Südfranken Schluß des Mittelalters 1269–1496, Stuttgart 1856. Vierter Theil: Schwaben und Südfranken vornehmlich 16. Jahrhundert. Stuttgart 1873.
- STANGL, Anja und Frank Thomas LANG (Bearb.): *Mönche und Scholaren. Funde aus 900 Jahre Kloster Alpirsbach*. Hg. von der OFD Karlsruhe, Referat Staatliche Schlösser und Gärten. Karlsruhe 1995.
- STEPHANY, Erich: In einem Boot. Kirche und Denkmalpflege in und nach 25 Jahren. In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* Jg. 28 (1970), S. 75–78.
- STIEVERMANN, Dieter (Hg.): *Geschichte der Stadt Biberach*. Stuttgart 1991.
- STILLERFRIED, Rudolf Freiherr von: *Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern*. Berlin 1838–1867.
- STOBER, Karin (1995): Zur Baugeschichte des Klosters Lichtenthal seit dem 16. Jahrhundert. In: *K Karlsruhe* 1995, S. 95–120.
- DIES. (1996): Maulbronn und das Denkmalverständnis im 19. Jahrhundert. In: *Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1993 des SFB 315*. Berlin 1996, S. 227–240.
- DIES. (1997): Denkmalpflege zwischen künstlerischem Anspruch und Baupraxis. Zur Veränderung des Baudenkmal Maulbronn zwischen 1840 und 1938. In: *Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg*, Bd 7. Hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg. Stuttgart 1997, S. 531–553.
- [DIES. 1997]: Allerheiligen Stadt Oppenau, Ortenaukreis. In: Georg DEHIO, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II*, bearbeitet von D. ZIMDARS u. a. München 1997, S. 7f.

- DIES. (2001): Geschichtszeugnis oder idealisierte Kulisse? Zur Veränderung des Baudenk-  
mals Maulbronn 1840–1938. In: *Burg und Kirche zur Stauferzeit. Akten der 1. Landauer  
Staufertagung 1997*. Hg. von Volker HERZNER und Jürgen KRÜGER. Regensburg 2001,  
S. 255–272.
- DIES. und Martin EHLERS: *Maulbronn. Das Kloster und die Maler. Eine Abtei in alten An-  
sichten*. Maulbronn 1998.
- STÖCKLE, Joseph (Hg.): *Führer durch Maulbronn und Umgebung*. Woerl's Reisehandbü-  
cher. Würzburg 1889.
- STOPFEL, Wolfgang E. (1983 a): Das Amt des Konservators der kirchlichen Denkmäler in  
Baden. In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Sonderheft Jg. 12 (1983) H. 2*, S. 105–  
108.
- DERS. (1983 b): Gesamtanlagen als Schutzobjekt der Denkmalpflege, ein neues Problem? In:  
ebd. S. 78–83.
- DERS. (2000): Josef Sauer als Denkmalpfleger. In: *Freiburger Diözesan-Archiv Jg. 120  
(2000)*, S. 283–294.
- STORZ, Gerhard: *Schwäbische Romantik. Dichter und Dichterkreise im alten Württemberg*.  
Stuttgart 1967.
- STROBEL, Richard (1980): *Denkmalverzeichnis und Inventarisierung in Baden-Württemberg*.  
In: *ZWLG Jg. 39 (1980)*, S. 221–279.
- DERS. (1992): Die spätromanische Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd – ein „Luxusbau“  
von 1870? In: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg Jg. 21 (1992) H. 2*, S. 44–51.
- DERS. (1993): Zur Denkmalerforschung und Denkmalvermittlung in Baden-Württemberg.  
In: *Deutsche Kunst und Denkmalpflege Jg. 51 (1993) H. 1*, S. 57–65.
- STÜRMER, Michael: *Das ruhelose Reich*. Berlin 1986.
- TESCHAUER, Otto: *Kloster Hirsau: ein Kurzführer*. Calw 1991.
- THEILMANN, Rudolf: *Johann Wilhelm Schirmers Karlsruher Schule*. Diss. Heidelberg 1971.
- DERS. und Edith AMMANN: *Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Kupferstichkabinett. Die deut-  
schen Zeichnungen des 19. Jahrhunderts*. Karlsruhe 1978.
- THOMA, Albrecht: *Geschichte des Klosters Frauenalb*. Karlsruhe 1898.
- THOMANN, Roland: *Schicksal einer Landschaft. Ein Lesebuch zur Geschichte des Kraich-  
gaus und seiner Orte. Ubstadt-Weiher* 1995.
- TRAEGER, Albert (Hg.): *Deutsche Kunst in Bild und Lied*. Leipzig 1867.
- TROST, Brigitte: *Domenico Quaglio 1787–1837. Monographie und Werkverzeichnis*. Mün-  
chen 1973.
- TWAIN, Mark: *A Tramp Abroad*. London/New York 1880.
- Unter Krummstab und Szepter. Ochsenhausen 1903–1993. Reichsabtei, Fürstentum, Ge-  
meinde*. Hg. von der OFD Stuttgart, Referat Staatliche Schlösser und Gärten. Stuttgart  
1993.
- VEHSE, Carl Eduard: *Die Höfe zu Baden*. ND Leipzig/Weimar 1992.
- VELTIN, Alexander: *Geschichte des Krankenhauses*. In: *Kloster Zwiefalten*. Hg. von der  
Vereinigung von Freunden der Geschichte Zwiefaltens, seines Münsters und Klosters  
e. V. Ulm 1986, S. 94–146.
- VISCHER, Friedrich Theodor: *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen*. Reutlingen/Leipzig  
1846/47.
- WAGNER, Monika: *Ansichten ohne Ende – oder das Ende der Ansicht? Wahrnehmungsum-  
brüche im Reisebild um 1830*. In: Hermann BAUSINGER u. a. (Hgg.), *Reisekultur. Von der  
Pilgerfahrt zum modernen Tourismus*. München 1991, S. 326–335.
- WALLER, Franz V.: „Wahren Werth hat allein die Photographie“. Die Dokumentation würt-  
tembergischer Baudenkmäler durch Jakob August Lorent in den Jahren 1865–1869. In:  
*Rettet die Bilder: Fotografie im Museum*. Hg. von der Landesstelle für Museumsbetreu-  
ung Baden-Württemberg. Stuttgart 1992, S. 70–79.
- WEECH, Friedrich von: *Badische Geschichte*. Karlsruhe 1890.

## XXXVI

- WENZEL, Fritz (1987): Zu den Baukonstruktionen der „Klosterkaserne“ in Konstanz und ihren Schäden. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1986 des SFB 315. Berlin 1987, S. 142–149.
- DERS. (1995): Behutsame Instandsetzung von Mauerwerk und Gründung. In: Arbeitsheft 13 (1995) des SFB 315: Bergbau und Denkmal. Erhaltung und Sicherung von Gründung und Mauerwerk. Karlsruhe 1995, S. 7–12.
- DERS. (1996): Behutsame Vorgehensweisen bei der Mauerwerksinstandsetzung. In: Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1994 des SFB 315. Berlin 1996, S. 139–154.
- DERS. und Uta HASSLER (1997): Hilft die Forschung den Denkmalen? Untersuchungen am Dormentbau des Klosters Maulbronn. In: Maulbronn. Zur 850jährigen Geschichte des Zisterzienserklosters. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 7. Hg. vom LDA. Stuttgart 1997, S. 317–344.
- WERNEBURG, Rudolf: Peter Thumb und seine Familie. Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 182. Straßburg 1916.
- Wessenbergs Bemühungen um die Erhaltung von Kapuzinerklöstern. In: Diözesan-Archiv von Schwaben Jg. 9 (1892) H. 20 v. 15. Okt. 1892, S. 76 f.
- WETTERER, Anton: Die Säkularisation des Ritterstifts Odenheim in Bruchsal. Wismar 1918.
- WETZER und WELTE's Kirchenlexikon oder Encyclopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Freiburg 1882–1901.
- WEYRES, Willy: Zur Frage der kirchlichen Denkmalpflege. In: Franz GRONER (Hg.), Die Kirche im Wandel der Zeit. Köln 1971, S. 675–681.
- WILDERMUTH, Otilie: Bilder und Geschichten aus Schwaben. Stuttgart (o.J.).
- WILHELM, Johannes: Kloster Alpirsbach – ein Denkmal in Gestalt und Nutzung vom 19. Jahrhundert bis heute. In: Alpirsbach. Zur Geschichte von Kloster und Stadt. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 10 Teil 2. Hg. vom LDA. Stuttgart 2001, S. 939–970.
- WILLBURGER, A.: Die Säkularisation und die Aufhebung der Prämonstratenserklöster in Württemberg. In: Freiburger Diözesan-Archiv, N. F. Jg. 28 (1927), S. 293.
- WILLIG, Wolfgang: Spurensuche in Baden-Württemberg: Klöster, Stifte, Klausen. Ein kulturhistorischer Führer. Wannweil 1997.
- WINTERFELD, Dethard von: Fachgutachten zum Antrag auf Aufnahme des Klosters Maulbronn in die Liste des Weltkulturerbes. Kunstgeschichtliches Institut der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Mainz 1988 (unveröffentlicht).
- WINTTERLIN, August: Württembergische Künstler in Lebensbildern. Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien 1895.
- WITTICH, Frank: Die Verpflichtung des Staates als Rechtsnachfolger der Klöster und Stifte. In: *K* Benediktbeuren 1991, S. 117–123.
- WÖRNER, Hans Jakob: Das Schicksal der Klostergebäude im Laufe der Jahrhunderte. In: *K* St. Blasien 1984, Bd. 2, S. 87–132.
- WOHLEB, Joseph Leo: 700 Jahre Kloster Lichtenenthal. Baden-Baden 1946.
- DERS. (1956): Zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Friedenweiler im Schwarzwald. In: *Schau-ins-Land* Jg. 74 (1956), S. 115–140.
- WOHLLEBEN, Marion: Konservieren oder restaurieren? Zur Diskussion über Aufgaben, Ziele und Probleme der Denkmalpflege um die Jahrhundertwende. Zürich 1989.
- WOLTERS, Agnes: Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenenthal/Baden-Baden. München 1953.
- WORMBS, Brigitte: Über den Umgang mit Natur. Frankfurt/M. 1981.
- Die württembergischen Klosterschulen und Seminare. Das evangelisch-theologische Seminar Urach 1818–1977. Hg. vom Verein für württembergische Kirchengeschichte in Zusammenarbeit mit dem Landeskirchlichen Archiv Stuttgart und dem Landeskirchlichen Museum. Metzingen 1991.
- XHAUFFLAIRE, Marcel: Feuerbach und die Theologie der Säkularisation. München 1972.

- ZELLER, Bernhard: Hermann Hesse. In: Baden-Württembergische Portraits. Gestalten aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Hans SCHUMANN. Stuttgart 1988.
- ZENTNER, Joseph: Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freierrbach und Sulzbach. Freiburg i.Br. 1827.
- ZIETZ, Peer: Frank Heinrich Schwechten. Kirche zwischen Zweckmäßigkeit und Repräsentation im deutschen Kaiserreich. Diss. FU Berlin 1987.
- ZIMMER, Petra: Die Funktion und Ausstattung des Altares auf der Nonnenempore: Beispiele zum Bildgebrauch in Frauenklöstern aus dem 13. und 16. Jahrhundert. Köln 1990.
- ZIMMERMANN, Eva: Die Klosterkirche Allerheiligen. Diss. Freiburg 1948 (Exemplar beim LDAF).
- ZIMMERMANN, Wilhelm: Die Geschichte Württembergs, nach seinen Sagen und Thaten dargestellt. Ludwigsburg 1835.
- ŽMEGAČ, Viktor (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur, Weinheim 1979–84. Digitale Bibliothek, Bd. 24, Sp. 1243–1251.
- ZOEGE VON MANTEUFFEL, Claus, Axel BURKARTH und Ursula ZELLER: Kunst und Künstler in Württemberg. Stuttgart 1996.
- ZUCHOLD, Gerd-H.: Der „Klosterhof“ des Prinzen Karl von Preußen im Park von Schloß Glienicke in Berlin. Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Beiheft 20 und 21. Berlin 1993.
- 800 Jahre Allerheiligen: Kloster und Kultur im Schwarzwald. Hg. von den Städten und Gemeinden des Renchtales. Offenburg 1996.

### Auktions- und Ausstellungskataloge

- K Benediktbeuren 1991: Glanz und Ende der alten Klöster. Hg. von Josef KIRMEIER und Manfred TREML unter Mitarbeit von Evamaria BROCKHOFF. Kloster Benediktbeuren 1991. München 1991.
- K Freiburg 1993: Badische Burgen aus romantischer Sicht. Augustinermuseum Freiburg 1993. Freiburg 1993.
- K Heidelberg 1983: Meisterwerke der Romantik aus den Beständen des Kurpfälzischen Museums der Stadt Heidelberg. Kurpfälzisches Museum Heidelberg 1983. Heidelberg 1983.
- K Karlsruhe 1965: Romantiker und Realisten. Maler des 19. Jahrhunderts in Baden. Hg. vom Badischen Kunstverein Karlsruhe. Karlsruhe 1965.
- K Karlsruhe 1975: Begleitheft zur Ausstellung August von Bayer. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 1975. Typoskript.
- K Karlsruhe 1983: Caroline Luise, Markgräfin von Baden 1723–1783. Badisches Landesmuseum Karlsruhe 1983. Stuttgart 1983.
- K Karlsruhe 1990: Kunst in der Residenz. Karlsruhe zwischen Rokoko und Moderne. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe 1990. Heidelberg 1990.
- K Karlsruhe 1995: Faszination eines Klosters. 750 Jahre Zisterzienserinnen-Abtei Lichtenenthal. Hg. von Harald SIEBENMORGEN. Badisches Landesmuseum 1995. Sigmaringen 1995.
- K Köln 1995/96: Über die Zerstreuung des Kulturguts nach der Säkularisation. Stadtmuseum Köln 1995/96. Köln 1995.
- K Konstanz 1983: 1000 Jahre Petershausen. Beiträge zu Kunst und Geschichte der Benediktinerabtei Petershausen in Konstanz. Rosgartenmuseum Konstanz 1983 und Badisches Landesmuseum Karlsruhe 1984. Konstanz 1983.
- K München 1978: Münchner Landschaftsmalerei 1800–1850. Hg. von Armin ZWEITE. Städtische Galerie im Lenbachhaus 1978. München 1978.

## XXXVIII

- K München 1987: Biedermeiers Glück und Ende ... die gestörte Idylle 1815–1848. Hg. von Hans OTTOMEYER. Stadtmuseum München 1987. München 1987.
- K Ochsenhausen 1995: Von Mönchen und gemeinen Leuten. 500 Jahre Klosterkirche Ochsenhausen 1495–1995. Ochsenhausen 1995.
- K Sotheby's 1995: Die Sammlung der Markgrafen und Großherzöge von Baden. Bd. 5, Versteigerung Baden-Baden, 5.–21. Oktober 1995.
- K St. Blasien 1984: Das Tausendjährige St. Blasien. Kloster St. Blasien 1984. Karlsruhe 1984.
- K Stuttgart 1977: Die Zeit der Staufer. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1977. Stuttgart 1977.
- K Stuttgart 1987: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1987. Stuttgart 1987.
- K Stuttgart 1993: Schwäbischer Klassizismus zwischen Ideal und Wirklichkeit 1770–1830. Hg. von Christian von HOLST. Staatsgalerie Stuttgart 1993. Stuttgart 1993.
- K Tübingen 1981: Mit dem Auge des Touristen: Zur Geschichte des Reisebildes. Bearbeitet von Petra BOPP. Kunsthalle Tübingen 1981. Tübingen 1981.

## Zeitungsartikel, Ausstellungstexte, Flyer

- Deutsches Volksblatt 1899, Nr. 61: Kloster Ochsenhausen.
- Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt. H. 2, 1864: Wie früher das Kloster erklärt wurde.
- Die Gartenlaube. Illustriertes Familienblatt. H. 2, 1887: Kloster Maulbronn.
- Kloster Ochsenhausen. Hg. von der OFD Stuttgart, Referat Staatliche Schlösser und Gärten. Faltblatt 1999.
- Kloster Weingarten. Kurzführer. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg, in Zusammenarbeit mit der OFD Stuttgart, Referat Staatliche Schlösser und Gärten. Faltblatt (o.J.).
- Klostermuseum Ochsenhausen. Ein Projekt der Staatlichen Vermögens- und Hochbauverwaltung Baden-Württemberg. Faltblatt, 1999.
- Landtag Württemberg-Hohenzollern im Kloster Bebenhausen. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg und der OFD Stuttgart, Referat Staatliche Schlösser und Gärten. Stuttgart 1992.
- Schwäbische Kronik des Schwäbischen Merkurs zweite Abteilung, II. Blatt Nr. 144, 29. März 1902: Kloster Maulbronn.
- Schwäbische Zeitung, 5. September 1965: Das Kloster Ochsenhausen.
- Südwestpresse, Der Ermstalbote, 28. September 1981: Die kostspielige Instandsetzung wird mit größter Sorgfalt betrieben.
- Südwestpresse, Der Ermstalbote, 11. September 1984: Ochsenhausen leuchtet wieder.
- Südwest-Presse, 10. April 1987: Kloster Ochsenhausen.
- Texttafel im Infozentrum Kloster Ochsenhausen: Die Instandsetzung der Klosteranlage 1964–1992, o. D.
- Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung. Nr. 47, 1885, S. 370–377: Die ehemalige Cisterzienser-Abtei Maulbronn (Kürzel: H. v. B.).
- Wir laden Sie ein, herzlich willkommen! Schlösser und Klöster für Ihre Veranstaltungen. Hg. vom Finanzministerium Baden-Württemberg und der OFD Stuttgart, Werbebrochure des Referats Staatliche Schlösser und Gärten. Ulm 1998.
- Die ZEIT. Nr. 17, 19. April 2000, S. 45 f.: Ballast abwerfen (Antje Vollmer).

## Einleitung

Mehr als 200 Ordensniederlassungen – Reichsabteien, landsässige, ständische und nichtständische Klöster, Propsteien, Reichs- und Kollegiatstifter sowie Niederlassungen der Ritterorden – waren zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet des Großherzogtums Baden und des Königreiches Württemberg von der Säkularisation betroffen. Alle wurden aufgehoben, nur acht Frauenkonvente unter der großherzoglich-badischen Krone hatten weiter Bestand – allerdings nicht als kirchliche Einrichtungen, sondern als staatliche Lehrinstitute mit einem klösterlichen Äußeren.

Nach der Vereinnahmung lag die Baulast für die Klostergebäude beim neuen Eigentümer. Durch die napoleonischen Kriege waren die Staaten jedoch wirtschaftlich ausgeblutet und konnten die Mittel für die Bauwerksunterhaltung kaum aufbringen. So stellte sich für den säkularisierten Besitz immer wieder die Frage: Was fängt man mit dem neu hinzugewachsenen Immobilienbestand an? Wie lassen sich die Gebäude sinnvoll und vor allem gewinnbringend nutzen? Die Frage war schwerer zu beantworten als sich die Besitzer dies vorgestellt hatten. Denn der Zugewinn an umbautem Raum war enorm und die Nachfrage eher zurückhaltend. Nicht genutzte Architektur zerfällt in der Regel und verschwindet letztlich. Konnte für die Gebäude und Räume keine neue Nutzung gefunden werden und waren sie für den Eigentümer unrentabel, so wurde zu guter Letzt wenigstens ihre Substanz, das Baumaterial, versilbert: Sie wurden als Steinbrüche offengelassen, als Baustoffressource verwendet und aufs neue verbaut.

Die Weiternutzung der Bauwerke, wie auch immer sie ausgerichtet war, sicherte grundsätzlich zunächst ihren Erhalt. Sei es, daß in die klösterlichen Gebäude eine Fabrik, eine Anstalt, ein landwirtschaftlicher Betrieb oder eine Kaserne einzog, daß die Kirchen weiter als Gotteshäuser dienten oder als attraktive Sehenswürdigkeiten Touristen in strukturschwache Gegenden lockten – die Wirtschaftlichkeit oder auch ein politischer Nutzen mußte gegeben sein, wenn der ehemaligen Klosteranlage eine Überlebenschance eingeräumt wurde. Das galt vor allem für die ersten Jahre unmittelbar nach der Auflösung der Ordensniederlassungen.

Der effektive Schutz der aufgelassenen Klosteranlagen konnte erst einsetzen, als sich ein neues Geschichtsbewußtsein herausgebildet hatte: Als Relikte der Vergangenheit erfuhren sie eine neue, ebenso programmatisch wie emotional geprägte Wertschätzung. Die Denkmalpflege, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst in Baden, wenige Jahre später auch in Württemberg, staatlich institutionalisiert wurde, hatte die Aufgabe, die Bauwerke der Vergangenheit als Zeugen der vaterländischen Geschichte zu erhalten und zu schützen. War eine Klosteranlage bis dahin erhalten geblieben, so hatte sich in den ehemaligen Wirtschafts-

und Konventgebäuden, oft auch in der Klosterkirche, der neue Nutzer aber bereits etabliert und die alten Gebäude nach Bedarf mehr oder weniger verändert. Die Denkmalpflege war mit dem Bauwerk also nicht allein.

Wie Klostergebäude zu Baudenkmalern wurden, wie sie sich im Spannungsfeld zwischen Denkmalpflege und Nutzung phänomenologisch verändert und entwickelt haben und wie sie letztlich zu ihrem heutigen Erscheinungsbild gekommen sind, wird am Beispiel von vier Anlagen dargestellt: dem Zisterzienserkloster Maulbronn, dem Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal, dem Prämonstratenserkloster Allerheiligen und der Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen.

Die Bau- und Kunstgeschichtsschreibung steht im sakralen Bereich auch heute noch in der Tradition des 19. Jahrhunderts. So sind die Klosteranlagen zwar bezüglich ihrer älteren, der mittelalterlichen Baugeschichte weitgehend aufgearbeitet; über die nachmittelalterlichen Veränderungen an ihrer Architektur und Ausstattung ist allerdings erheblich weniger publiziert. Schon für das 17. und 18. Jahrhundert besteht, was den deutschen Südwesten betrifft, noch immer Forschungsbedarf, und für die Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts muß Pionierarbeit geleistet werden. Dabei besitzen die Bauwerke jenseits ihres Daseins als Ordensniederlassung und jenseits des gewaltigen historischen Einschnitts, den die Säkularisation gebracht hat, schon lange wieder eine eigene Geschichte. Aber noch immer interessiert das Kloster als Gehäuse mönchischen Lebens wesentlich stärker als ein zum Denkmal gewordenes Kloster, das zum Träger einer säkularen gesellschaftlichen Idee stilisiert wurde. Um verständlich und nachvollziehbar werden zu lassen, wie sich diese Anlagen seit 1803 verändert haben, wurde ihre neuere Baugeschichte jeweils monographisch aufgearbeitet. Als Maßgabe für diese Ausführungen galt die Frage: Wie kam es zu dem heutigen Erscheinungsbild der ehemaligen Klöster und wie erklärt es sich?

Die baugeschichtlichen Studien zu Maulbronn, Lichtenthal, Allerheiligen und Ochsenhausen sind essayartig abgefaßt. Untereinander unterscheiden sie sich nicht nur in ihrem formalen Aufbau, sondern auch darin, wie jeweils die inhaltlichen Schwerpunkte gesetzt wurden. Das hat seinen Grund. Jedes dieser Klöster stellt sich heute als Denkmal mit individuellen Eigentümlichkeiten dar. Jede dieser vier Abhandlungen ist in besonderer Weise auf das klösterliche Baudenkmal, um das es geht, zugeschnitten, um schlüssig und akzentuiert darzustellen, wie sich seine ganz spezifischen und unverwechselbaren Eigenschaften im Lauf der vergangenen zwei Jahrhunderte entwickelt haben:

Die große Maulbronner Klosteranlage veränderte sich unter den Anforderungen einer vielseitigen profanen Nutzung und ihrem Dasein als prominentem Schaustück, das schon sehr früh als schützenswertes Werk der Baukunst erkannt wurde.

Kloster Lichtenthal stand als vaterländisches Denkmal unter besonderem Schutz und hat – als große Besonderheit – eine bis heute ungebrochene klösterliche Tradition.

Kloster Allerheiligen wurde der Industrialisierung geopfert, bevor es als Ruine wieder zu neuer Wertschätzung kam.

Für Ochsenhausen, das vergleichsweise spät in die Obhut der Denkmalpflege geriet, war die Nutzung als Waisenhaus prägend.

Maulbronn, Lichtenthal, Allerheiligen und Ochsenhausen sind andererseits aber auch keine Inseln, die von Zeit und Raum abgekoppelt sind. Jedes der vier Klöster hat nicht nur seine eigene und einzigartige Geschichte, es hat auch ein gewissermaßen typisches Schicksal. Auf der Grundlage der monographisch herausgearbeiteten charakteristischen Parameter wurden anschließend substanzielle und historische Parallelen zu anderen Klöstern aufgezeigt und beschrieben. Ihre gemeinhin gültigen, kategorischen Eigenschaften teilen sie mit zahlreichen Baudenkmalern. Den Einzelfall zu kennen bedeutet deshalb, das Schicksal anderer Denkmäler besser verstehen und kritischer mit dem Bestand umgehen zu können. Über diese vier Anlagen erschließt sich das ganze facettenreiche Spektrum, in dem sich die Denkmalpflege zwischen Nutzen und Erhalten bewegt, wenn sie es mit ehemaligen Ordensniederlassungen zu tun hat. An jeder dieser Anlagen lassen sich darüber hinaus die großen Richtlinien ablesen, entlang derer sich die Denkmalpflege im Laufe der Zeit entwickelt hat. Und es lassen sich auch die stets sich wandelnden, von Ideologien wie von gesellschaftlichen Moden formulierten Ansprüche ablesen, die an die Denkmäler herangetragen wurden.

## Die Säkularisation im deutschen Südwesten

*Säkularisation der Kirchengüter ist die einseitig von der Staatsgewalt vorgenommene Einziehung kirchlichen Vermögens und die Bestimmung desselben zu weltlichen oder wenigstens nicht unmittelbar kirchlichen Zwecken<sup>1</sup>.*

Ansprüche auf Kirchenvermögen und Eingriffe in kirchliche Besitzverhältnisse durch weltliche Obrigkeiten gab es seit dem frühen Mittelalter immer wieder<sup>2</sup>. Aus unterschiedlichsten Anlässen bemächtigten sich säkulare Herrscher oder Staaten kirchlichen Vermögens und schwächten die Machtposition des Klerus. Nie jedoch wurde der geistliche Besitz leichter zur Beute, als am Ende des 18. Jahrhunderts durch Aufklärung und Französische Revolution die Legitimation der Kirche geistig und politisch grundsätzlich in Frage gestellt war. Die staatlichen Besitzansprüche auf die Kirchengüter gipfelten im Reichsdeputationshauptschluß vom 24. März 1803. Die Folgen dieser unter den weltlichen Machthabern getroffenen Vereinbarung, die das Ziel hatte, den Einfluß der katholischen Kirche weitgehend zurückzudrängen und sich ihres Reichtums zu bemächtigen, führten zu einer bis dahin nicht gekannten, verheerenden Zerstörung sakraler Kunst und Architektur. Der ultimative Sturm der weltlichen Landesherren auf das Kirchenvermögen und die Klöster, der den Auftakt zum 19. Jahrhundert bildete, wurde zum Synonym der Säkularisation schlechthin.

*Die geistlichen Stifter und Länder sind Sparpfennige unserer großen weltlichen Fürsten, die sie bei der nächsten großen Gelegenheit angreifen und teilen werden,* schrieb Sophie La Roche an Gräfin Elise zu Solms-Laubach unterm 2. März 1801, am Vorabend des Reichsdeputationshauptschlusses<sup>3</sup>.

### Klosteraufhebungen in der Zeit vor der Säkularisation von 1803

#### Klosteraufhebungen als Folge der Reformation und als Mittel katholischer Kirchenpolitik

Daß die Klöster für die weltliche Obrigkeit eine Finanzressource darstellten, wurde bereits im 16. Jahrhundert so gesehen. Seit 1526, nach dem ersten Reichstag zu Speyer, war es Sache der Landesherren, die religiösen Verhältnisse zu regeln. Nicht nur die protestantisch gewordenen, auch die katholisch gebliebenen

---

<sup>1</sup> WETZER und WELTE's Kirchenlexikon. Freiburg 1882–1901. Bd. 10, Sp. 1526 u. 1534. Zit. nach H. SCHMID 1980a, S. 7.

<sup>2</sup> Vgl. KIRMEIER 1991, S. 23–27.

<sup>3</sup> Zit. nach RAAB 1976, S. 9.

Landesfürsten, durch die Bauernkriege und den Machtkampf, der im Zeichen des Glaubens ausgetragen wurde, finanziell stark belastet, führten mit Übergriffen auf geistliches Vermögen gebietsweise erhebliche Veränderungen im angestammten Kirchen- und Klosterbesitz durch. Der Zuwachs an Vermögen war für die Landesherren jedoch nicht nur ein Gewinn, er war auch mit Aufgaben verbunden, die zuvor von den Klöstern getragen worden waren.

Für die protestantischen Landesherren war es überlebensnotwendig, die Untertanen vom neuen Glauben als dem besseren konkret zu überzeugen – diesen Pflichten mußte so gut wie möglich nachgekommen werden. Man tat sich deshalb nicht schwer, für die ehemaligen Klöster die entsprechenden neuen Aufgaben festzuschreiben. Auf den Schmalkaldener Bundestagen von 1537 bis 1540, wo sich die Mehrheit der protestantischen Landesherren traf, wurde die Frage der Verwendung des Kirchenbesitzes mehrfach diskutiert. Drei Verwendungszwecke wurden festgelegt: 1. Unterhaltung der Pfarrer, 2. Einrichtung und Finanzierung von Schulen, 3. Unterstützung der Armen und Unterhalt der Spitäler.

Der deutsche Südwesten trug am Anfang der Neuzeit in seiner territorialen Aufteilung noch ein ganz anderes Gesicht: Baden und Württemberg waren vergleichsweise bescheidene Herrschaftsbereiche. Das Gebiet, welches die zwei Staaten seit der großen politischen Flurbereinigung zu Beginn des 19. Jahrhunderts umfaßten, teilten sie sich mit Vorderösterreich, der Kurpfalz, den Reichspräläten, Reichsgrafen, Reichsrittern und den freien Reichsstädten. Nicht weniger als acht Bistümer (Konstanz, Mainz, Speyer, Straßburg, Basel, Augsburg, Würzburg und Worms), dazu über ein halbes Hundert Klöster und Stifter übten weltliche Herrschaft in weit über einhundert Ämtern auf dem Boden des heutigen Baden-Württemberg aus<sup>4</sup>. Von den Fürstentümern und Grafschaften im südwestdeutschen Raum wurden protestantisch: Baden-Durlach, Öttingen, Limpurg und Hohenlohe. In Württemberg, das seit der Vertreibung Herzog Ulrichs 1519 unter habsburgischer Verwaltung stand, konnte der neue Glaube trotz einer beachtlichen reformatorischen Bewegung zunächst nicht Fuß fassen. Erst nach der Rückeroberung 1534 wurde es unter Herzog Ulrich zum größten protestantischen Staatswesen im Süden Deutschlands. Und auch viele Reichsritter und mehrere freie Reichsstädte (Reutlingen, Hall, Heilbronn, Isny, Ulm, Esslingen, Bopfingen, Giengen, später auch Aalen) führten die Reformation ein.

Die Klöster in diesen Städten und Territorien wurden mehrheitlich aufgehoben, sofern sie nicht unter bischöflicher Schirmherrschaft standen. In den Städten machten sich die Protestanten gerne die vorhandenen Kirchengebäude zunutze, die Ausstattungen fielen dann in großem Umfang der Bilderfeindlichkeit zum Opfer. Die Klausurgebäude wurden zum Abbruch freigegeben, wenn das betreffende Kloster keine neue Verwendung als Schule oder Spital gefunden hatte, wie das Franziskanerkloster in Hall, das Dominikanerkloster in Stuttgart und zunächst auch das Augustinerkloster in Tübingen. Letzteres wurde 1560 für die

---

<sup>4</sup> GRUBE 1975, S. 66–70.

Zwecke des Evangelischen Stifts, der Hauptausbildungsstätte der württembergischen Theologen, umgebaut<sup>5</sup>. Die neue Verwendung der Gebäude dieser Institution, die außer Theologen die bedeutendsten unter den schwäbischen Literaten, Dichter und Philosophen hervorgebracht hat, führte im Lauf ihrer Geschichte immer wieder zu baulichen Umgestaltungen, so daß vom mittelalterlichen Kloster heute gerade mal noch der Chorumriß zu erkennen ist.

Heftig, letztlich aber erfolglos wehrten sich die Frauenklöster gegen die Neuordnung. Die Niederlassungen der Prämonstratenserinnen in Lauffen, der Zisterzienserinnen in Rechentshofen, der Klarissen in Pfullingen und der Dominikanerinnen in Offenhausen wurden aufgehoben, doch konnten die Nonnen bis zum Tod in ihren Behausungen bleiben. Auch die Beginenhäuser, die meist im Weichbild der Städte lagen, wurden in erster Linie als Schulen oder Spitäler genutzt.

Die großen Klöster außerhalb der Städte wurden entweder aufgehoben oder reformiert. Württemberg nahm hier eine Vorreiterrolle ein und setzte Maßstäbe<sup>6</sup>. Seit dem späten Mittelalter hatte Württemberg die Schirmvogtei über zahlreiche Klöster im Land erworben. Die vierzehn großen Männerklöster waren durch ihre Äbte und Pröpste, die *Prälaten*, auf den Landtagen vertreten.

Während der Herrschaft der Habsburger im Land wuchs auch in Württemberg eine protestantische Opposition heran. Herzog Ulrich (1487–1550), 1534 aus dem Exil zurückgekehrt, begann umgehend mit der systematischen Einführung des evangelischen Bekenntnisses. Rasch ging er auch gegen die Klöster mit ihrer machtpolitischen und kirchlichen Bedeutung im Land und ihrem reichen Vermögen vor. Die ehemaligen Hochburgen des katholischen Glaubens sollten zerstört und mitsamt ihrem Hinterland in ein geschlossenes Territorium eingebunden werden. Und nicht zuletzt ging es dem wirtschaftlich bedrängten Landesherrn auch um den Zugriff auf das Klostervermögen, wenn er den Staatsbankrott vermeiden wollte. Der Klosterbesitz wurde inventarisiert und das Klosterleben evangelisch umgestaltet. Nur das adlige Chorherrenstift Ellwangen erfuhr eine Ausnahmebehandlung.

Auch die Zisterzienserklöster Maulbronn und Königsbronn beanspruchten Reichsunmittelbarkeit. Aber ebenso wie diejenigen der übrigen zwölf großen Klöster waren ihre Äbte herzogliche Räte und besaßen die Landstandschaft. Ein Protest war folglich vergeblich, so daß die Inventur ihres Klosterbesitzes durch Herzog Ulrich von Württemberg am 5. November 1534 verfügt wurde<sup>7</sup>. Erfolglos leisteten die Konvente dagegen Widerstand. Nur Maulbronn konnte der Inventarisierung entgehen, denn Abt Johann von Lienzingen war samt Geld, Wertsachen und Dokumenten geflohen und erklärte 1537, daß sein Kloster ins elsässische Priorat Pairis verlegt sei<sup>8</sup>. Die Zisterzienserabtei war zunächst als Sammel-

<sup>5</sup> HERMELINK 1949, S. 46, 69 f. – GRUBE 1973, S. 139–150. – Die württembergischen Klosterschulen und Seminare 1991. – HUMMEL 1998.

<sup>6</sup> FICK 1983, S. 13.

<sup>7</sup> HERMELINK 1949, S. 65.

<sup>8</sup> Vgl. EHLERS 1996, S. 17.



Abb. 1: *Aufhebung des Klosters Alpirsbach. Karl Haeberlin 1863*

kloster für die beim alten Glauben gebliebenen Mönche gedacht, bevor hier 1556 eine evangelische Klosterschule eingerichtet wurde.

Von der Inventur betroffen waren in den 1540er Jahren die Zisterzienserklöster Königsbronn, Herrenalb und Bebenhausen, die Benediktinerklöster Alpirsbach (Abb. 1), Anhausen, Blaubeuren, Murrhardt und Hirsau, St. Georgen im Schwarzwald und Lorch, die regulierten Chorherren zu Herbrechtingen und Denkendorf, das weltliche Chorherrenstift zu Backnang und die Prämonstratenser-Chorherren in Adelberg. Die Konventualen waren in der Mehrheit nicht für die evangelische Lehre zu gewinnen, so daß sich, abgesehen von den Vermögensverhältnissen, an der klösterlichen Struktur zunächst nur wenig änderte. Der neue Glaube hatte auch im Volk noch nicht durchweg Fuß gefaßt.

Unter Herzog Ulrichs Sohn Christoph (1515–1568) endlich konnte die fällige kirchliche und politische Neuordnung Württembergs vollzogen werden. Das Klostervermögen floß in das *protestantische Kirchengut* ein, eine Stiftung unter der Leitung des württembergischen Kirchenrats, aus der die Pfarrbesoldungen, die Bauaufwendungen und die Kosten der geistlichen Bildungsanstalten bezahlt wurden<sup>9</sup>. Zunächst herrschte im ganzen Land ein elementarer Mangel an ausgebildeten evangelischen Theologen. Dreizehn Klöster wurden unter Herzog Christoph in evangelische Klosterschulen umgewandelt. Davon waren – bis auf Herbrechtingen, das geschlossen wurde – alle ehemaligen großen Mannsklöster

<sup>9</sup> ERZBERGER 1902, S. 153.

betroffen. Es wurde unterschieden zwischen den *grammatischen* Klosterschulen (Adelberg, Alpirsbach, Anhausen, Blaubeuren, Denkendorf, St. Georgen, Königsbronn, Lorch und Murrhardt) und den *höheren* Klosterschulen (Bebenhausen, Herrenalb, Hirsau, Maulbronn), in denen die Schüler auf das Studium am Evangelischen Stift in Tübingen vorbereitet wurden. Den Prälaten beließ der Herzog zwar ihre Rechte als Landstände, aber jetzt wurden sie nicht mehr vom Konvent gewählt, sondern vom Herzog ernannt und waren somit als Vorsteher der evangelischen Klosterschulen dem Landesherrn verpflichtet. Aus den vormaligen Klosterherrschaften wurden nach und nach württembergische Klosterämter mit einem weltlichen Beamten an der Spitze<sup>10</sup>.

Bald erwies sich der Unterhalt der dreizehn Schulen als zu kostspielig, so daß ihre Zahl eingeschränkt werden mußte. Königsbronn beispielsweise wurde schon nach wenigen Jahren geschlossen, die Klosterkirche 1552 abgebrochen; von der gesamten Anlage haben sich nur die Westmauer und das bereits 1365 erwähnte Hüttenwerk erhalten. Lorch existierte nur bis 1584, Herrenalb und St. Georgen bis 1595. Schließlich blieben nur vier Klosterschulen übrig: Hirsau bestand bis zum Pfälzischen Erbfolgekrieg 1692, Bebenhausen bis 1807. In Maulbronn und Blaubeuren (mit einer kurzen Unterbrechung) besteht die Schultradition bis heute, und nicht zuletzt ist es dieser Kontinuität zu verdanken, daß der spätmittelalterliche Baubestand die Zeit so gut überdauert hat.

### Aufhebung von Ordensniederlassungen im 18. Jahrhundert

Einzug von Kirchengut wurde in der Zeit der Reformation und der Gegenreformation auch mit ausdrücklicher Genehmigung des Papstes durchgeführt. Kaiser Karl V. wurde dies zur Finanzierung des Türkenfeldzugs gestattet, und auch die gegenreformatorische Kirchenpolitik des Würzburger Fürstbischofs Julius Echter von Mespelbrunn wurde mit Umwidmung kirchlichen Vermögens finanziert. Die Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. im Jahr 1773 führte zur Schließung Tausender von Niederlassungen dieses Ordens in der ganzen Welt<sup>11</sup>. Die Vertreibung der Jesuiten führte im deutschen Südwesten zur Aufhebung der Kollegien in Heidelberg, Mannheim, Ettlingen, Baden-Baden, Ottersweier, Freiburg, Konstanz, Rottenburg und Rottweil.

Überhaupt häuften sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Zeichen einer auch inneren Säkularisationsbereitschaft geistlicher Institutionen mit den Umwandlungen von Abteien und Klöstern in weltliche Stifter<sup>12</sup>. Selbst von geistlichen Fürsten wurden nun vermehrt Klöster aufgehoben. Nach einem Rechtsstreit zwischen dem Kloster Reichenau und dem Konstanzer Fürstbischof Franz

<sup>10</sup> GRUBE 1975, S. 20.

<sup>11</sup> KIRMEIER 1991, S. 26.

<sup>12</sup> Vgl. hierzu und im folgenden RAAB 1976, S. 38f.

Konrad von Rodt, der selbst in Preußen und Frankreich Aufsehen erregte, wurde die Abtei 1757 durch ein Breve Benedikts IV. aufgehoben. Der Bischof ließ die Reichenauer Mönche durch sein Militär aus den Gebäuden treiben; sie wurden in anderen Klöstern untergebracht. Einen ähnlichen Streit, der mit der Inkorporation endete, führte Konstanz mit dem Stift Öhningen.

### **Kirchenpolitik und Aufklärung – die Reformpläne Josephs II.**

Das veränderte Religionsverständnis der Aufklärung hatte sich in milder Form auch im kanonischen Recht niedergeschlagen. Das Argument vom Gemeinnutzen spielte eine immer entscheidendere Rolle, und nicht selten wurde klösterlicher Besitz beansprucht, um die Reform oder Neugründung katholischer Universitäten zu fördern. Besonders die kontemplativen Orden gerieten als „nutzlose“ Verbände ins Kreuzfeuer heftiger, auch innerkirchlicher Kritik. Freilich vollzog sich das Reformbedürfnis innerhalb der katholischen Institutionen im Spannungsfeld der politischen, ökonomischen, philosophischen und kirchlichen Polaritäten, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts herausgebildet hatten. Die seit Jahrhunderten gültige, im Grunde noch spätmittelalterliche Ordnung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation hatte in den geistlichen Territorien auch in der Zeit des Absolutismus bislang noch weitergelebt, und vielfach hatte der Geist der katholischen Aufklärung sogar beflügelnd auf sie gewirkt. Die Schwächen der alten Ordnung wurden immer deutlicher.

Die Kirchenpolitik Kaiser Josephs II. (1741–1790) und seine großangelegten Reformpläne für die Kirchenordnung und die Klöster tangierte auch den deutschen Südwesten, für den Österreich mit seinen zwischen dem Breisgau und Burgau zerstreuten Erblanden die wichtigste Macht war. Joseph II., zwar schon 1765 mit der Kaiserwürde bedacht, aber bis 1780 nur Mitregent seiner Mutter Maria Theresia, gilt als Monarch des späten Absolutismus und Verfechter eines aufgeklärten Staatskirchentums. Er trat für die bürgerliche Gleichberechtigung Andersgläubiger ein, baute das Schulwesen aus, sorgte für die Abschaffung von Zensur und Folter und verstaatlichte die Ehegesetzgebung. Im Kirchenwesen nahm er erhebliche Eingriffe vor, die Verbindung der österreichischen Kirche mit Rom wurde stark eingeschränkt. Die Ausbildung des Klerus übertrug er dem Staat<sup>13</sup>. Bei der breiten Bevölkerung stieß der Kaiser mit den oft überstürzt durchgeführten Änderungen aber auch auf Widerstand. Denn gerade die populärsten Frömmigkeitsriten, die der Barock hervorgebracht hatte, wurden als abergläubische Zeremonien entscheidend beschnitten. Neue Gottesdienstverordnungen beschränkten den Kirchenschmuck und die Reliquienverehrung; Heilige Gräber und Krippen wurden abgeschafft. Prozessionen und Wallfahrten ließ Joseph II. fast vollständig verbieten. Damit kränkte der Kaiser nun nicht nur die Volksseele;

<sup>13</sup> H. SCHMID 1987, S. 136.

er traf auch diejenigen Klöster hart, denen die Wallfahrten zur einträglichen Geldquelle geworden waren. Die Bruderschaften, die vornehmlich in den Städten als ausgesprochen einflußreiche, schwer kontrollierbare Verbände tätig waren, wurden abgesehen von wenigen Ausnahmen verboten.

Die Josephinische Reform verpflichtete die Klöster auf pragmatische Beiträge zum Gemeinwohl. Ihre Existenzberechtigung sollten sie weitgehend aus der Übernahme allgemeinnütziger Aufgaben wie Schulunterricht, Kranken- und Armenpflege beziehen. Die Niederlassungen kontemplativer Orden ließ er nicht selten aufheben, wenn sie den neuen, utilitaristischen Anforderungen nicht nachkommen konnten oder wollten. Die Seelsorge wurde den Klöstern entzogen und den Pfarrkirchen aufgetragen, so daß sich der Einfluß der Orden auf die Gläubigen erheblich verminderte. Etwa 700 Konvente wurden in den habsburgischen Erblanden geschlossen; das Vermögen der aufgehobenen Klöster kam in den sogenannten Religionsfonds, der die Finanzierung der Pfarreien und Seelsorger übernahm. In Vorderösterreich fielen den Aufhebungsdekreten von 1782 und 1783 insgesamt 28 Frauen- und fünf Mannsklöster zum Opfer, darunter die Niederlassungen der Franziskanerinnen und Franziskaner in Freiburg, Konstanz, Sipplingen, Säckingen, Ehingen, Groggenthal, Horb, Moosheim, Munderkingen, Oggelsbeuren, Reute, Riedlingen, Rottenburg, Saulgau, Unlingen und Waldsee. Ebenso aufgehoben wurden die Klöster der Eremiten in Argenhardt, Langenau und Mariabrunn, der Kapuziner in Hohenstadt sowie der Dominikanerinnen und Dominikaner in Konstanz, Villingen und Hirrlingen. Aber auch die Ordenshäuser der Kartäuser und Klarissen zu Freiburg, der Klarissen in Villingen, der Augustiner-Chorherren in Waldsee und der Pauliner in Rottenburg wurden geschlossen. Daß sich dennoch ein guter Teil der Klöster der Aufhebung entziehen konnte, lag wohl vor allem daran, daß den Kaiser ein früher Tod ereilte<sup>14</sup>.

### **Die Säkularisation von 1803**

#### **Die Säkularisation als Mittel napoleonischer Machtpolitik**

Was unter der Regentschaft Josephs II. in Bewegung geraten war, ließ sich trotz aller Reformbestrebungen nicht mehr aufhalten: Säkularisation, Reichsverfall und Aufstieg des modernen deutschen Fürstenstaats sind untrennbar miteinander verbunden und stellen verschiedene Aspekte eines komplexen historischen Prozesses dar<sup>15</sup>. Und so geriet am Ende des 18. Jahrhunderts der Kampf gegen die Säkularisation zugleich zum Kampf für die alte Ordnung des Reiches. Oder umgekehrt: Wer die bewährtesten Bundesgenossen des Kaisers, die geistlichen Reichsstände, schwächte, rüttelte unmittelbar an der feudal-ständischen Gesellschafts-

---

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> RAAB 1976, S. 13.

ordnung, die das Heilige Römische Reich Deutscher Nation über Jahrhunderte geprägt und bislang zusammengehalten hatte. Die überwiegend kaisertreue katholische Kirche hatte territorienübergreifend dem Reich zur Wahrung eigener Interessen entschiedenen Rückhalt geboten. Die Emissäre des revolutionären Frankreich und schließlich Napoleon Bonaparte legten die Axt an die Wurzeln dieser politischen Ordnung des alten Reichs: Die Aussicht, Verbündete mit Kirchengut katholischer Reichsstände reich zu entschädigen, wurde zum propagandistischen Mittel der französischen Außenpolitik. Die zweite deutsche Großmacht Preußen und die süddeutschen Mittelstaaten sollten so gegen den Kaiser gewonnen und gestärkt werden. Angesichts der großen politischen und gesellschaftlichen Veränderungen ist es nicht verwunderlich, daß die in diesem Kontext stehende, so gründlich vollzogene Enteignung und Zerstörung der Klöster von den Zeitgenossen offensichtlich nicht als ein so unerhörter Vorgang empfunden wurde, wie er sich aus heutiger Sicht darstellt.

Bereits seit der Besetzung der zum Reich gehörenden Länder links des Rheins durch das revolutionäre Frankreich wurde, zunächst allerdings nicht offen, die Möglichkeit erörtert, den deutschen Fürsten die kirchlichen Besitzungen rechts des Rheins zur Entschädigung für ihre linksrheinischen Verluste anzubieten. An die Möglichkeit, kirchlichen und klösterlichen Besitz zu säkularisieren, dachten Baden und Württemberg nachweislich erstmals unter dem Eindruck des Separatfriedens, der am 5. April 1795 in Basel zwischen Frankreich und Preußen geschlossen worden war. Preußen war ein Bündnis mit Frankreich eingegangen und scherte damit aus dem 1792 begonnenen 1. Koalitionskrieg aus. Frankreich sicherte zu, daß Preußens Verzicht auf linksrheinischen Besitz mit Zugewinnen aus säkularisierten Besitzungen auf rechtsrheinischer Seite vergolten werden sollte. Danach waren auch andere Fürsten bereit, sich vom Kirchenvermögen so viel wie möglich zu sichern.

### **Die Verstaatlichung des Kirchenguts in Baden und Württemberg**

Baden und Württemberg steigerten ebenfalls ihre politischen Aktivitäten in dieser Richtung. Zuerst schloß Württemberg, bald darauf Baden Sonderfrieden mit Frankreich. Dieser Schritt sollte sich für beide Staaten mit enormen Land- und Bevölkerungsgewinnen auszahlen. Das erste Säkularisationsprojekt steht damit in direktem Zusammenhang und ist für den 7. August 1796 verbürgt. Unter diesem Datum vereinbarte Herzog Ludwig Eugen von Württemberg (1732–1797) mit Frankreich einen Separatfrieden. In den geheimen Verträgen zu diesem Abkommen ließ sich Württemberg zunächst das zum Hochstift Straßburg zählende Amt Oberkirch, die Abtei Zwiefalten und die Propstei Ellwangen versprechen, und bald darauf auch die Abteien Marchthal, Neresheim und Rottenmünster<sup>16</sup>. Zielsi-

<sup>16</sup> ERZBERGER 1902, S. 8 f.

cher wurden hier von vornherein Besitzansprüche auf die vermögendsten Klöster formuliert.

Nur wenige Tage später folgte Baden dem Beispiel des württembergischen Nachbarn und schlug sich ebenfalls auf die französische Seite. Daß sich für die in mehrere Einzelterritorien zersplitterte Markgrafschaft hier eine außerordentliche Gelegenheit bot, das Land zu arrondieren und den Stand seines Fürsten zu erhöhen, erkannte schon früh der für den Markgrafen in Paris tätige Unterhändler Sigismund von Reitzenstein<sup>17</sup>.

Die geheimen Zusatzvereinbarungen des am 22. August geschlossenen Friedensvertrags sicherten Baden die französische Unterstützung bei der Beseitigung kirchlicher Sondergewalten und beim Anschluß hoch- und reichsstiftischer Territorien zu. Besondere Erwähnung verdient, daß dieses Abkommen für Baden die Option auf das Fürstbistum Konstanz und Teile des Erzbistums Mainz beinhaltet; es formuliert damit erstmals den ehrgeizigen Plan, die Grenzen der bislang politisch wenig bedeutsamen Markgrafschaft vom Bodensee bis zum Main zu erweitern. Darüber hinaus sind in diesem Vertrag auch die Grundlinien der badi-schen Säkularisationspolitik gegenüber den Klöstern bereits vorgezeichnet.

Der Schutz, den der Westfälische Friedensschluß von 1648 und der Erbvertrag zwischen dem protestantischen Baden-Durlach und dem katholischen Baden-Baden von 1765 katholischem Kirchenbesitz und den Klöstern gegenüber einräumte, sollte aufgehoben und klösterliche Privilegien sowie Jurisdiktionsbezirke ausgeschaltet werden können. Die Mendikantenklöster, von denen sich der Markgraf keinen besonderen Zugewinn versprach, sollten, solange die Religiösen mit ihrer Seelsorgearbeit noch Nutzen brachten, ebenso wie die Schulklöster bestehen bleiben<sup>18</sup>.

Das Schicksal der geistlichen Besitztümer in Deutschland war spätestens seit dem Rastatter Kongreß 1797/99 entschieden. Die Hauptthemen, die in Rastatt verhandelt wurden, waren die Abtretung aller linksrheinischen Besitzungen, die Anerkennung des Rheins als Landesgrenze von Basel bis Rotterdam und die Regelung der Entschädigungsfrage. Baden und Württemberg galten als Befürworter der französischen Forderungen. Im Gegenzug sollten die deutschen Fürsten für ihre an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Besitzungen mittels der *durch Säkularisationen zu erzielende[n] Entschädigungen*<sup>19</sup> rechts des Rheins schadlos gehalten werden.

Nun waren die von Verlusten betroffenen Landesfürsten nicht mehr zu bremsen, es mußte herausgeholt werden, was nur herauszuholen war: Der Rastatter Kongreß glich *einer Handelsbörse. Die Franzosen rufen jeden auf, ihnen anzuzeigen, was er wünsche und was ihm am gelegensten sei. [...] Der Minister Rober-*

<sup>17</sup> H. SCHMID 1987, S. 137.

<sup>18</sup> H. SCHMID 1980 a, S. 17.

<sup>19</sup> Protokoll der Reichsfriedensdeputation zu Rastatt, I, S. 536. Zit. nach ERZBERGER 1902, S. 13.

*jot hat sein ganzes Arbeitszimmer mit Landkarten von Deutschland behängt, auf welchen alles mit kleinen Zetteln numeriert ist und jenen, die zu ihm kommen, sagt er: dieses Land, dieses Bistum, diese Abtei geben wir diesem, jene dem und dem, so daß alles schon ausgeteilt ist, besonders in Schwaben*<sup>20</sup>.

Erstmals wurden nun auch Ansprüche der Landesfürsten auf reichsritter-schaftliche Gebiete und die freien Reichsstädte laut.

Der Kongreß endigte vorzeitig, greifbare Ergebnisse kamen nicht zustande. Die in Rastatt formulierten Forderungen flossen zwei Jahre später, am 9. Februar 1801, in die Artikel des Friedensvertrags von Lunéville ein. Das gesamte linke Rheinufer wurde Frankreich zugeschlagen. Die hierdurch entstandenen Verluste sollten mit innerdeutschen Territorien, und zwar allein geistlichen und reichs-städtischen, ausgeglichen werden.

#### **Die Verhandlungen der außerordentlichen Reichsdeputation in Regensburg und die Reaktion der badischen und württembergischen Landesherrn**

Bereits im Oktober 1801 trat in Regensburg ein Ausschuß des Reichstags zusammen, der die Entschädigungsfrage, von der das ganze Reich betroffen war, regeln sollte. Dem Gremium, der außerordentlichen Reichsdeputation, gehörten Kurmainz, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und der Hoch- und Deutschmeister an – nicht aber Baden. Bei den Verhandlungen in Regensburg ging es unter anderem um die Einziehung der Erz-, Hoch-, Reichs- und Mediatstifter sowie sonstiger Klöster, der weltlichen Kollegiatstifter, die Unterwerfung der Reichsstädte unter die landesherrliche Gewalt, um Ländervertauschungen und die Sicherung der Rechte katholischer oder protestantischer Untertanen in den Entschädigungs- und Tauschgebieten. Es ging aber auch um die Rechte und Pflichten der Landesherrn in den neuen Besitztümern, die Verteilung der politischen und konfessionellen Gewichte im zukünftigen Reichstag und nicht zuletzt auch um die Schaffung neuer Kurwürden, wie für Baden und Württemberg<sup>21</sup>. Das komplexe politische Gefüge und die Brisanz der Verhandlungssachen hatte zur Folge, daß sich die Beschlußfassung bis 1803 hinzog. Bei diesem Länderschacher behielten sich jedoch Frankreich und Rußland das letzte Wort vor: Beide Großmächte hatten am 11. Oktober 1801 eine geheime Konvention geschlossen, mit der sie sich verpflichteten, die Verteilung der Besitztümer in gegenseitigem Einvernehmen vorzunehmen und dabei *Bayern, Württemberg und Baden besonders begünstigen zu wollen*<sup>22</sup>.

Kaum einer der Fürsten wartete die Ergebnisse aus Regensburg ab; jeder eilte, sich durch gesonderte Verhandlungen in Paris beizeiten größere Vorteile zu si-

<sup>20</sup> ERZBERGER 1902, S. 14.

<sup>21</sup> H. SCHMID 1980 a, S. 21. – H. SCHMID 1987, S. 137.

<sup>22</sup> ERZBERGER 1902, S. 20 f.

chern. In Württemberg wie in Baden war das Hauptaugenmerk vor allem auf die reichen Klöster gerichtet. Württemberg erhielt durch einen Separatvertrag vom 20. Mai 1802 einen großen Teil der Gebiete, die Herzog Friedrich schon 1798 gefordert hatte: Schöntal, Ellwangen, Zwiefalten, Comburg und neun Reichsstädte<sup>23</sup>. Die Abtei Weingarten wurde auf demselben Weg am 24. Mai 1802 dem Prinzen von Oranien zugesprochen. Und auch Baden hatte sich Rechte auf Entschädigungsobjekte schon vorzeitig gesichert. Bereits im September und Oktober 1802 erfolgte die vorläufige, im November die endgültige Besitznahme der betroffenen Konvente. In die klösterlichen Gebäude zogen landesherrliche Amtsleute ein und übernahmen die Verwaltung. Bislang geschlossene katholische Gebiete gerieten unter eine von Protestanten dominierte Bürokratie.

Zügig wurde inventarisiert und versiegelt, sodann alles, was für wertvoll erachtet wurde und sich irgendwie bewegen ließ, nach Karlsruhe, Ludwigsburg und Stuttgart fortgeschafft: Kirchenschätze, Meßgeschirr, Klostersilber, Paramente, Möbel, Bücher und Bibliotheken, wissenschaftliche Geräte, Pferde und Vieh, Wäsche und natürlich auch Bargeld. Was in den Residenzen zunächst keine Verwendung finden konnte, wurde verkauft. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, daß schon einige Jahrzehnte später, als langsam die kulturgeschichtliche Bedeutung dieses Zerstörungsaktes ins gesellschaftliche Bewußtsein rückte, vieles von dem, was so voreilig versilbert worden war, auf dem Kunstmarkt um teures Geld für die Altertümersammlungen zurückerworben wurde.

Am 8. Oktober 1802 – die Plünderung der Klöster war in vollem Gange – legten Frankreich und Rußland gemeinsam den *Plan Général* vor, der die territoriale Entschädigungsfrage regelte und als Meilenstein für die Erörterungen der Reichsdeputation gewertet wird<sup>24</sup>: Danach erhielten die Gewinner nicht nur die Landeshoheit in den Entschädigungsterritorien zugesprochen, sondern auch das gesamte Eigentum der Erz- und Hochstifter, der Reichsabteien, der Domkapitel und der Diözesaneinrichtungen. Weiter wurde die Mediatisierung zahlreicher Reichsstädte festgeschrieben und den Landesherrn die Befugnis erteilt, sämtliche innerstädtische Klöster nach Belieben zu säkularisieren.

### Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803

Die allgemeine Säkularisationsbefugnis für alle weltlichen Stände im Römisch-Deutschen Reich, gleichgültig, ob sie für linksrheinische Verluste entschädigt werden mußten oder nicht, enthält der Paragraph 35 des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803: *Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien*

<sup>23</sup> Ebd., S. 24. – H. SCHMID 1987, S. 139. – GLAK 48/5494. Extrabeilage zur Carlsruher Zeitung vom 27. August 1802: Erste Veröffentlichung des allgemeinen Entschädigungsplans.

<sup>24</sup> H. SCHMID 1980 a, S. 22.

*und Klöster, in den alten sowohl, als in den neuen Besitzungen, katholischer sowohl, als A[u]gsburger. C[on]fession]. verwandter, mittelbarer sowohl, als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorbergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respektiven Landesherren, sowohl zum Behuf des Aufwands für Gottesdienst, Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als zur Erleichterung ihrer Finanzen überlassen, unter dem bestimmten Vorbehalte der festen und bleibenden Ausstattung der Domkirchen, welche werden beibehalten werden, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit, nach den unten theils wirklich bemerkten, theils noch unverzüglich zu treffenden näheren Bestimmungen<sup>25</sup>.*

Zwei wesentliche Punkte sind im Paragraph 35 angesprochen: Zunächst und vor allem ist hierdurch die freie Verfügung über Klöster, Stifter und Abteien rechtskräftig geworden, dann aber durch einen Vorbehalt zugunsten der Domkirchen eingeschränkt. Der Rechtsnachfolger wurde folglich verpflichtet, die Domkirchen aus dem Vermögen von Stiftern, Abteien und Klöstern auszustatten; der Reichsdeputationshauptschluß schuf damit ein neues Recht für die Domkirchen<sup>26</sup>.

Der jeweilige Landesherr konnte, mußte aber die Klöster nicht aufheben. So ist es jedenfalls in Paragraph 42 festgelegt, und auch, daß der Umgang mit den Frauenklöstern einer gesonderten Regelung unterlag: *Die Säkularisation der geschlossenen Frauenklöster kann nur im Einverständnis mit dem Diözesanbischöfe geschehen. Die Mannsklöster hingegen sind der Verfügung der Landesherren oder neuen Besitzer unterworfen, welche sie nach freiem Belieben aufheben oder beibehalten können. Beiderley Gattungen können nur mit Einwilligung des Landesherren oder neuen Besitzers Novizen aufnehmen<sup>27</sup>.*

Ganz allgemein legte die Reichsdeputation bei ihren Verhandlungen den Grundsatz der *Universalsukzession* fest, das bedeutet, daß eine Sache auf den neuen Besitzer mit allen Vorteilen und Lasten übergeht. Der Staat hatte fortan also nicht nur für Arme, Kranke und die Schulbildung zu sorgen; offiziell hatte er auch für die Pfarrdotationen aufzukommen – von der kleinsten Kaplanei bis zur Ausstattung der neuen Diözesen. Hohe Kosten und einen erheblichen Verwaltungsaufwand verursachte die Unterhaltungspflicht für die ehemaligen Bischöfe, Äbte, die Ordensgeistlichen allgemein und die Bediensteten sowie die Übernahme von alten Lasten und Schulden.

Mit den ersten 27 Paragraphen im Reichsdeputationshauptschluß waren die Gebiets- und Vermögensverteilung und damit auch die Vergabe des klösterlichen Besitzes verbrieftes Recht geworden. Baden (§ 5) erhielt für die abgegebenen linksrheinischen Ländereien ein Vielfaches an Entschädigung, namentlich die rechtsrheinischen Ländereien der Hochstifter Konstanz, Basel, Straßburg und

<sup>25</sup> Zit. nach J. SCHMITT 1919, S. 17.

<sup>26</sup> Vgl. hierzu J. SCHMITT 1919, S. 17.

<sup>27</sup> Zit. nach J. SCHMITT 1919, S. 17f.

Speyer mit dem Ritterstift Odenheim, die rechtsrheinischen Ämter der Kurpfalz, drei Reichsklöster (Salem, Petershausen und Gengenbach), sechs Mediastifter (Frauenalb, Schwarzach, Allerheiligen, Lichtenthal, Ettenheimmünster und Öhningen) sowie sieben Reichsstädte und weitere weltliche Territorien (die nassau-isingische Herrschaft Lahr, die hessischen Ämter Lichtenau und Willstädt und den größten Teil der rechtsrheinischen Pfalz)<sup>28</sup>. Alte und neue badische Besitzungen wurden einheitlich verwaltet und in drei Provinzen (oberes Fürstentum, badische Markgrafschaft und Pfalzgrafschaft) eingeteilt.

Mit 13 Edikten, den sogenannten Organisationsedikten vom Frühjahr 1803, wurde so gut es ging versucht, die ihrer Herkunft nach so unterschiedlichen Bestandteile des badischen Kurfürstentums in den neuen Landesgrenzen zusammenzubinden. Im einzigen allgemein gültigen Klostergesetz der Zeit, dem IV. Organisationsedikt vom 12. Februar 1803, waren die Richtlinien für den Umgang mit den Klöstern vorgegeben, ein weiteres Regulativ folgte 1811. Nur Salem, Petershausen und Öhningen sind in den Bestimmungen nicht erwähnt; für sie sollten besondere Verfügungen gelten. Alle anderen Klöster verloren ihre Einkünfte und Rechte, das Ordenseigentum unterstand fortan der landesherrlichen Domänenverwaltung. Schwarzach, Frauenalb und Ettenheimmünster wurden sofort aufgehoben, die Prämonstratenser in Allerheiligen kamen auf den Aussterbeetat. Die Konventualen der Mannsklöster erhielten die Empfehlung, zum Säkularklerus überzutreten. Neben einigen wenigen Frauenklöstern erhielt die Benediktinerabtei Gengenbach zunächst ebenfalls die Erlaubnis, als klösterliche Gemeinschaft fortzubestehen; enteignet wurden sie – bis auf die zum eigenen Bedarf notwendigen Güter – jedoch ebenso wie alle anderen Klöster. Mit der Totalsäkularisation der breisgauischen Stifter 1806 erlosch schließlich auch noch die Abtei Gengenbach.

### **Die Aufteilung des neu angefallenen Besitzes in Baden und Württemberg**

In den Landesteilen der ehemaligen bayerischen Pfalz, die mit dem Reichsdeputationshauptschluß an Baden fielen, hatte Kurfürst Max Josef wenige Monate zuvor vollendete Tatsachen geschaffen: Als der Regensburger Beschluß verabschiedet wurde, waren die Klöster – mehrheitlich Bettelordensklöster in den Zentren Heidelberg und Mannheim – bereits aufgehoben und ihr Vermögen einem Religionsfonds, der nicht säkularisiert werden durfte, übertragen.

Württemberg wurde nun offiziell mit der Propstei Ellwangen, den Stiftern, Abteien und Klöstern Zwiefalten, Schöntal, Comburg, Rottenmünster, Heiligkreuzthal, Oberstenfeld, Margarethhausen und neun Reichsstädten entschädigt (§ 6). Keines dieser Klöster hatte über das Jahr 1803 hinaus Bestand. Anders als Baden verwaltete Württemberg die neu hinzugewonnenen Gebiete (Neuwürt-

<sup>28</sup> H. SCHMID 1987, S. 139.



Abb. 2: Gästebau des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Gutenzell. Über dem Eingang wurde 1803 die Wappentafel der Grafen Törring angebracht. Photo 1999

temberg) zunächst für einige Jahre getrennt von den Stammlanden (Altwürttemberg).

Mit den oberschwäbischen Reichsabteien wurden die Reichsgrafen entschädigt (§ 24)<sup>29</sup>. Die Abtei Baintd kam an den Grafen von Aspremont-Lynden, die Abtei Heggbach an den Grafen von Bassenheim. Dem Grafen von Metternich wurde Ochsenhausen zugeschlagen, dem Grafen von Ostein die Abtei Buxheim. Der Graf von Quadt wurde mit Stadt und Kloster Isny schadlos gehalten, der Graf von Sternberg mit den Abteien Schussenried und Weissenau. Die Abtei Gutenzell kam an den Grafen von Törring (Abb. 2), die Abtei Rot an das Haus Warttemberg. Nach Paragraph 12 erhielt der Fürst von Nassau-Dillenburg die begüterte Abtei Weingarten und die Propsteien Hofen und St. Gerold, Paragraph 13 übertrug das gefürstete Damenstift Buchau nebst Stadt sowie die Abteien Neresheim und Marchthal dem Fürsten von Thurn und Taxis. Kloster Kirchheim im Ries kam an den Fürsten von Oettingen-Wallerstein (§ 18).

Die unter badische Hoheit gekommenen Bettelordensklöster wurden zunächst dem Deutschen Orden zugesprochen; sie kamen erst nach dem Frieden von

<sup>29</sup> Vgl. hierzu und im folgenden ERZBERGER 1902, S. 51–53.

Preßburg 1805 mit der Besitznahme der Ordensgüter an Baden. Von den meisten dieser Klöster war nicht viel zu gewinnen, und so zog man es vor, ihnen provisorisch den Fortbestand noch für einige Jahre zuzugestehen. Nicht zuletzt hatten die Mendikanten bislang besonders in ländlichen Gegenden wichtige Dienste in der Aushilfsseelsorge, der Krankenversorgung, der Volksmission und dem Schulunterricht geleistet, so daß auf ihre Arbeit nicht ohne weiteres von heute auf morgen verzichtet werden konnte. Die Bettelordensklöster auf württembergischem Gebiet kamen, anders als in Baden, an den Staat. Die meisten von ihnen ließ Friedrich I. enteignen. Die Mönche blieben weiter in der Aushilfsseelsorge tätig, kamen in die Zentralklöster Ehingen, Ellwangen, Riedlingen und Wangen oder auf den Aussterbeetat. Damit wurde die Tatsache umschrieben, daß keine Neuaufnahmen stattfinden durften, bis zum Tod des letzten Mönches die Versorgung abgesichert war.

### Sonderregelung Frauenklöster

Für die Aufhebung der Frauenklöster war gemäß dem Paragraphen 42 des Reichsdeputationshauptschlusses festgelegt, daß sie nur im Einverständnis mit dem Diözesanbischof aufgehoben werden konnten. Nachdem ihr Vermögen eingezogen war, konnten die meisten der Nonnen ihr Leben in der klösterlichen Gemeinschaft zunächst weiterführen. Dieses wurde allerdings staatlicherseits erheblich reglementiert; die Nonnen sollten sich verstärkt dem Mädchenunterricht widmen. Aber immer stärker wurde der Druck, der auf sie ausgeübt wurde. Und immer häufiger überschritten die Landesherren die Grenzen, die ihnen der Paragraph 42 auferlegte, so daß sie eigenmächtig und ohne bischöfliche Einwilligung sich an die Schließung der Frauenkommunitäten wagten.

Einen unermüdlichen Fürstreiter hatten die Frauen in dem Konstanzer Generalvikar Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg (1774–1860), dem herausragendsten Kirchenpolitiker im deutschen Südwesten. Wessenberg war katholischer Theologe der Spätaufklärung. Als Gegner des Ultramontanismus und Verfechter des Staatskirchentums stand er in der geistigen Tradition Josephs II. Die Übergriffe der Landesherren in den bischöflichen Zuständigkeitsbereich freilich konnte er nicht gutheißen und griff sie heftig an. Auch der Konstanzer Generalvikar sah den Fortbestand der Klöster nur dann als gerechtfertigt an, wenn sie sich gesellschaftlich nützlich machten. Zahlreiche von Wessenberg gezeichnete Briefe liegen vor, in denen er sich immer wieder gegen die Aufhebung betroffener Nonnengemeinschaften und für ihre aktive Beteiligung an der Krankenpflege oder am Schulunterricht ausspricht<sup>30</sup>. Kaum hatte sich 1817 abgezeichnet, daß

<sup>30</sup> GLAK 235/153. Brief Wessenbergs, in dem er sich für die Einrichtung eines Mädchenpensionats im Kloster Marienhof einsetzt. Aufhebung des Frauenklosters St. Peter in Konstanz. Bestandsaufnahme der 10 Frauenklöster im Oberen Großherzogtum Baden

Wessenberg aus der Auseinandersetzung mit der Römischen Kurie wohl als Verlierer hervorgehen würde, begann sein Einfluß auch an den fürstlichen Höfen zu sinken, und damit war auch das Schicksal der Frauenkonvente besiegelt. Bis auf acht Niederlassungen im Badischen wurden alle Frauenklöster aufgehoben<sup>31</sup>.

In Württemberg ging man mit den Frauenkonventen noch radikaler um. Alle Niederlassungen wurden aufgehoben, die Frauen kamen auf den Aussterbeetat bzw. in Sammelklöster; die letzten noch lebenden Nonnen sind in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts verzeichnet.

### 1806: Stand der politischen und territorialen Neuordnung

Napoleons Rechnung war aufgegangen. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 hatte die staatliche Neuordnung besiegelt und dem römisch-deutschen Kaisertum den Todesstoß versetzt. Im August 1806 legte Franz II. die Kaiserkrone nieder. Der römischen Kirche und dem katholischen Klerus hatte selbst die Reformation keine so entscheidende Schwächung zugefügt. Die Sonderstellung des reichsritterschaftlichen Adels und damit der Reichskirche war vernichtet.

Geistliche Kurstaaten, Fürstentümer und Klöster waren in Massen verschwunden und weltlichen Regierungen zugefallen. Der Klerus, bisher der vornehmste Stand des Reiches, hatte seine exklusive Position eingebüßt. Die dominierende Stellung der deutschen katholischen Kirche war verloren, ihr Besitz erheblich vermindert, der Einfluß auf Schule und Erziehung dem Klerus gänzlich aus der Hand genommen; einer Einmischung der neuen Staatsgewalten selbst in die kircheneigenen Angelegenheiten waren Tür und Tor geöffnet<sup>32</sup>.

Im deutschen Südwesten ließ die von Napoleon diktierte politische Neuordnung nur vier Staaten und zwei Landesbistümer mit neu umschriebenen Grenzen übrig: Württemberg, 1806 zum Königreich erhoben, hatte sein bisheriges Gebiet auf mehr als das Doppelte erweitert; Alt- und Neuwürttemberg wurden als zen-

---

am 23. Februar 1807. – GLAK 235/155. Brief Wessenbergs vom 24. Mai 1808 mit Aufzählung der als Schulen genutzten Frauenklöster: Zoffingen in Konstanz, Meersburg, Markdorf, Pfullendorf, Überlingen, Ursulinen- und Dominikanerinnenkloster in Freiburg, fast alle Fürstenbergischen Frauenklöster. – GLAK 235/158, April/Mai 1808. Akte zum Streit über den Abriß oder Fortbestand des Klosters Zoffingen in Konstanz, die Einrichtung von Lehranstalten in den Frauenklöstern und die Überlassung der Fürstenbergischen Frauenklöster an den Deutschorden. – GLAK 235/154, 22. August 1810. Die Aufhebungsabsichten gegenüber Kloster Zoffingen wurden von der Badischen Regierung zurückgenommen. Von den als Schulen genutzten Frauenklöstern wurden diejenigen in Meersburg, Überlingen, Pfullingen und Markdorf wieder aufgelöst.

<sup>31</sup> ERZBERGER 1902, S. 101, 320. Wessenberg setzte sich auch für den Fortbestand der Mendikantenklöster ein. – Vgl. hierzu: Wessenbergs Bemühungen um die Erhaltung von Kapuzinerklöstern. In: Diözesan-Archiv von Schwaben 9. Jg., 1892, S. 78 f.

<sup>32</sup> ERZBERGER 1902, S. 71.

tralistisch gelenkter Einheitsstaat verwaltet. Baden, zum Großherzogtum avanciert, war verhältnismäßig noch weit stärker gewachsen. Schließlich gab es nur noch die beiden kleinen Fürstentümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen. Die Bereiche der beiden Bistümer entsprachen den Staatsgebieten: Aus dem Konstanzer Bistum erwuchs die Erzdiözese Freiburg, die Baden und die hohenzollernschen Fürstentümer umfassen sollte. Das Suffraganbistum Rottenburg entsprach in seiner Ausdehnung dem württembergischen Königreich.

### **Die zweite Phase der Klosteraufhebungen im Anschluß an den Preßburger Frieden bis 1808**

Die zweite Phase der Klosteraufhebungen fiel in die Zeit von 1805 bis 1808. Im Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 hatte Österreich seine Vorlande mit bedeutenden Abteien wie St. Peter, Schuttern und dem schwerreichen St. Blasien abtreten müssen. Baden erhielt den größten Teil des Breisgaus und die Landvogtei Ortenau; damit war die geographische Verbindung zwischen dem oberen Fürstentum und dem zentralen Landesteil hergestellt. Württemberg verfügte zusätzlich über die vorderösterreichische Grafschaft Hohenberg, die sogenannten fünf Donaustädte (Waldsee, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau), den nordöstlichen Breisgau, die Landgrafschaft Nellenburg und mit Ausnahme von Konstanz das Oberamt Altdorf.

Durch die Rheinische Bundesakte vom 12. Juli 1806 konnten Baden und Württemberg als Verbündete Frankreichs wiederum erheblich profitieren. Fast alle fürstlichen und gräflichen Häuser sowie die schwäbischen und fränkischen Reichsritter fielen der Mediatisierung zum Opfer. Beim Übergang an die Mittelstaaten erhoben die badische und die württembergische Verwaltung Besitzansprüche auf die standesherrlichen Klöster. Allein aus dem Fürstenbergischen gingen so fünf Manns- und acht Frauenklöster an Baden über. Württembergischer Hoheit wurden unter anderem die hohenlohischen Fürstentümer, die Reichsstadt und Abtei Isny sowie die Klöster Neresheim, Ochsenhausen, Schussenried, Weingarten, Weissenau, Heggbach und Baidt unterworfen.

Aufgrund ihrer Verbindung zum Haus Habsburg wurden die beiden Ritterorden der Deutschherren und Malteser im Reichsdeputationshauptschluß von der Säkularisation ausgenommen. Mit dem Frieden von Preßburg (1805) verlor der Deutschherrenorden allerdings seine Reichs- und Kreisstandschaft und die Ordenskommenden im Reich ihre Reichsunmittelbarkeit. Baden eignete sich 1805/06 das Fürstentum Heitersheim sowie die Kommenden Überlingen, Villingen Bruchsal, Mainau, Beuggen und Freiburg an. Württemberg sah von einer Totalkonfiskation der Ritterorden zunächst ab und gab sich mit den Souveränitäts- und Dispositionsrechten zufrieden. Nachdem der französische Kaiser per Dekret vom 24. April 1809 die Aufhebung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaa-

ten verfügt hatte, konfiszierte König Friedrich die zunächst noch verschonten Kommenden Hall-Affaltrach, Dätzingen-Rohrdorf, Hemmendorf-Rexingen und Rottweil schließlich doch und veranlaßte die gewaltsame Besetzung des Fürstentums Mergentheim. Der Orden zog sich auf habsburgisches Territorium zurück und lebte als ein ritterlicher Hausorden des Kaiserhauses fort<sup>33</sup>.

Zwischen Baden, Württemberg und Bayern fand in den folgenden Jahren ein reger Tauschhandel unter den neu hinzugewonnenen Ländereien statt. Auf diesem Weg kam die freie Reichsstadt Biberach von Baden an Württemberg, dafür mußte Württemberg die Grafschaft Bonndorf sowie die Städte Villingen, Tuttlingen, Bräunlingen, Radolfzell und Stockach dem Großherzogtum Baden überlassen. Ganz ohne Auseinandersetzungen um einzelne Beutestücke ließ sich der Länderschacher zwischen den drei süddeutschen Dynastien nicht regeln. Noch bevor der Besitzerwechsel regulär vollzogen war, wurden die betroffenen Klöster regelrecht ausgeräumt. Der württembergische Kommissär Dizinger hatte sich auf Geheiß seines Landesherrn am 25. Juli 1806 sofort nach Villingen und Bräunlingen zu begeben, um *alle daselbst befindlichen Klöster sofort aufzuheben, die vorhandenen Pretiosen, Gelder, Silber u. dergl. in Beschlag zu nehmen, einzuziehen und ohne Aufenthalt einzusenden, die Vorräte ungesäumt sub hasta zu verkaufen und auch von den liegenden Gründen, was möglich ist, zu versteigern*<sup>34</sup>.

Als der badische Großherzog die zugesprochenen Städte in Besitz nahm, blieb ihm von den Klöstern nur wenig mehr als die leergeräumten Gebäude. Im Streit um das ehemalige österreichische Mediatkloster Wiblingen bei Ulm kam es 1806 zwischen württembergischen und bayerischen Truppen sogar zu einem regelrechten militärischen Scharmützel, bei dem vier Mann das Leben verloren. Erst 1810 waren die kriegs- und vertragsbedingten Grenzverschiebungen so weit abgeschlossen. Zu guter Letzt gingen 1809 die Deutschordensresidenz Mergentheim und 1810 noch das Klarissen-Reichsstift Söflingen aus bayerischem Besitz an Württemberg über.

### Die klösterliche Landschaft in Baden und Württemberg nach der Mitte des 19. Jahrhunderts

Um 1850 waren sowohl im Badischen wie im Württembergischen die letzten Überbleibsel eines ehemals regen klösterlichen Lebens erloschen – bis auf die acht Niederlassungen in Baden, die sich allesamt unter staatlicher Aufsicht und Hoheit dem Unterricht von Mädchen verschrieben hatten. Daß den staatlichen Verwaltungen Badens und Württembergs, die aus den ehemals geistlichen Besitztümern einen beträchtlichen Vermögenszuwachs erfuhren, auch neue Verpflich-

<sup>33</sup> Ebd., S. 280. – H. SCHMID 1987, S. 146. – SEILER 1995, S. 635 f. – EHMER 1993.

<sup>34</sup> Aus den *Denkwürdigkeiten* des württembergischen Kommissärs Dizinger. Zit. nach ERZBERGER 1902, S. 319.

tungen erwachsen, sollte in der Folgezeit und noch bis heute immer wieder zu Auseinandersetzungen über Rechts- und Zuständigkeitsfragen führen – gerade auch dann, wenn es um die Baulasten und die Übernahme der Kosten von denkmalpflegerischen Maßnahmen an den ehemals kirchlichen Bauwerken oder ihrer Ausstattung geht<sup>35</sup>. Allenfalls aus der Übernahme der klösterlichen Forste und Ländereien ließ sich ein größerer Gewinn ziehen, nicht jedoch aus den Gebäuden – diese verursachten in erster Linie Kosten. Wenn die klösterlichen Gehäuse nicht als Kasernen, Zuchthäuser, psychiatrische Anstalten oder Schulen eine neue Verwendung finden konnten, versuchte man, sie wieder loszuwerden und bot sie zum Verkauf an. Zahlreiche Klosteranlagen kamen auf diesem Weg an private Unternehmer, die sie zu Fabriken umfunktionierten; eine weltberühmte Waffen- und Munitionsfabrik, die Mauser-Werke, war seit 1811 im 1806 aufgehobenen Augustiner-Kloster in Oberndorf untergebracht. Das Feilbieten ganzer Abteien erwies sich aber meist als Fehlspekulation, sie ließen sich bestenfalls in kleineren Gebäudeeinheiten verkaufen.

Besonders problematisch waren die ehemaligen Klosterkirchen, sofern sie nicht als Pfarrkirchen anerkannt wurden. Ein nicht geringer Teil der Klostergebäude schließlich wurde auf Abbruch versteigert, und so endeten sogar ehemals bedeutende Anlagen wie Tennenbach, Ettenheimmünster, Schuttern und Schwarzach als Steinbrüche.

Noch heute unterhält das Land Baden-Württemberg als Folge der Säkularisation ca. 230 Kirchen, darunter so prominente Bauwerke wie die ehemaligen Klosterkirchen in Ochsenhausen, Schöntal und Zwiefalten, die Domkirche in St. Blasien, das Münster in Konstanz und die Stiftskirche in Öhringen sowie ca. 700 Pfarrhäuser und mehrere hundert Nebengebäude<sup>36</sup>.

---

<sup>35</sup> Vgl. hierzu SANDER 1989, S. 18–23. – WITTICH 1991, S. 117–123.

<sup>36</sup> SANDER 1989, S. 18.

## Die Denkmalpflege in Baden und Württemberg – eine Umschau

Das Sammeln, Beschreiben und Erhalten von Kunstwerken und Kunstdenkmälern ist so alt wie die Beschäftigung mit der Vergangenheit als solche. Bereits aus der Antike ist eine stattliche Zahl an Vorschriften überliefert, die sich schützend auf Kultgegenstände, Kultplätze und Kultbauten, ja sogar auf bedeutende Kunstwerke auswirken sollten. Der bewußte, bewahrende Umgang mit älteren Bauwerken und beweglichen Kunstgegenständen wurde allenthalben auch im Mittelalter gepflegt. Den Grundstein für eine wissenschaftlich-historische Beschäftigung mit diesen Gegenständen legten freilich die Humanisten<sup>1</sup>. Am Beginn der Neuzeit wurden die altehrwürdigen Hinterlassenschaften in ihrer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft aufgewertet, und so mußten sie – wie jedes Ding, das eine wissenschaftliche Behandlung erfahren soll – zunächst einmal ihrem selbstverständlichen Dasein ein Stück weit enthoben, sie mußten zum Objekt abstrahiert werden. Die Objektivierung hatte aber zur Folge, daß der Blick auf die Relikte aus der Vergangenheit nun aus der Distanz geschah und sie zur Projektionsfläche für gesellschaftliche oder individuelle, sprich subjektive Vorstellungen wurden.

### Das romantische Weltbild und der Ursprung des modernen Denkmalverständnisses

Erst auf dieser Grundlage konnte die neue Wertschätzung gedeihen, welche die Romantik den Zeugnissen früherer Zeiten entgegenbrachte. Die aus der Vergangenheit überkommenen Bauwerke wurden zunehmend als Gebilde wahrgenommen, welche die Geschichte auskristallisiert hatte und an denen historische Abläufe noch immer sinnlich nachvollzogen werden konnten. Während die frühe Romantik ihr ideales Gesellschafts- und Menschenbild in der griechischen Kultur fand, so wurde dieses gegen Ende des 18. Jahrhunderts mehr und mehr durch das Interesse an der Vergangenheit des eigenen Volkes und den Bauwerken in greifbarer Nähe zur Seite gedrängt. Der wesentliche Ursprung des modernen Denkmalverständnisses liegt hier im ausgehenden 18. Jahrhundert.

Gleichzeitig zeichnete sich eine fundamentale Veränderung des Geschichtsbildes ab. Unter der napoleonischen Herrschaft erwachte eine stark vaterländisch-patriotisch geprägte Stimmung. Begeistert wandte man sich der altdeutschen,

---

<sup>1</sup> HAMMER 1995, S. 8–24.

mittelalterlichen Welt zu, von deren scheinbar kultureller Einheit eine enorme Attraktivität ausging. In der Malerei und vor allem in der Literatur fand diese Begeisterung ihren aussagekräftigsten Niederschlag. Es war nicht nur Goethes Hymne auf die Architektur des Straßburger Münsters von 1772, viel mehr noch waren es die beliebten Romane und Erzählungen Wilhelm Heinrich Wackenroders, Ludwig Tiecks, E. T. A. Hoffmanns, Clemens Brentanos, Achim von Arnims, Joseph von Eichendorffs sowie der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm, die mit ihren Erinnerungen an vergangene, vermeintlich bessere Zeiten einer weit verbreiteten, tiefen Sehnsucht die Sprache gaben. Und in der Sprache manifestierten sich auch die entsprechenden Bilder: Die Schilderung von stimmungsvollen Naturschauplätzen, Burgruinen und klösterlichen Hallen verliehen den dichterischen Werken der späten Romantik jenen Hauch von *Morbidezza*, der zu den alten Bauwerken eine neue Liebe entflammen ließ.

Die ausgesprochene Vorliebe der Romantik für stimmungsvolle Mittelalterphantasien hatte die *gothische, oder wie man es in der nächsten geschichtlichen Beziehung wohl auch nennen könnte, die deutsche Baukunst*<sup>2</sup> als vaterländischen Stil interpretiert. Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts kann von einer Nationalisierung des Reisens, von einer Inanspruchnahme der Reise für die vaterländische Selbstentdeckung gesprochen werden; gleiches gilt auch für die Literatur als unerläßliche Reisebegleiterin<sup>3</sup>.

Illustrierte Reiseführer standen auch für das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg zur Verfügung und priesen in Text und Bild sowohl die *künstlerischen Merkwürdigkeiten* als auch die *Naturschönheiten*. Mit ihrer an Burgen, alten Klöstern und Ruinen reichen Landschaft und den oft noch kaum veränderten mittelalterlichen Stadtbildern boten Baden und Württemberg reichlich Stoff für die gegenwartsentrückte Ideenwelt der Romantik. Die Beschäftigung mit baugeschichtlichen Details blieb dem Leser der frühen Reiseliteratur noch erspart. Mehr oder weniger kurze historische Abrisse waren von allerlei Gespenstergeschichten und Legenden untermalt, die dem Kunstfreund beim Gang durch die alten Gemäuer einen wohligen Schauer durch die Glieder zu jagen vermochten.

Das Kloster als solches wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Bild für Ruhe und Einkehr, *zum Modell einer Entdeckung der menschlichen Tiefenperson*<sup>4</sup>. In den illustrierenden Darstellungen waren diese allen Ansprüchen der romantischen Ideenwelt gerecht werdenden Kulissen oft mit Staffagen bevölkert – Bewohner einer fernen arkadischen Idylle oder knorrige Ordensleute (Abb. 1). Die Mönche erschienen als eine Art Geisterkolonie und waren Phantasiegestalten

<sup>2</sup> FRIEDRICH SCHLEGEL 1806. Zit. nach HUSE 1984, S. 52.

<sup>3</sup> BOSKAMP-PRIEVER 1995, S. 159.

<sup>4</sup> FRÜHWALD 1991, S. 108.



Abb. 1: *Gottesdienst in Maulbronn*. Robert Heck, Öl/Leinwand 1876

aus der Märchenwelt angeglichen – wie sich auch Justinus Kerner an seine Maulbronner Kindheit zurückerinnerte:

*Würde wahrlich nicht erschauern,  
Schwebtet ihr aus Grabesmauern  
In den Kutten, schwarzen, weißen,  
In den Bärten, langen, greisen,  
Im Gesichte Geistertrauern<sup>5</sup>.*

### Pioniere des Denkmalschutzgedankens

Hand in Hand mit dem rasch wachsenden Interesse an der vaterländischen Geschichte und deren Baudenkmalern zog eine Welle der Zerstörung über das Land, wie Deutschland sie zuvor nicht gekannt hatte. Die Auswirkungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege wurden dabei noch weit übertroffen von den verheerenden Folgen, welche der Reichsdeputationshauptschluß von 1803 für den Großteil der sakralen Kunst und Architektur mit sich brachte. Die Vernichtungen wiederum schärften in der Folgezeit das Bewußtsein für die Schutzbedürftigkeit der Zeugnisse aus der Vergangenheit und gaben Anlaß, für die Pflege der vaterländischen Kunst einzutreten.

<sup>5</sup> KERNER 1981, S.27.

### Carl Friedrich Schinkel

Carl Friedrich Schinkel (1781–1841), der prominenteste Architekt der Zeit, war auch der erste, der eine Konzeption für den Schutz historischer Bauwerke ausgearbeitet hat. 1815 legte er ein sogar noch aus heutiger Sicht erstaunliches Memorandum vor<sup>6</sup>. Dieses war nicht nur inhaltlich durchdacht, Schinkel formulierte für den Denkmalschutz Richtlinien mit nahezu prophetischen Gedanken, die weit über seine Zeit hinaus Gültigkeit behalten sollten: Kunstdenkmäler seien, so Schinkel, öffentliches Gut, ihr Schutz unterliege dem öffentlichen Interesse. Die einzurichtende Schutzbehörde war also im Staatsapparat zu verankern. Als erster forderte er hauptamtliche Konservatoren. Schinkel wußte genau, daß die wichtigste Voraussetzung für eine wirksame Denkmalpflege die Denkmalkenntnis ist, denn nur wer weiß, was überhaupt vorhanden ist, kann wirkungsvoll schützen. Folglich war ihm die Erstellung eines Denkmälerinventars ein berechtigtes Hauptanliegen. Gegenstand des Verzeichnisses sollten Gebäude aller Gattungen sein, die ganzheitlich samt ihrer Außen- und Innendekoration zu erfassen seien. Der Denkmalebegriff beschränkte sich für Schinkel nicht nur auf das Einzelbauwerk des Mittelalters, er bezog – und das war noch bis weit ins 20. Jahrhunderts hinein keine Selbstverständlichkeit – auch die Kunstwerke des Barock und selbst ganze städtebauliche Situationen ein. Für die Restaurierung und Instandsetzung empfahl er größtmögliche Zurückhaltung, und sogar dem *Fehlerhaften*, *wenn es aus dem besondern Geschmack einer Zeit hervorgegangen ist*, räumte er Wertschätzung ein, denn es würde *in der historischen Reihe ein interessantes Glied sein und, an seinem Platze, manchen Wink und Aufschluß geben*<sup>7</sup>.

In breiten Kreisen fanden Schinkels Vorstellungen vom Umgang mit dem kulturellen Erbe, obwohl sie mit enormer Weitsicht verfaßt waren, jedoch kaum Gehör, so daß die Pflege der Denkmäler von Anbeginn an oft nur wenig behutsam geriet. Die historischen Bauwerke hatten sich stets ein Stück weit dem Geschmack der Zeitgenossen und auch dem politischen Diktat unterzuordnen. Daß die Sicht auf die verbliebenen Bauwerke nie objektiven Kriterien, sondern einem sich von Generation zu Generation wandelnden Weltbild unterlag, bestimmte das Schicksal und das Erscheinungsbild der in die Obhut der Denkmaladvokaten gelangten Gebäude.

### Die Brüder Boisserée

Da nun die Denkmalpflege geistig gesehen in der Vorstellungswelt der Spätromantik wurzelt, führte der Weg, den sie zu Beginn ihrer geschichtlichen Entwicklung einschlug, zunächst zurück ins deutsche Mittelalter. Diese Mittelalter-

<sup>6</sup> Vgl. hierzu und im folgenden RAVE 1953, S. 73–90, hier: S. 74–77. – HUSE 1984, S. 62–75.

<sup>7</sup> CARL FRIEDRICH SCHINKEL 1819. Zit. nach HUSE 1984, S. 65.

begeisterung mit der speziellen Note des „Vaterländischen“ wurde von einem dichten Geflecht aus gleichgesinnten Intellektuellen, den Regierenden sowie aus finanzkräftigen Kaufleuten und Bankiers getragen. In dessen Mittelpunkt standen die Gebrüder Sulpice und Melchior Boisserée. Gemeinsam mit dem befreundeten Juristen Johann Baptist Bertram bildeten sie ein Kleeblatt, das, zumindest was das Geschichtsbewußtsein betraf, dem Zeitgeist eine Nasenlänge voraus war. Meinungsbildend wirkten sie selbst in den allerhöchsten Kreisen. Ihre enorme Initiativkraft und ihr immenser Wirkungsgrad für die Anfänge der Denkmalpflege in Deutschland wurden bislang noch nicht entsprechend gewürdigt und wären eine eigene Untersuchung wert. Die außerordentliche Bedeutung dieser einflußreichen Kunstsammler verdient es, kurz betrachtet zu werden.

Die Brüder Boisserée entstammten einer sehr vermögenden belgisch-deutschen Kaufmannsfamilie. Marktstrategisches Denken und Verhandlungsgeschick waren ihnen in die Wiege gelegt. Unermüdlich und ausgesprochen erfolgreich arbeiteten sie daran, ein im modernen Sinn effektives und dichtes Netzwerk aufzubauen, in dem andere, nicht konforme geistige Strömungen keinen Platz fanden. Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Goethe, Schelling, Tieck, Görres, Brentano, Uhland, der Verlegerfürst Cotta, die hochgeschätzten Künstler Dannecker, Cornelius und Quaglio, die berühmtesten Architekten der Zeit, Schinkel, Weinbrenner und Moller, finanzkräftige Großkaufleute, die Könige von Bayern, Preußen und Württemberg, die Großherzöge von Baden und Hessen, einflußreiche Staatsmänner wie der Fürst von Metternich, der Freiherr Stein zum Altenstein, die Grafen von Gneisenau und von Hardenberg und Angehörige des russischen Zarenhofs – mit allen standen sie in persönlichem, geschäftlichem oder freundschaftlichem Kontakt, sie alle ließen sich vom gewandten Auftreten der Boisserées und von ihrer berühmten Sammlung alter Gemälde begeistern. Melchior trat seinem Bruder gegenüber in der Öffentlichkeit eher zurück. Sulpice war weltgewandt und verkehrte in sämtlichen gesellschaftlich relevanten Salons. Einen nicht geringen Teil seiner Zeit verwendete er darauf, den Kontakt zu den hohen Damen der Gesellschaft zu pflegen, wohlwissend, daß dieser nicht zu unterschätzen sei<sup>8</sup>.

Nachhaltiger als Schinkels anspruchsvolles Konzept bestimmten folglich die Ziele der Brüder Boisserée und die Lehre Friedrich Schlegels den Umgang mit den Baudenkmalern. Entscheidende Anregungen für seine *Grundzüge der gotischen Baukunst* von 1806 hatte Friedrich Schlegel übrigens 1803 in Paris durch die Boisserées erfahren<sup>9</sup>. Die Auffassung von der gotischen Baukunst als der eigentlich deutschen hatte eine enorme Breitenwirkung; andere Stimmen, die dane-

<sup>8</sup> Vgl. GÜNZEL 1995, S. 31–33. – FLEISCHHAUER 1986, S. 229–283. – BOISSERÉE 1862. – BOISSERÉE 1978.

<sup>9</sup> GÜNZEL 1995, S. 31. – FLEISCHHAUER 1986, S. 230.

ben laut wurden, verhalten vergleichsweise resonanzlos<sup>10</sup>. Die Spätromantik schließlich war von der Lehre Schlegels so nachhaltig geprägt, daß auf breitester Ebene die Gotik zum vaterländischen Baustil verklärt wurde – und daß sie ihren Weg von Frankreich aus nach Deutschland genommen hatte, interessierte damals noch niemanden. Entsprechend fanden zunächst nur die Architekturschöpfungen des Mittelalters und des 16. Jahrhunderts besondere Beachtung, vor allem dann, wenn es um spektakuläre Projekte zur Vollendung herausragender Bauwerke als Nationaldenkmäler ging, des Kölner Doms beispielsweise oder der Marienburg.

Die Brüder Boisserée wurden als Pioniere der Denkmalpflege hoch geschätzt, hatten sie doch zusammen mit Bertram während der Säkularisation bedeutende Schätze mittelalterlicher Kunst aus Kirchen und Klöstern vor der Vernichtung gerettet. Ihre Sammlung niederländischer und altdeutscher Meister war über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt und begehrt. Zunächst waren die Bilder in Heidelberg, später, von 1819 bis 1827, in Stuttgart ausgestellt. Nach jahrelangen Verhandlungen über einen Ankauf der Gemälde durch den württembergischen König kam die Sammlung schließlich von Stuttgart nach München; der Bestand zählt heute zum wertvollsten Besitz der Alten Pinakothek.

#### Sulpice Boisserée und die Anfänge der Denkmalpflege

Ein für die Kunst- und Denkmalpflege so grundlegendes Projekt wie die Abfassung eines Denkmälerinventars für Deutschland, erst nahezu 100 Jahre später durch Georg Dehio erstmals realisiert, geht ihrem Ursprung nach auf Sulpice Boisserée zurück<sup>11</sup>, und auch die wegweisende Idee zur Gründung von Altertums- und Geschichtsvereinen wird erstmals von ihm formuliert: *Auf dem Weg von Lorsch [...] nach Heppenheim fiel mir der Gedanke recht klar und ausführbar in die Seele, wie man eine Gesellschaft von deutschen Altertums-Forschern dereinst stiften müsse und könne, es bedürfe nur eines großmütigen freien Fürsten, der als Beschützer aufrete und einen als Vorsteher besolde und mit der nötigen Hilfe von Schreibern und Zeichnern unterstütze; man nehme von allen Seiten Mitglieder auf, nicht nur Architekten, sondern Literatoren Historiker – Maler usw. [...], es müßte eine freie allgemeine Gesellschaft altdeutscher Bildung sein, [...] auch wegen den unter Frankreich gekommenen deutschen Ländern – ohne die das Ganze nichts wäre. Mein Herz schlug froh und hoch vor Freude über diesen guten Einfall, die hoffnungsreichsten Einbildungen stiegen in mir auf, ich er-*

<sup>10</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Johann Wolfgang von Goethe und sogar – jedoch noch vor seiner Begegnung mit den Boisserée – Friedrich Schlegel sahen in der Gotik ihren Wurzeln nach eine *offenbar sarazenische Pflanze*. Und auch der König von Württemberg, der zu bemerken wußte, die gotische Kunst sei nicht deutsch, sondern maurisch, zog sich den Unwillen von Sulpice Boisserée zu. Vgl. FLEISCHHAUER 1986, S.232f.

<sup>11</sup> BOISSERÉE 1978, S. 56.

kannte daraus, daß ich sie in meiner Brust verschließen müsse, da obnehin Zeit und Gelegenheit noch nicht gekommen<sup>12</sup>.

Das erste deutsche Land, das eine besondere Denkmalbehörde gründete, war Bayern. Nach französischem Vorbild wurde hier 1835 die *Generalinspektion der plastischen Denkmale des Reichs* errichtet<sup>13</sup>. Der zuständige Generalinspektor war – Sulpice Boisserée.

In seiner Begeisterung für die Gotik leistete der rührige Sulpice Bewundenswertes, respektive dem damaligen Stand des kunstgeschichtlichen Wissens: Als wichtigste Ergebnisse seiner Arbeit entstanden die *Denkmale der Baukunst am Niederrhein vom 7. bis 13. Jahrhundert*<sup>14</sup> und die *Ansichten, Risse und einzelne Teile des Doms von Cöln*<sup>15</sup>, eine Baumonographie, bei der ihn zwei vorzügliche Zeichner, der Kölner Maximilian Heinrich Fuchs und der Münchner Angelo Quaglio, unterstützten. Mit diesem Werk motivierte er schließlich den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm IV. erheblich, den Weiterbau des Doms anordnen zu lassen. Vorausgegangen war, daß Georg Moller (1784–1852) in Darmstadt, der Hofbaumeister und Direktor des hessischen Staatsbauwesens, 1814 in einem historischen Plan das Projekt für die Dom-Nordfassade erkannt hatte.

#### Kloster Maulbronn als Attraktion für Künstler, Architekten und Kunstgelehrte

An dieser Stelle bietet sich ein Ausflug nach Maulbronn an. Davon, daß das Kloster in Kunstkennerkreisen schon früh Beachtung fand und im weitverzweigten Beziehungsgeflecht der Kunstgelehrten untereinander immer wieder die Rolle eines tangentialen Berührungspunktes spielte, soll kurz die Rede sein<sup>16</sup>: Georg Moller hatte seine Ausbildung an der Bauschule Friedrich Weinbrenners (1766–1826) in Karlsruhe genossen. Wahrscheinlich noch während seiner Ausbildungszeit bei Weinbrenner hielt sich Moller im Kloster Maulbronn auf und fertigte Zeichnungen von der Kirche und der Klausur (Abb. 2)<sup>17</sup>. Aus Mollers Darstellungen spricht bereits 1804 ganz unzweideutig seine Wertschätzung der Klostergebäude, und abgesehen davon zählen seine Zeichnungen und Aquarelle zu den frühesten Architekturbildern überhaupt, die von Maulbronn bekannt sind. Zweifellos war er durch seinen Lehrer auf Maulbronn aufmerksam geworden, denn von Friedrich Weinbrenner sind auszeichnende Worte für die Architektur des

<sup>12</sup> Ebd., S. 57.

<sup>13</sup> HAMMER 1995, S. 75.

<sup>14</sup> München 1833.

<sup>15</sup> Stuttgart 1821/1823, verlegt bei Cotta.

<sup>16</sup> STÖBER, EHLERS 1998, S. 164 f.

<sup>17</sup> StAK, Maulbronn VIII, Nr. 271. – STÖBER, EHLERS 1998, S. 38 f.



Abb. 2: *Kloster Maulbronn, östlicher Kreuzgangflügel. Georg Moller, Aquarell über Bleistift 1805*

Herrenrefektoriums überliefert<sup>18</sup>; auch diese zählen zu den frühesten bekannten Äußerungen, mit denen der außergewöhnliche Stellenwert der Maulbronner Architektur gewürdigt wird.

Sulpice Boisserée wiederum wurde wahrscheinlich durch Georg Moller auf die ehemalige Zisterzienserabtei hingewiesen<sup>19</sup>. Beide pflegten einen regen Austausch untereinander und teilten die Vorliebe für das *eigentlich Deutsche*<sup>20</sup>, die gotische Baukunst. Moller bewunderte die Architektur des Kölner Doms<sup>21</sup>, und Boisserée interessierte sich für Mollers Architekturzeichnungen und dessen Studien von Maulbronn: *Am 25. fuhr ich über Groß-Gerau nach Darmstadt, wo ich zuerst Moller kennen lernte; seine Zeichnungen von Straßburg und Freiburg und die Studien von Maulbronn gefielen mir sehr, meine Liebe zur Sache, die ewigen Wünsche die vaterländischen Altertümer vor der Vergessenheit zu retten, fingen Feuer, [...]*<sup>22</sup>.

Im September 1810 hatte Boisserée Kloster Maulbronn persönlich in Augenschein genommen: *Auf einer Reise nach Heidelberg besuchte ich zu Maulbronn den Vater von Schelling [...]. Maulbronn ist eins der merkwürdigsten Klöster, die ich gesehen, es sind hier Einrichtungen in den Gebäulichkeiten übriggeblieben, die man sonst nicht leicht findet; diese mit Heisterbach und Altenberg zusammen geben einen vollständigen Begriff einer großen Abtei des 12. und 13. Jahrhunderts*<sup>23</sup>.

Georg Moller brachte ebenso seinen Neffen und Schüler Friedrich Maximilian August Hessemer nach Maulbronn, den späteren Distriktbaumeister in Oberhessen und Professor für Baukunst am Städelschen Institut in Frankfurt am Main. Im ganzen 19. Jahrhundert führten die Exkursionen für Studenten der Kunst und Architektur vom Polytechnikum in Karlsruhe, von der Stuttgarter Kunstschule und sogar von der Münchner Kunstakademie aus immer wieder zur Maulbronner Klosteranlage. Maler und Architekten mit klangvollen Namen, die nicht zuletzt wegen ihrer Beschäftigung mit den Denkmälern ganz allgemein Erwähnung verdienen, haben ihr Auge an der Maulbronner Architektur geschult: Domenico und Simon Quaglio, Carl Alexander von Heideloff, Friedrich Eisenlohr, Josef Durm, Carl Weysser, Wilhelm Strieder, Ludwig Zorn und auch noch Hermann Billing<sup>24</sup>.

<sup>18</sup> HStAS E 222 Bü 262, Bl. 10. Zitat Weinbrenner: *Dieser Speisesaal werde noch, wenn tausend neuere Bauten in Staub zerfallen, der Gegenstand künstlerischer Bewunderung seyn.* – STOBER 1997, S. 539.

<sup>19</sup> FRÖLICH 1952.

<sup>20</sup> Zit nach BOISSERÉE 1978, S. 56. Eintrag im Oktober 1810.

<sup>21</sup> *Das Innere des Kölner Domes nach der geplanten Vollendung. Stich nach einer Zeichnung von G. Moller von 1811/13.* In: HUSE 1984, Abb. S. 40. – K Karlsruhe 1975, S. 4.

<sup>22</sup> BOISSERÉE 1978, S. 56. Eintrag im Oktober 1810.

<sup>23</sup> Ebd., S. 55. Eintrag im September 1810.

<sup>24</sup> STOBER, EHLERS 1998.

## Das Heidelberger Schloß und die Anfänge der Denkmalpflege

Zurück zum Weiterbau des Kölner Doms, oder besser: zu Joseph von Görres (1776–1848) und Heidelberg, und von da aus zu den Anfängen der Denkmalpflege. Seit 1814 setzte sich Görres, der Literaturhistoriker und wortmächtige Publizist, für die Domvollendung ein<sup>25</sup>. Mit einem Aufsatz, den er am 14. November des Jahres im *Rheinischen Merkur* publizierte, entfachte Görres ein Feuer der Begeisterung, das den Kölner Dombau zur Sache der Nation machte<sup>26</sup>. Görres, ein vehementer Verfechter des nationalen Gedankens und der Befreiung Deutschlands von der napoleonischen Fremdherrschaft, lehrte seit 1805 an der Heidelberger Universität unter anderem Ästhetik und Philosophie. Auch die Gebrüder Boisserée hatten 1810 ihre einzigartige Sammlung altdeutscher Gemälde nach Heidelberg verbracht und sich hier niedergelassen. Fünf Jahre später, 1815, gelangte die Sammlung europaweit zu Ruhm, als ein politisches Ereignis die Stadt am Neckar zum Mittelpunkt der großen Welt machte: Von Mai bis Juni war hier das Große Hauptquartier der alliierten Mächte eingerichtet. Zar Alexander I., Kaiser Franz I. von Österreich, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und mit ihnen viele weitere Fürstlichkeiten, hochgestellte Staatsmänner und Militärs hielten sich in Heidelberg auf und zeigten größtes Interesse für die Boisseréesche Sammlung<sup>27</sup>.

Mit Joseph von Görres, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Bettina Brentano-von Arnim und Friedrich Creuzer hatte die romantische Bewegung in Heidelberg 1806/08 und noch einmal 1811/12 eines ihrer geistigen Zentren. Zum Heidelberger Kreis gehörten freundschaftliche Beziehungen zu Ludwig Wilhelm Tieck, den Gebrüdern Grimm, Joseph von Eichendorff und auch Friedrich Schlegel<sup>28</sup>. Der Heidelberger Literatenzirkel, die Kulisse der geschichtsträchtigen Stadt mit der prominenten Schloßruine, das landschaftlich anmutige Neckartal und nicht zuletzt die Boisseréesche Galerie zogen Künstler an, deren Schwerpunkt in der Veduten- und Landschaftsmalerei lag; die Malerschule ging als *Heidelberger Romantik* in die Kunstgeschichtsschreibung ein<sup>29</sup>.

Mit der Wirkung, die von der Konstellation dieser illustren Persönlichkeiten ausging, war der Grundstein dafür gelegt, daß das Heidelberger Schloß zum meistdiskutierten Denkmal der Nation wurde und daß man im Großherzogtum Baden schon vergleichsweise früh zum Erhalt der heimischen Denkmäler konkrete Schritte einleitete. Friedrich Weinbrenner, der oberste badische Baubeamte,

<sup>25</sup> HAMMER 1995, S. 56 f. – HUSE 1984, S. 34–61. – BEENKEN 1944, S. 62. – KLUCKHOHN, 1924, S. 260.

<sup>26</sup> HUSE 1984, S. 41.

<sup>27</sup> FLEISCHHAUER 1986, S. 232.

<sup>28</sup> ŽMEGAČ Bd. 24, Sp. 1243–1251.

<sup>29</sup> STÖBER, EHLERS 1998, S. 35.

war auch ein Freund von Sulpice Boisserée<sup>30</sup>. Weinbrenner hegte nicht nur eine besondere Vorliebe für die heimische Archäologie und die Klosterkirche St. Blasien; auf ihn geht auch der Regierungserlaß zurück, mit dem schon 1812 verfügt wurde, daß *allen Ernstes dafür zu sorgen [sei], daß kein Turm, kein Stadttor oder ein anderes ähnliches Gebäude ohne staatliche Genehmigung sollten abgerissen werden dürfen*<sup>31</sup>.

Zu erwähnen bliebe noch, daß zwischen 1814, als die Idee vom Nationaldenkmal Kölner Dom erstmals auf breiter Ebene Fuß faßte, und 1842, als endlich Boisserées Traum in Erfüllung ging und der Grundstein zu dessen Weiterbau gelegt wurde, sich in Deutschland gesellschaftlich viel bewegt hatte. War das Projekt zu Anfang noch ein Symbol für Befreiung, Freiheit und nationale Einheit, so rückte der Bau allmählich in völlig neue Bedeutungszusammenhänge: Die Ausführung stand für den politischen Wind, der jetzt, fast 30 Jahre später, in Preußen herrschte, für die Restauration, welche die freiheitlich demokratische Bewegung im Land weit zurückgedrängt hatte. Ein Jahr nach der Grundsteinlegung, 1843, wurde in Preußen das staatliche Amt des Konservators für Kunstdenkmäler eingerichtet. Das neue Amt wurde in der Person des Ferdinand von Quast (1807–1877) bezeichnenderweise mit einem Konservativen besetzt<sup>32</sup>. Die Denkmalpflege wurde in den Dienst der politischen Restauration gestellt.

### Vaterländische Idee und Denkmalpolitik in Baden und Württemberg

Für Baden mehr noch als für Württemberg wurden Kunst und Wissenschaft aus politischen Gründen zu einem überlebensnotwendigen Integrationsfaktor, denn als Großherzog Carl Friedrich (1728–1811) starb, hinterließ er ein Land, in dem nichts mehr so war, wie er es als Markgraf bei seinem Regierungsantritt im Jahr 1746 vorgefunden hatte. Bereits 1771 war eine einschneidende Veränderung eingetreten: Nach dem Aussterben der katholisch-badischen Linie vereinigte Carl Friedrich wieder die beiden, seit 250 Jahren getrennten Landesteile mit unterschiedlicher konfessioneller Ausrichtung unter seiner Herrschaft. Drei Jahrzehnte später wurde Carl Friedrich für die Schlüsselstellung, die Baden unter den auf Napoleons Seite kämpfenden deutschen Mittelstaaten einnahm, reich entschädigt: Zum Großherzog avanciert, konnte er sein Land durch Säkularisation und Mediatisierung flächenmäßig vervierfachen, die Zahl der Einwohner vervünfachte sich sogar.

<sup>30</sup> Den 15. August brachte ich in Carlsruhe meist mit Weinbrenner und seinen Schülern und bei Becker zu, der mir zum erstenmal die Indischen Ansichten von [den] Daniells zeigte. Zit. nach BOISSERÉE 1978, S. 55.

<sup>31</sup> Zit. nach LACROIX 1954, S. 7. – K Karlsruhe 1975, S. 11.

<sup>32</sup> HUSE 1984, S. 69.

Damit war im Schlepptau Napoleons aus dem vormals recht unbedeutenden Territorialstaat ein Grenzstaat mit politischem Einfluß geworden. Die meisten der zugewachsenen Untertanen wurden aber gegen ihren Willen zu Badenern gemacht und brachten keinerlei Zusammengehörigkeitsgefühl für das neue Gemeinwesen mit; darüber hinaus überwog nun der katholische Bevölkerungsanteil. Der Identitätsverlust, der besonders in den wirtschaftlich potenten, ehemals vorderösterreichischen Gebieten Südbadens mit der Ablösung von der Habsburger-Monarchie einherging, mußte ebenso kompensiert werden wie der Macht- und Prestigeverlust der geistlichen und weltlichen Elite. Den divergierenden Interessen der territorial, politisch und konfessionell auseinanderstrebenden Gruppen versuchte der Hof in Karlsruhe mit einer konsequenten Zentralisierung der Macht entgegenzuwirken.

Dies gelang dem Großherzog mit Hilfe einer radikal durchgesetzten Verwaltungsreform nach französischem Vorbild, die Baden zu einem monarchisch-bürokratischen Anstaltsstaat machte<sup>33</sup>. Die geschickt taktierenden Staatsminister brachten die äußere Einheit des neuen Großherzogtums zustande: 1818 erhielt Baden eine konstitutionelle Verfassung, 1821 wurden die reformierte und die lutherische Kirche vereinigt, und 1827 wurde das Erzbistum von Konstanz nach Freiburg verlegt, womit der badische Erzbischof den Vorsitz in der oberrheinischen Kirchenprovinz erhielt<sup>34</sup>.

Nicht nur formal, auch geistig bedurften Baden, Württemberg und alle anderen durch Napoleons Gnaden neu geschaffenen Staaten im deutschen Südwesten einer Konsolidierung. In Wissenschaft, Kirchenbau und Kunst wurde vorrangig investiert. Damit sollte gezielt das Bürgertum als finanzkräftige Schicht, die mehrheitlich die Verwaltungszentren bevölkerte, zusammengebunden werden. Eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Förderung des patriotischen Bewußtseins spielte die staatlich betriebene, die institutionalisierte Denkmalpflege. Die Erkenntnis, daß historische Bauwerke schon allein wegen ihrer ausgesprochenen Anschaulichkeit und Publikumswirksamkeit in den Dienst der Staatsidee gestellt werden sollten, setzte sich durch (Abb. 3).

Mit der demonstrativen Annahme des Titels *Herzog von Zähringen* stellte Carl Friedrich sich explizit in die Reihe der ehrwürdigsten seiner Vorfahren. Die zähringisch geprägte Vergangenheit des angefallenen vorderösterreichischen Besitzes war auch der gemeinsame Nenner, mit dem die neuen Gebiete in die offizielle Staatstradition einbezogen werden konnten. Historische Bauwerke wurden – wie andernorts auch – verstärkt bemüht, den vaterländischen Gedanken zu inszenieren. Dieser Idee huldigt das monumentale Wandbild im Treppenhaus der Karlsruher Kunsthalle von Moritz von Schwind, *Die Einweihung des Freiburger Münsters unter Herzog Konrad von Zähringen*. Im Auftrag Großherzog Leopolds entstand diese fürstliche Selbstinszenierung zwischen 1838 und 1842. Denn

<sup>33</sup> KORTHAUS 1995, S. 6–11.

<sup>34</sup> BERINGER 1922, S. 2.



Abb. 3: *Fest aus Anlaß der Aufhebung der Leibeigenschaft in Baden 1783 durch Markgraf Carl Friedrich. Das von Sophie Reinhard 1821 gefertigte Aquarell zielt in seiner Wirkung auf die neuen, katholischen bzw. ehemals vorderösterreichischen Landesteile ab. Als Kulisse dienen heimische Fachwerkhäuser und die Lichtenthaler Klosterkirche*

seiner umstrittenen Thronfolge wegen sah sich Leopold mehr noch als seine Vorgänger veranlaßt, die Zähringer-Tradition in den Vordergrund seiner Staatspropaganda zu stellen. Landauf, landab wurden alte Kirchen erneuert, und neue Kirchengebäude entstanden. Katholische Gotteshäuser wurden vorzugsweise mit Patrozinien und Heiligen bedacht, die in irgendeiner, mitunter recht konstruierten Beziehung zum Haus Baden und seiner Geschichte standen. Auf Wandbildern und Altargemälden wurden vaterländische Themen der überkommenen christlichen Ikonographie hinzugefügt oder ihr bisweilen kurzerhand übergestülpt<sup>35</sup>.

Was so den Badenern die Zähringer bedeuteten, waren für die Württemberger die Staufer. Historisch betrachtet waren die Württemberger aber eigentlich erklärte Gegner der Staufer gewesen; erst die württembergischen Geschichtsschreiber des ausgehenden 15. Jahrhunderts hatten die große, von den staufischen Kaisern geprägte „schwäbische“ Vergangenheit für den Glanz ihrer Auftraggeber aus

<sup>35</sup> Ludwigs-, Stephans-, Konrads- und Bernhards-Patrozinien boten sich beispielsweise dafür an. Zur Politisierung von Kirchengeschichtungen im Sinn der vaterländischen Idee vgl. KRIMM, 1995. – STÖBER 1995.

dem württembergischen Haus vereinnahmt<sup>36</sup>. Enthusiastisch sahen am Beginn des 19. Jahrhunderts Historiker und Literaten im Kreis der *Schwäbischen Romantiker* in Herzog Friedrich II., dem späteren Kurfürsten und schließlich dem König von Württemberg, den Landesvater, der die ehrwürdige und glanzvolle Tradition der Staufer aufzunehmen und weiterzuführen in der Lage wäre. Die staufisch geprägte Vergangenheit des angefallenen neuwürttembergischen Besitzes war der gemeinsame Nenner, mit dem die dazu gewonnenen Klöster, Städte und Adelherrschaften in die offizielle Staatstradition einbezogen werden konnten. Friedrich II. nannte sich seit 1806 auch *Fürst von Schwaben*<sup>37</sup>, die drei staufischen Löwen wurden 1817 zu den württembergischen Hirschstangen in das Staatswappen aufgenommen.

Noch 1817 hatte König Wilhelm I. von Württemberg die mittelalterlichen Tortürme in Stuttgart und Cannstatt niederreißen lassen. In den 20er Jahren begann man dann auch in Stuttgart, sich um den Erhalt der Bauwerke zu bemühen<sup>38</sup>. 1822 wurde auf Veranlassung des Königs ein Verein für Vaterlandskunde gegründet (der allerdings schon ab 1823 nicht mehr zusammentrat). Da drängt sich der Verdacht auf, daß die räumliche Nähe der Boisserées zum württembergischen Hof, die ja 1819 in die Landeshauptstadt gezogen waren, nicht ohne Auswirkung geblieben war. Daß es freilich auch schon einige Jahre vor und unabhängig von den illustren Brüdern Schwaben gab, die sich – zwar weniger erfolgreich – für die Relikte der Vergangenheit engagierten, sollte nicht unerwähnt bleiben:

### Friedrich August Seyffer und die Denkmälerinventarisierung in Württemberg

Friedrich August Seyffer (1774–1845), Landschaftsmaler, Radierer und Hofkupferstecher, war einer von den Propheten, die nur wenig im eigenen Land galten<sup>39</sup>. Geprägt durch den Vater hatten es ihm die „Altertümer“ schon früh angetan. Es war ihm ein Anliegen, die Stätten der württembergischen Kultur in Wort und Bild festzuhalten, bevor sie als verloren galten. Seine Sujets widmete er den *Burgen und Schlösser[n], Kirchen und Kapellen. Klöster, Alterthümer, Wilde oder freie Natur, d. b. ohne Gebäude oder [diese] nur fern*. Die baugeschichtlichen Untersuchungen betrieb er als Feldforscher<sup>40</sup>, seine Informationen bezog er aus Archivalien und Gesprächen mit den ortsansässigen Einwohnern, gelegentlich besorgte er sie sich auch brieflich von zuständigen Amtspersonen. Aus seinen

<sup>36</sup> SCHREINER, HOFACKER 1977, S. 311–325.

<sup>37</sup> Ebd., S. 321.

<sup>38</sup> In einem Erlaß des Finanzministeriums vom 25. Juni 1828 werden die vier württembergischen Kreisämter angewiesen, auf die unter ihrer Aufsicht stehenden herrschaftlichen Burgen und Ruinen ein wachsames Auge zu haben und nicht zu dulden, daß etwas abgebrochen und weggeführt werde (HStAS E 222 Bü 262).

<sup>39</sup> Zu Seyffer vgl. STÖBER, EHLERS 1998, S. 66–70. – HAGEL 1997 a, S. 181–203.

<sup>40</sup> HAGEL 1997 a, S. 185–187.

Zeichnungen spricht der analytisch wahrnehmende Blick eines geübten Auges; Seyffer registrierte Details, die seinerzeit noch kaum jemanden kümmerten<sup>41</sup>. Durch ihn ist die Kenntnis von einem *Sprechzylinder, eine Maschine, durch welche man mit den Nonnen sprechen konnte, ohne daß beyderseits sich niemand sehen könnte*, im ehemaligen Dominikanerinnenkloster in seiner Geburtsstadt Lauffen am Neckar überliefert. Viele, längst verlorengegangene Bestände der Anlage und die alte Einrichtung der Klosterkirche sind von Seyffer beschrieben, so, wie er sie vor ihrem Abbruch 1807/08 gesehen hatte.

Die Forderung nach einem Verzeichnis der im Land befindlichen schützenswerten Denkmäler war in Württemberg schon 1790 erhoben worden<sup>42</sup>. Diese Aufgabe nahm das 1820 neu eingerichtete statistisch-topographische Bureau in den folgenden Jahrzehnten in Angriff und legte für alle württembergischen Oberämter umfassende Beschreibungen vor. Diese *Oberamtsbeschreibungen*, eine Landesbeschreibung, die alle 64 Oberämter umfaßt, gelten als Vorläufer der Denkmälerinventare. Ein Erlaß der Ministerien des Innern und der Finanzen von 1836 trug den Kameral- und Oberämtern auf, über jede Veränderung, Zerstörung oder Veräußerung auch der nicht in Staatseigentum befindlichen Denkmale Anzeige zu erstatten<sup>43</sup>; mit diesem Erlaß sollte die bedrohlich angeschwollene Veräußerung von Kunstgütern ins Ausland unterbunden werden. Die Kameralämter wurden aufgefordert, binnen dreier Monate Verzeichnisse anzufertigen, in die Denkmäler nun erstmals systematisch nach Gattungen erfaßt aufgenommen werden sollten<sup>44</sup>.

In Baden erfolgte eine entsprechende Verordnung 1837. Die Bemühungen um solche Verzeichnisse schlugen sich in Erlassen, Verordnungen und Instruktionen nieder<sup>45</sup>. Der Anfang war gemacht, das Ende blieb offen. *Vieles mußte in den Ansätzen steckenbleiben oder auf halbem Wege abgebrochen werden, sei es, daß sich die personellen Voraussetzungen änderten, sei es, daß altwürttembergische Sparsamkeit im Junktum mit grüblerischem Staatsperfektionismus oder alemannisches Laissez faire ein konsequentes Zuendeführen nicht zuließen, sei es, daß die Sache selbst, ihre Eigengesetzlichkeit in der wissenschaftlich-kognitiven und registrierten Fortentwicklung einen Abschluß gar nicht möglich machte*<sup>46</sup>.

<sup>41</sup> Seyffer über Burg Blankenhorn im Stromberg: *Noch nie sah ich in einer alten Burg so sorgfältig behauene und zusammengefügte Steine*. Zit. nach HAGEL 1997a, S. 190.

<sup>42</sup> HIMMELHEBER 1960, S. 9–24, hier: S. 10 f.

<sup>43</sup> HStAS E 151/07 Bü 572. Schon 1828 war an die Königlich württembergischen Kameralämter eine Finanzministerialverordnung zur Beaufsichtigung der herrschaftlichen Burgen und Ruinen ergangen, die offenbar ohne große Beachtung blieb.

<sup>44</sup> HStAS E 151/07 Bü 572, Erlaß vom 15. Mai 1836: *Bauwerke und Überreste derselben, Gegenstände der Bildhauer- und Bildschnitzerkünste, Gegenstände der Malerkunst und historische Denkmale und Dokumente*.

<sup>45</sup> STROBEL 1980, S. 220–279, hier auch Abdruck der Fragebögen und Richtlinien für die Erfassung der Denkmäler im Originaltext.

<sup>46</sup> Ebd., S. 221.

Wohl durch die Diskussion um die Denkmälerverzeichnisse angeregt, schrieb Seyffer in den 30er Jahren eigenständig zahlreiche Listen von Altertümern nieder. Sie enthalten intakte, früher und eben erst zerstörte Bauwerke, deren Beschreibung und Seyffers eigene Beobachtungen. In die staatlicherseits betriebene Inventarisierung wurde er nicht einbezogen, er sollte lediglich *vermöge seiner Landes- und Sachkenntnis* die bereits erstellten Verzeichnisse beurteilen und seine Zeichnungen zur Verfügung stellen. Verständlicherweise wollte Seyffer seine Bilder nicht einfach so aus der Hand geben. Einige seiner Kupferstiche veröffentlichte er in zwei Mappen. Am 21. Juli 1843 wurde dem Hofkupferstecher eine bereits gedruckte Liste der württembergischen Altertümer durch den Präsidenten des Vereins für Vaterlandskunde, den Finanzminister Johann Christoph von Herdegen, übermittelt. Seyffer beobachtete die Arbeitsweise des statistisch-topographischen Bureaus ausgesprochen kritisch<sup>47</sup>. Aus seinem Kommentar zu dieser Liste spricht neben deutlicher Mißbilligung auch eine ganze Portion Bitterkeit: *Da ich in dem bedruckten Verzeichnis [...] manches nicht richtig und manches gar nicht angegeben finde, was ich in denen von mir durchreisten Gegenden gefunden und zum Theil gezeichnet habe, so mag auch aus den Gegenden, in welche ich noch nicht gekommen bin, manches unrichtig oder gar nicht angegeben seyn. [...] Mehreres im gedruckten Verzeichniß sowie in sonstigen topographischen Schriften kommt ursprünglich aus Notizen von mir, die ich da und dort mitgetheilt habe und oft sogar wörtlich benützt wurden. [...] Wäre ich gehörig in Stand gesetzt, so hätte ich schon längst ein so ziemlich vollständiges Verzeichniß von Alterthümern und Kunstdenkmalen Württembergs zusammen gebracht, denn ich hatte von früher Jugend an eine große Vorliebe für dieselbe[n].* In einem Brief an Herdegen weist Seyffer auf seine eigene Arbeit hin: *Mehrere der Alterthümer, die ich aufgefunden und gezeichnet habe, sind seitdem ganz zerstört worden, andere theilweise, so daß sie nur noch in Skizzen von mir anschaulich vorhanden sind*<sup>48</sup>.

In mehr als 400 Bildern hat er Burgen, Städte, Ruinen, Landschaften und auch archäologische Fundplätze Württembergs festgehalten (Abb. 4). Sein Herz schlug für Altertümer jeglicher Art, ob Einzelbauwerke, ganze Ortsbilder, Baumaterialien, Gräberfelder, Kunstwerke, Handwerkszeug, Hausrat, Schriftstücke, sogar alte Bäume oder auch die im Volk verwurzelten Überlieferungen und die Lebensverhältnisse in früheren Zeiten, er schätzte sie in ihrem Wert als authentische Geschichtszeugnisse<sup>49</sup>. Dem modisch gewordenen neuen Nachbauen und Wiederersterhenlassen des Verlorengegangenen konnte Seyffer nichts abgewinnen, und auch am vielgepriesenen Umbau von Burg Lichtenstein zum vaterländisch-romantischen Denkmal nach den Plänen des Neugotikers Carl Alexander von Heideloff ließ er kein gutes Haar. In Schriften und Zeitungsartikeln wetterte der unbequeme Forscher unermüdlich gegen die Ignoranz und Zerstörungswut, die

<sup>47</sup> HAGEL 1997 a, S. 194 f.

<sup>48</sup> Zit. nach ebd., S. 196 f.

<sup>49</sup> HAGEL 1997 a, S. 190 f.



Abb. 4: „Die uralte Kirche u. ein Theil des Closters Lorch, worin das Begräbnis und Bildnüsse der von Hohenstauffen gez. 3. Juni 1813“ von Friedrich August Seyffer

trotz der „vaterländischen Altertümelei“ unter seinen Zeitgenossen herrschte. Daß Kloster Bebenhausen bisher nur von einem Schweizer beschrieben sei, rügte er ebenso wie den nachlässigen Umgang mit der Maulbronner Klosterkirche: *Die prächtige Vorhalle der Kirche, das Paradies genannt, ist den dortigen Seminaristen als Kegelbahn überlassen, um sich neben Humaniosa auch im Vandalismus bey Zeiten zu üben*<sup>50</sup>.

Schon 1830, lange bevor der Württembergische Altertums- und Geschichtsverein ins Leben gerufen wurde, hatte Seyffer die Gründung eines solchen Vereins erwogen; es wäre zu dieser Zeit der erste in Deutschland gewesen. Im *Schwäbischen Merkur* veröffentlichte er einen entsprechenden Aufruf. Unter Betonung ihrer Verdienste schlug Seyffer zur Aufnahme in den Verein 31 namentlich genannte Personen vor, darunter Gustav Schwab, Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Götz von Berlichingen sowie Eduard Paulus. 1843 endlich, noch während seiner Amtszeit, hatte sich der Verein dann formiert – allerdings ohne Seyffer<sup>51</sup>.

Eine Antwort auf die Frage, weshalb nicht auch Friedrich August Seyffer zu den berühmten Pionieren der Denkmalpflege gerechnet wird, mag in seinem ganz persönlichen Schicksal liegen. Wenn auch nicht reich und unabhängig, so war er

<sup>50</sup> Zit. nach ebd., S. 193.

<sup>51</sup> HAGEL 1997a, S. 199–203.

doch immerhin Sohn eines leitenden württembergischen Landesbeamten. Was ihn wohl schon zu Lebzeiten aber vom gesellschaftlichen Leben trennte, war ein äußerlicher Makel: Seyffer war mit einer Hasenscharte zur Welt gekommen und hatte Schwierigkeiten, sich zu artikulieren<sup>52</sup>.

### August von Bayer und die Anfänge der Denkmalpflege in Baden

In Baden war die Forderung nach einem beschreibenden Verzeichnis der Kunstwerke im Land erstmals sogar schon 1756 laut geworden<sup>53</sup>. Die ministerielle Verfügung zur Listenerfassung der Denkmäler von 1837 bewirkte immerhin, daß der Grundstock für ein Inventar gelegt wurde. Archivdirektor Franz Joseph Mone (1796–1871) und der Architekt Heinrich Hübsch (1795–1863) prüften die Materialsammlung in den 40er Jahren. Mit dem Erstellen eines Denkmälerverzeichnisses wurde in Baden nicht eine Behörde, sondern der Konservator beauftragt. August von Bayer (1803–1875), der Gründer und langjährige Direktor des badischen Altertumsvereins, wurde 1853 zum ersten Konservator für die Kunstdenkmäler des Großherzogtums ernannt. Bezeichnenderweise war August von Bayer ausgebildeter Architekt und ein von Domenico Quaglio beeinflusster Architekturmaler. Denn gerade die Architektur- und Landschaftsveduten waren ein wichtiges propagandistisches Mittel für die badische Identitätsstiftung: Ansichten romantisch-verklärter mittelalterlicher Bauwerke, repräsentativer Staatsbauten und pittoresker Naturszenarien führten die unverwechselbare Schönheit des Vaterlandes vor Augen und konnten als druckgraphische Reproduktionen weit ins Volk eingetragen werden.

Nach Bayern und Preußen war Baden der dritte deutsche Staat, der sich einen Konservator, wenn auch nur im Nebenamt, leistete. Die Vereinnahmung Badens durch Preußen seit 1848 und die Ausrichtung der badischen Politik und Verwaltung am preußischen Vorbild schloß das Konservatorenamt ein. Die preußische Denkmalpflege gab der badischen die inhaltliche Richtung vor. Daß sich Professoren und Schüler des Polytechnikums in Karlsruhe sehr engagiert mit Fragen der Denkmalpflege auseinandersetzten, war ausdrücklich und von Anfang an vom Innenministerium so gewünscht. Dem Konservator fielen in erster Linie die Aufgaben zu,

- 1) *möglichst genaue Kenntnis von dem Dasein und dem Zustande der im Großherzogtum befindlichen Kunstdenkmale zu sammeln,*
- 2) *die gesammelten Kenntnisse aufzuzeichnen und*
- 3) *die Erhaltung der Kunstdenkmale zu fördern*<sup>54</sup>.

<sup>52</sup> STOBER, EHLERS 1998, S. 66.

<sup>53</sup> HIMMELHEBER 1960, S. 11.

<sup>54</sup> Zit. nach STROBEL 1980, S. 249. – Zur Besetzung der Konservatorenstelle mit August von Bayer vgl. GLAK 233/27502, 2. Mai 1851. – Zur Beschreibung der Aufgaben des Konservators vgl. GLAK 233/27502, 1. März 1853.

Von Bayer bemühte sich, über eine Fragebogenaktion weitere denkmalwürdige Bauwerke und Kunstgegenstände im Land sowie Informationen ausfindig zu machen.

### Johann Baptist Kolbs Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden

Offenbar hielt man sich im Badischen des öfteren lieber an Einzelpersonen als an Institutionen. Ein Vorläufer des Inventars ist, ähnlich wie die württembergischen Oberamtsbeschreibungen, das dreibändige *Historisch-statistisch-topographische Lexicon von dem Großherzogthum Baden*, 1813–1816 erschienen und weitgehend von einem einzigen Mann, dem Archivar Johann Baptist Kolb, zusammengestellt. Für Gemeinsinn, Volksgeist und für die staatsbürgerliche Erziehung waren solche Gesamtdarstellungen des Vaterlandes eine wichtige Stütze. In erstaunlichem Umfang hat Kolb eine *Beschreibung aller Festungen, Städte, Flecken, Dörfer, Schlösser, Klöster, Stifter, Weiler, Höfe, Zinken, Wälder, Berge, Thäler, Häfen, Seen, Flüsse, Handelsplätze, Fabrikörter, Gesundbrunnen, Bäder, und überhaupt aller in irgend einer Hinsicht bemerkenswerthen Ortschaften und Gegenden des Großherzogthums Baden, nebst Anzeige ihrer Lage, Entfernung, vormaligen und jetzigen Beschaffenheit, und aller ihrer Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten* vorgelegt. Dem Werk gebührt Respekt. Nicht nur der immense Fleiß, die Ausdauer und der Aufwand, den Kolb offensichtlich betrieben haben muß, verdient Bewunderung; hatte er sich doch *an Männer zu halten, welche, durch Berufsgeschäfte von der Aufmerksamkeit für meine Aufforderung abgelenkt, mich manchmal nur dürftig unterstützen konnten*<sup>55</sup>. Bestimmt waren es nicht die Amtsgeschäfte allein, die es verhinderten, daß der Archivar zügig mit Informationen versorgt wurde. Die Strukturen in der eben erst sich formierenden großherzoglichen Verwaltung werden noch nicht effektiv funktioniert haben, und außerdem werden sich die Ansprechpartner in den neu verbundenen Landesteilen Vertretern der großherzoglichen Regierung gegenüber nicht gerade kooperativ gezeigt haben.

Ausgerechnet den seinerzeit noch ungeliebten Klöstern widmete Kolb ausführlichere Passagen und recht unzeitgemäße Würdigungen. So schreibt er über die später weitgehend abgetragene Benediktinerabtei Ettenheimmünster: *Das jetzt noch bestehende schöne Klostergebäude wurde im Anfange des vorigen Jahrhunderts vom Abte Johann Baptist Ek neu erbauet*<sup>56</sup>. Und von der durch Peter Thumb 1724–1736 weitgehend umgebauten Klosteranlage Schwarzach weiß er zu berichten: *Sie hatte ein schönes und weitläufiges Klostergebäude, eine alte, aber mit kostbaren Altären und einer vortrefflichen Orgel gezierte Kirche und in dem*

<sup>55</sup> KOLB 1813, Bd. 1, S. IV.

<sup>56</sup> Ebd., S. 282f.

*Chor ein vorzüglich schönes Kruzifix. Der Thurm ist, ob er gleich neu gebauet, doch unansehnlich, hingegen das Portal am Eingang des Klosterhofs vortrefflich*<sup>57</sup>.

Weitere wichtige Meilensteine auf dem Weg zur Inventarisierung sind die in den 20er Jahren publizierten Baumonographien über die großen Kirchen in Freiburg, Straßburg und Konstanz<sup>58</sup>. 1858 zog August von Bayer eine recht vage Zwischenbilanz zur Bestandsaufnahme der badischen Denkmäler, indem er berichtete, daß *ein außerordentlich reichhaltiges Material in unsere Hand geliefert* sei<sup>59</sup>. Erst 1887 erschien dann schließlich mit der Bearbeitung der Kunstdenkmäler des Kreises Konstanz der erste Band der Inventarreihe, die bis heute noch zu keinem Abschluß gekommen ist.

### Konrad Dietrich Haßler, der erste Konservator im Königreich Württemberg

In Württemberg hingegen wurde bei der Auswahl des Konservators ein etwas anderer, aber richtungsweisender Weg für die Denkmalpflege beschritten. Als erster württembergischer Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale wurde 1858 Konrad Dietrich Haßler (1803–1873) berufen<sup>60</sup>. Haßler, Sohn eines Landpfarrers, hatte in Tübingen Theologie und Orientalistik studiert, war Gymnasiallehrer, Mitglied der württembergischen Ständekammer, Abgeordneter in der Frankfurter Paulskirche und engagierter Verfechter des Ausbaus des Ulmer Münsters. 1850 hatte er den Vorsitz des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm übernommen. Haßler wurde für dieses Amt von Gustav Rümelin, dem Paulskirchenabgeordneten und Minister des Kirchen- und Schulwesens (dem späteren Kultusministerium), favorisiert; diesem war das Amt des Konservators von Anfang an unmittelbar unterstellt. Mit der Berufung Haßlers zum Konservator hatte man sich für eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit entschieden. Denn er galt zwar als Mann von vielseitiger Bildung und tüchtigen Kenntnissen in Kunstsachen, von großer Gewandtheit in der Feder wie in der Rede, aber eben auch als Theoretiker und Autodidakt, der von Bausachen keine rechte Ahnung habe. Sein Mitbewerber und ernsthaftester Konkurrent, der konservative Architekt Carl Alexander von Heideloff (1789–1865), scheiterte bei der Entscheidung nicht etwa an dem gegen ihn erhobenen Vorwurf der eigenmächtigen Behandlung der mittelalterlichen Kunstform, sondern an seiner nahezu an Taubheit grenzenden Schwerhörigkeit.

Mit Ferdinand von Quast, durch die gemeinsame Tätigkeit für den Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine bekannt, verband Haßler

<sup>57</sup> KOLB 1816, Bd. 3, S. 206.

<sup>58</sup> SCHREIBER 1820. – MÖLLER 1821–1830. – SCHREIBER, VON BAYER 1829.

<sup>59</sup> VON BAYER 1858, S. 79.

<sup>60</sup> HStAS E 151/07 Bü 572. Kgl. Genehmigung zur Einrichtung eines Conservatoriums, Beschreibung der Aufgaben, der Befugnisse und des Kompetenzbereichs des Conservators. – Zu Konrad Dietrich Haßler vgl. SCHENK 1966, S. 361–374.

die konservative politische Gesinnung und auch die Ansichten zur Denkmalpflege<sup>61</sup>. Für die Prägung eines Denkmalbegriffs, der sich nicht nur auf herausragende Monumente beschränkte und in einem umfassenden, auch heute noch gültigen Sinn formuliert war, war das von entscheidender Bedeutung.

Unter Haßlers Ägide wurde nicht nur der Ulmer Münsterturm aufgebaut. Der mittelalterlichen Kunst – für Haßler die nationale Kunstrichtung – maß er höchste Wertschätzung zu, gestand aber auch den nachfolgenden Epochen Erhaltungswert zu. Gemeinsam zogen Haßler und Quast gegen die purifizierende Rückrestaurierung zu Felde und räumten der Inventarisierung als Grundlage für die vergleichende Denkmälerforschung einen hohen Stellenwert ein. Haßler war kein Künstler oder Architekt, der selbst gestalterisch am Denkmal tätig werden konnte, sondern ein Historiker, für den das Erkennen und Bewahren im Mittelpunkt seines Interesses stand. Vielleicht blieb deshalb den zahlreichen barocken Kirchenbauten und Klosteranlagen im Land der Zugriff einer rigorosen Architekten-Denkmalpflege oder die Rückrestaurierung ins Mittelalter erspart.

*Die Frage, „wie behandeln wir die alten Kirchen bei der Restauration derselben namentlich auch in Beziehung auf ihre Dekoration?“ würde ich sehr einfach dahin beantworten, daß man die Monumente der Vorzeit eben nur in den als ursprünglich erkannten Zustand zurückzuführen brauche, wenn alle Zuthaten späterer Jahrhunderte nur Verderbungen des Ursprünglichen wären. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Abgesehen davon, daß dieselben, namentlich die größeren, nur selten aus e i n e m Gusse erbaut sind, vielmehr häufig in ihren einzelnen Theilen aus verschiedenen Zeiten herrühren, die oft einen sehr verschiedenen Stil zeigen, so finden wir außerdem noch Zusätze, Ausschmückungen u. dgl. aus allen seitdem verflossenen Perioden. Wir dürfen der Geschichte nicht so ins Angesicht schlagen, daß wir alle ihre Spuren vernichten und die Fäden zerreißen, welche uns mit der Vorzeit in eine organische Verbindung setzen. Welcher Unterschied wäre dann zwischen den wirklichen alten Monumenten und derer mehr oder weniger gelungenen modernen Copien? Unser Geist verlangt in solchen Dingen keine Täuschung, sondern Wahrheit; wir wollen die Jahrhunderte, welche uns von den alten Monumenten trennen, an deren zurückgelassenen Spuren erkennen [...]. Wir treten die ganze Erbschaft cum beneficio inventarii an. Wir erkennen das Recht einer jeden Zeit an, ihren Bedürfnissen und Wünschen im Anschluß an die Monumente der Vorzeit einen Ausdruck zugeben, und haben dieselben, in welchem späteren Stil sie auch ausgeführt sein mögen, zu respectiren [...]“<sup>62</sup>. Von der nachfolgenden Denkmalschützer-Generation wurden solche Grundsätze in der Praxis weitgehend ignoriert.*

<sup>61</sup> Vgl. HASSLER 1864, S. 102–107, hier: S. 103.

<sup>62</sup> HASSLER 1864, S. 103 f.

### Geschichts- und Altertumsvereine

Bauuntersuchung, Quellen- und Stilkritik sowie die geschichtliche Einordnung waren Methoden, die sich erst allmählich etablierten, um Kenntnisse über die Denkmäler und die zur Instandsetzung angemessenen Techniken zu erwerben<sup>63</sup>. Dies geschah etwa zeitgleich mit der Institutionalisierung der Denkmalpflege in der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Auftreten der Geschichts- und Altertumsvereine. Die neu gewonnenen Kenntnisse steigerten die Bedeutung der Denkmäler für die vaterländische Geschichte und leisteten so einen Beitrag zur Befriedigung des Prestigebedürfnisses des Landesherrn, der dafür seinerseits bereitwilliger die Finanzierung kostspieliger Instandsetzungsarbeiten übernahm.

Einen weitaus größeren Einfluß als die staatlichen Instanzen und auch eine weitaus größere Wirkung als die theoretischen Erörterungen über den Umgang mit den Denkmälern hatten im guten wie im schlechten bis zum Ende des Jahrhunderts die Geschichts- und Altertumsvereine<sup>64</sup>. Vereine galten zwar als freiwillige, überständische Zusammenschlüsse und ermöglichten die Ausbildung einer bürgerlichen Kultur; finanziell und organisatorisch waren sie jedoch eng an den Staat gebunden<sup>65</sup>. In der Mitgliederliste des 1844 gegründeten *Altertumsvereins für das Großherzogtum Baden* ist als Schirmherr Großherzog Leopold eingetragen. Auch der Fürst zu Fürstenberg war Mitglied, und in seiner Residenz Donaueschingen war eine Außenstelle des Vereins angesiedelt. Häufig standen die Vereine zwischen Staat und Gesellschaft und dienten als Scharniere zwischen obrigkeitlichen und bürgerlichen Forderungen. Die obrigkeitliche Einflußnahme auf die Vereine wuchs rasch an, denn diese waren schlichtweg auf die Unterstützung durch öffentliche Geldgeber angewiesen. Folglich geriet die vereinsmäßige Geschichtspflege organisatorisch und finanziell in die fortwährende Abhängigkeit vom Staat.

Der 1843 in der Nachfolge des Vereins für Vaterlandskunde gegründete Württembergische Altertumsverein formulierte im Paragraphen 1 seiner Satzung sein vornehmstes Ziel so: *Der Verein hat sich gebildet, um die Denkmähler der Vorzeit, die geschichtlichen oder Kunstwert haben, vor Zerstörung oder Entfremdung, vor Beschädigung oder Verunstaltung zu bewahren; auch um sie der Betrachtung zugänglich zu machen.* Denkmalerhaltung und Erschließung für ein kunstinteressiertes Publikum also bestimmten den Umgang mit den aus der Vergangenheit überkommenen Bauwerken.

Trotz prominenter Fürsprache war dem Denkmäler-Sterben noch lange kein Ende gesetzt. Es gab eine Kehrseite der Medaille, und die sah so aus: *Noch in neuester Zeit [bis 1848; K. St.] wurde die alte Burg Rothenberg bei Wiesloch, welche vollständig und bewohnbar sich erhalten hatte, vom Staat auf den Abbruch*

<sup>63</sup> KRINS 1983, S. 34–42.

<sup>64</sup> HUSE 1984, S. 69.

<sup>65</sup> SPEITKAMP 1996, S. 116.

versteigert. Die neuen Ruinen von Allerheiligen, Frauenalb, Schuttern, Ettenheimmünster, Wonnenthal und so weiter, wie der an der prachtvollen Rotunde der ehemaligen Abtei St. Blasien verübte Vandalismus sind fortan traurige Zeugen der Mißachtung von Kunst und Alterthum. Die uralten Überreste der Burgen zu Pforzheim und Durlach, innig zusammenhängend mit der Geschichte des Regentenhauses, mußten fiskalischer Zerstörungssucht weichen, und fortan wurden alte Kirchen, Kapellen, Warten und Burgtrümmer eingerissen, oft nur – um einen Haufen Steine zu einem anderweiten Bau zu gewinnen<sup>66</sup>. Die neu entflammte Liebe zu den alten Bauwerken hielt sich offenbar bereits zu Anfang in Grenzen; zu einem Flächenbrand hat sie sich nie entwickelt.

### Kunstverständnis und Denkmälerpolitik der Kaiserzeit

In der Kunst des gesamten 19. Jahrhunderts spielen Themen aus dem mittelalterlichen Kaisertum eine bevorzugte Rolle. Im Vordergrund stand die Wiederbelebung der Erinnerung an die Kaiserzeit, wie sie durch die Freiheitskriege und die Romantik bedingt war. Seit 1870/71 jedoch, in den ersten Jahrzehnten des neu gegründeten Kaiserreichs, wurden Kunst und Kultur zum Mittel der Politik<sup>67</sup>. Nach der Reichsgründung sollte die innere Staatsbildung unter der Führung der Hohenzollern vorangetrieben werden.

Das Geschichtsbild veräußerlichte nun Herrschaftsdemonstration und die neu verordnete nationale Identität und führte dabei die Hohenzollern als Nachfolger der Staufer vor. Schon in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts war in der Stammesbaumhalle der Hohenzollernburg eine Verwandtschaft von Staufern und Hohenzollern konstruiert worden<sup>68</sup>. Wilhelm I. wurde mit Barbarossa verglichen und die in der Reichspolitik erfolgreichen Zollern als Erfüller der gescheiterten staufischen Reichsidee verklärt. Wilhelm II. schließlich machte sich und seinen Vorstellungen von Kaiserherrlichkeit verstärkt die Halbbildung des Volkes zunutze, um durch die Verbindung der neuen mit der alten, der staufischen Kaiserzeit, die Massen für seine machtpolitischen Interessen zu gewinnen und die Hohenzollernherrschaft dynastisch zu legitimieren. Seine betont konservative Kunstpflege zog auch die Denkmalpflege für die Staatsbildung heran<sup>69</sup>. Die Wiederherstellung von Baudenkmalern wurde gezielt gefördert, um *die Reste einer großen Vergangenheit, des gesamten deutschen Volkes aus den verschiedenen Zeitabschnitten,*

<sup>66</sup> Zit nach AUGUST VON BAYER, Der Großh. bad. Conservator der Kunstdenkmale und Alterthümer. In: GLAK 233/31636, 9. April 1862. – Vgl. auch K Katalog Karlsruhe 1975, S. 11.

<sup>67</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: ARNDT 1976. – GOLLWITZER 1966, S. 483–512. – J. KRÜGER 1995. – NIPPERDEY 1977, S. 412–431. – SEIDEL 1907.

<sup>68</sup> BOTHE 1979, S. 203–220.

<sup>69</sup> SPEITKAMP 1996, S. 159.

und in den verschiedenen Gauen des Reiches gelegen, vor weiterer Zerstörung zu bewahren [...] <sup>70</sup>.

Geradezu stereotyp wurden solche ideellen Absichten beim Wiederaufbau besonders favorisierter Bauwerke wie der Goslarer Kaiserpfalz oder der Hohkönigsburg verfolgt. Es ging nicht um baugeschichtliche Forschung oder wissenschaftlich fundierte Rekonstruktionen, sondern um idealisierte, puristische Architektur in der Formensprache einer vermeintlich glanzvollen Geschichtsepoch, an die politisch der Anschluß gesucht wurde. In der Literatur und Historienmalerei wurden mit Vorliebe Themen aus dem Bereich des mittelalterlichen Kaisertums aufgegriffen, in der Architektur repräsentierte der bevorzugte Baustil der Spätromanik die mittelalterliche staufische Herrschaftsidee <sup>71</sup>.

Der Idee vom neuen Deutschen Reich schien die Formensprache der romanischen Architektur, der *Rundbogenstil*, besonders adäquat. War bislang die Romanik als bloße Vorstufe des gotischen Gliederbaus abgewertet worden, so erfuhr sie in der zweiten Jahrhunderthälfte zunehmende Wertschätzung. Zunächst wurde ihr als eigenständigem Architekturstil, der durch das Vordringen der Gotik vorzeitig unterbrochen worden sei, ein höherer Stellenwert zugemessen; darüber hinaus hatte die Kunstgeschichtsschreibung für den Ursprung der Gotik das nun feindliche Ausland Frankreich ausgemacht. Der Wiederaufbau der Goslarer Kaiserpfalz als Denkmal des wiedererrichteten Reiches hatte einen Markstein gesetzt, der die romanische, also nichtfranzösische Baukunst der zeitgenössischen Architektur als Vorbild für öffentliche Bauten und zur Nachahmung empfahl. Der romanische Bau wurde zum Erkennungszeichen und Zeugen staufischer, also deutscher Geschichte. In diesem Sinn und Stil neu errichtete Architektur legte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hin an steinerner Wucht zu, bis schließlich die zugkräftige deutschnationale Identifizierung im Pathos des neuromanischen Massenbaus gerann.

Die Denkmalpflege wurde als Betätigungsfeld der Architekten immer beliebter, barg doch das Anknüpfen an überkommene Baureste die Möglichkeit in sich, die Wahl des Stils auch als formal bedingt legitimieren zu können. Diese Überzeugung, reduziert auf den Nenner des stilistisch Richtigen und gepaart mit dem Anspruch denkmalpflegerischen Handelns, führte zu einer Fülle puristischer Umgestaltungen der alten Bauwerke. Das Postulat der Stilreinheit bestimmte in der zweiten Jahrhunderthälfte den Umgang mit den Denkmälern. Gerade die Kirchen und Klöster wurden zum Tummelplatz solcher *beckmessernden Bilderstürmerei eines moralisierenden Ästhetizismus* <sup>72</sup>. Oft war das Mittelalterliche nicht mittelalterlich genug, einer *stilreinen* Nachbildung wurde Authentisches späterer Epochen bedenkenlos geopfert.

<sup>70</sup> Zit. nach ebd.

<sup>71</sup> LÖCHER 1977, S. 291–306. – ARNDT 1976, S. 79. – BRINGMANN 1968. – A. MANN 1966.

<sup>72</sup> BESELER 1987, S. 33–48, hier: S. 38.

## Württemberg, die Stauer und das Reich

Das regionale Zugehörigkeitsgefühl – seit dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803 so sehr gefördert und mühsam erworben – konnte die neue gesamtdeutsche Identität nicht so ohne weiteres ersetzen. Der Rückblick auf die Stauer diente fortan nicht mehr allein der Erhöhung des schwäbisch-württembergischen Selbstgefühls, sondern gewann über die Grenzen des Königreichs Württemberg hinaus auf nationaler Ebene an Signifikanz. Daß das staufische Kernland um den kahlen Burgberg Hohenstaufen seit 1871 in Württemberg lag, ließ der Bedeutung des Territoriums innerhalb des Reichs eine Exklusivität angedeihen, die seine Bewohner sowohl mit vaterländischem wie nationalem Stolz erfüllte. Der Paulskirchenabgeordnete Gustav Rümelin, dem seit 1856 als Minister des Kirchen- und Schulwesens auch der Konservator der vaterländischen Altertümer unterstand, rechtfertigte sein Eintreten für das preußische Erbkaisertum mit dem Argument, sein Wahlkreis liege *auf dem Weg vom Hohenstaufen zum Hohenzollern*<sup>73</sup>.

Eine Welle der Staufer seligkeit schwappte über das Land und riß außer Dichtern und Denkern auch die Denkmalschützer mit sich. Wilhelm Waiblinger, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Adalbert von Chamisso, Friedrich Rückert, Wilhelm Giesebrecht, Nikolaus Gerber, Albert Knapp und Gustav Schwab besingen mit schwelgerischer Lyrik – bisweilen gewürzt mit schwäbischem Witz – die mittelalterlich-staufische Kaiserherrlichkeit<sup>74</sup>.

Auch Eduard Paulus d. J. (1837–1907), der Konrad Dietrich Haßler 1873 im Konservatorenamt beerbte, schwamm ziemlich weit oben auf der schwäbischen Stauer-Welle mit<sup>75</sup>. Gemeinsam mit seinem Vater Eduard Paulus d. Ä., der als Topograph, Landeskundler und Archäologe unermüdlich ganz Württemberg durchstreift hatte, war er zuvor jahrelang mit der Inventarisierung und den Oberamtsbeschreibungen beschäftigt. Als ausgebildeter Architekt, der Tradition des *Schwäbischen Dichterkreises* nahestehend und mit immensen landeskundlichen Kenntnissen ausgestattet<sup>76</sup>, verband Paulus den Erhaltungsgedanken mit seiner Begeisterung für das zeitgenössisch-künstlerische Architekturschaffen: *Durch das deutsche Kaisertum der Hohenstaufen ward in ihrem Stammlande Schwaben, besonders in der zweiten Hälfte des zwölften und im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, eine außerordentliche Bildungsblüte entfacht, wurde die Baukunst durch die lebhaften Berührungen mit Italien, Sicilien und dem Morgenlande voll Poesie und Pracht, voll Bilderreichtum und Geist. Eine Schönheit und Ausfüh-*

<sup>73</sup> Zit. nach SCHREINER, HOFACKER 1977, S. 323.

<sup>74</sup> Bekannte Beispiele schwäbischer Stauer-Lyrik: JUSTINUS KERNER, *Hohenstaufen*. – LUDWIG UHLAND, *Konradin; Hohenstaufen; Schwäbische Kunde*. – ADALBERT VON CHAMISSO, *Die Weiber von Winsperg*. – Friedrich Rückert, *Barbarossa*. – WILHELM GIESEBRECHT, *Weinsberg*. – NIKOLAUS GERBER, *Die Ringe von der Weibertreu*. – ALBERT KNAPP, *Spielburg*. – GUSTAV SCHWAB, *Schwäbische Burgen der Hohenstaufferzeit*.

<sup>75</sup> Vgl. hierzu u. a. PAULUS, STIELER 1887, S. 10, 87, 178.

<sup>76</sup> Zu Eduard Paulus vgl. PARET 1950, S. 440–451.

*rung der Einzelformen, wie zuvor in Deutschland nicht bekannt, sproßt an den Bauwerken empor, die im Gerüste noch die alten, edlen Maße und Linien des Rundbogenstils tragen<sup>77</sup>. Oder: Mit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, in der Zeit der prunckvollsten Blüthe des mittelalterlichen Lebens, der aber schon das Verderben im Herzen saß, kommt ein neuer Geist auch über die Baukunst, phantastisch angeweht vom hochgebildeten Morgenland her. Erst über Frankreich, dann England, dann Deutschland ergreift er; die Pfeilmassen strecken sich und lösen sich auf in hohe Säulenbündel, die statt der schweren altsächsischen Würfelknäufe nun schlanke kelchförmige Capitelle mit freudig bewegten und tiefgezackten Blättern, oft von maurischem Schnitte, tragen. Das ist der Stil der späteren Hohenstaufen, genial, kühn, liebenswürdig, in höchstem Grad anregend und fast südlich lebhaft. Um diese Zeit ward in Maulbronn sehr fleißig gebaut und es wurden hier Werke geschaffen, die zu den ersten in Deutschland zählen<sup>78</sup>.*

Der Wechsel im Konservatorenamt von Haßler zu Paulus war nicht nur ein Wechsel vom Universalgelehrten zum Architekten, sondern auch die Ablösung einer Denkmalschützer-Generation durch die nachfolgende. Der neue Umgang mit den Denkmälern setzte sich im ganzen Land durch. Euphorisch wurde nun in den romanischen Stil zurückgebaut, Zutaten und Veränderungen späterer Zeiten entfernt, dem Authentischen wurde in romanischen Formen neu Erfundenes hinzugefügt. So erging es nicht nur Maulbronn, so erging es auch Alpirsbach, Klosterreichenbach, Kleinkomburg, Brenz, Sindelfingen und der Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd.

Mit seiner überhöhenden Prosa trug Paulus erheblich dazu bei, daß bau- und kunstgeschichtliche Themen auch breitere Leserkreise zu fesseln vermochten. Paulus' schwungvoller Sprachstil, der durchaus zu begeistern vermag, und seine bisweilen schillernde Phantasie stießen in Fachkreisen freilich schon bald auf Kritik. Daß Paulus' Kunst jedoch der vaterländischen Altertumspflege mehr genutzt habe als viel Wissenschaft, erkannte Eugen Gradmann, der ihn 1899 im Konservatorenamt beerbte.

### **Die Aufspaltung der Denkmälerverwaltung – ein badischer Sonderweg**

1875 trat Ernst Wagner (1832–1920) die Nachfolge August von Bayers im Amt des badischen Konservators an. Daß Wagner bis dahin für die Erziehung des Erbprinzen zuständig war, steht für die ausgesprochen enge Anbindung des Amts an die großherzogliche Krone. In der Folgezeit wurde das Amt aufgewertet und für eine kompetentere und wirksamere Arbeit 1875/76 in unterschiedliche

<sup>77</sup> PAULUS 1889, S. 94.

<sup>78</sup> Ebd., S. 369.

Tätigkeitsbereiche aufgeteilt<sup>79</sup>. Dem Architekten Gustav Kachel (1843–1882) wurden die öffentlichen Baudenkmäler des Landes anvertraut. Philipp Kircher (1848–1921), ebenfalls Architekt, kam 1882 als bautechnische Hilfskraft für Baudenkmalpflege hinzu. Wagner, der die offizielle Leitung des Amtes innehatte, übte ab 1892 diese Position hauptamtlich aus.

Als Folge des heftig zwischen Staat und Kirche ausgetragenen Kulturkampfes und eines tief sitzenden Mißtrauens der Kirche gegenüber dem Staat wurde als badische Besonderheit 1882 der Theologe Franz Xaver Kraus (1840–1901) zum großherzoglichen Konservator eigens für kirchliche Altertümer ernannt. Die katholische Kirche argwöhnte aufs Neue Übergriffe seitens des Staates auf ihren Kompetenzbereich und warnte deshalb vor den sich *mehr und mehr geltend machenden oft von sehr subjektiven Auffassungen getragenen Versuchen staatlicher Organe der Denkmalpflege, das kirchliche Bauwesen immer mehr von sich abhängig zu machen*<sup>80</sup>.

Kraus, Professor für kirchliche Kunst und Kirchengeschichte in Straßburg und Freiburg, ließ sich nie in das Amt in Karlsruhe einbinden. Er verstarb 1901. Erst 1910, nachdem das kirchliche Konservatorenamt zunächst vakant geblieben war, trat Joseph Sauer (1872–1949), Theologe und Professor für Patrologie, christliche Archäologie und Kunstgeschichte an der Universität Freiburg, die Nachfolge an<sup>81</sup>. Fast vierzig Jahre lang und über zwei Weltkriege hinweg übte Sauer als Fachdenkmalpfleger im modernen Sinn, aber noch immer nebenamtlich, die Konservatorentätigkeit aus.

In mehrfacher Hinsicht und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein waren die Angelegenheiten der badischen Denkmalpflege gespalten. Dazu kam noch, daß für die weltlichen Denkmäler jeweils vor Ort sogenannte Bezirkspfleger bestellt waren. Abgesehen davon, daß diese Laienpfleger gewissermaßen als Ortsgendarmen der Denkmalpflege interpretiert wurden, war auch ihre Fachkompetenz umstritten. Adolf von Oechelhäuser, der an der Karlsruher Hochschule lehrte, sparte schon 1908 nicht mit Kritik, als er dem Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts umfassende Reformvorschläge für eine bessere Strukturierung des Denkmalschutzes einreichte. Er forderte die Durchsetzung einer straffen Organisation und die Einbettung der Reform in ein Denkmalschutzgesetz. Zu viele Kompromisse, die bei den anschließend eingeleiteten Reformen geschlossen wurden, trugen dazu bei, daß die Organisationsform des Amtes nicht wesentlich verbessert wurde. Die praktischen Aufgaben der Denkmalpflege wurden dem Kultusministerium entzogen und dem Finanzministerium zugewiesen. Strukturelle

<sup>79</sup> DAUBER 1983, S. 48. – Zur Aufteilung, Besetzung und Beschreibung des Konservatorenamts und zur Ernennung eines Konservators für kirchliche Denkmäler vgl. GLAK 233/27502, 8. Mai 1875 und 29. September 1882; GLAK 235/47738, 28. September 1876.

<sup>80</sup> Zit. nach SPEITKAMP 1996, S. 232. – Zur kirchlichen Denkmalpflege in Baden und zu F. X. Kraus vgl. STOPFEL 1983 a, S. 105–108.

<sup>81</sup> Zur Diskussion um die Nachfolge von F. X. Kraus vgl. GLAK 233/27502, 22. März 1909. – Zu J. Sauer vgl. STOPFEL 1983 a, S. 107f. – STOPFEL 2000.

Lücken und verworrene Zustände in der badischen Denkmalverwaltung schufen Raum für Vereine, Architekten und Privatleute, die in Konkurrenz zur staatlichen Denkmalpflege Aktivitäten entfalteten<sup>82</sup>.

### Neue und alte Denkmalwerte an der Jahrhundertwende

Durch das Postulat der Stilreinheit waren im Zuge von Restaurierungsarbeiten viele bedeutende Bauwerke im Lauf des 19. Jahrhunderts erheblich und unwiederbringlich verändert und verfälscht worden. Dagegen wurden nun, am Ende des Jahrhunderts, Stimmen aus den Reihen derjenigen laut, die sich wissenschaftlich mit den aus der Vergangenheit überkommenen Bau- und Kunstwerken befaßten: Diese galten nur so weit tatsächlich als historische Zeugnisse und wurden auch nur so weit als solche geschätzt, wie ihr baulicher und materieller Bestand authentisch war. Leidenschaftliche Polemik gegen die historisierende *Barbarei* kam von Seiten der noch recht jungen wissenschaftlichen Disziplin der Kunstgeschichte, allen voran Wilhelm Lübke (1826–1893), Lehrstuhlinhaber an der Technischen Hochschule in Stuttgart und seit 1885 in Karlsruhe.

Die Riege der in der Praxis tätigen Denkmalschützer rekrutierte sich fast ausschließlich aus der Architektenschaft. Qua intentione richteten Architekten und Kunstgelehrte ihren Blick aus unterschiedlicher Perspektive auf die Denkmäler. Zwischen beiden Fachdisziplinen zeichnete sich eine Polarisierung ab, die in der Auseinandersetzung über den „richtigen“ Umgang mit den Denkmälern als Richtungsstreit ausgetragen wurde. Es waren dann auch Kunsthistoriker – in erster Linie Georg Dehio (1850–1932), Cornelius Gurlitt (1850–1938) und Alois Riegl (1858–1905) –, die den Wert des Denkmals als historische Urkunde und Quelle der Forschung proklamierten und sich um die sach- und zeitgemäße Beschreibung der Denkmalwerte bemühten. Während Dehio und Gurlitt pragmatische Argumente lieferten, versuchte sich Riegl in einem ethischen Entwurf.

Georg Dehio und Cornelius Gurlitt vertraten mit Engagement und Geschick die Position des *Konservierens statt Restaurierens* und stießen dabei auf immer größere Resonanz in der Fachwelt. *Zweck der Restaurierung solle vor Allem das Erhalten sein; man solle das, was zerfallen will, vor weiterer Beschädigung behüten. Man solle es so herstellen, daß man deutlich erkenne, was an einem Bau alt und neu sei, und man solle das, was man neu hinzufüge, auch stilistisch als neu kennzeichnen*<sup>83</sup>, formulierte Gurlitt. Die Denkmäler sollten in ihrer komplexen, unkorrigierten Erscheinung erhalten und ihre Lebensdauer durch Schutzmaßnahmen (Rechtsschutz, technischer Schutz) verlängert werden; Seite an Seite sollten sich Denkmalpflege und Geschichtswissenschaft dafür einsetzen.

<sup>82</sup> SPEITKAMP 1996, S. 232 f.

<sup>83</sup> Zit. nach H. SCHMIDT 1990, S. 6.

Die Forderung, das Denkmal in seinem authentischen Bestand und nicht isoliert, sondern in seiner Ensemblewirkung zu schützen, ist zwar so alt wie der Denkmalschutz selber, hatte jedoch als Außenseiterposition bislang nur wenig Gehör gefunden; erst Georg Dehio verschaffte ihr den Durchbruch – nicht nur in der Fachwelt<sup>84</sup>: 1907 wurde in den Paragraphen 1 des preußischen *Verunstaltungsgesetzes* folgende Bestimmung aufgenommen: *Die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Veränderungen ist zu versagen, wenn dadurch Straßen oder Plätze der Ortschaft oder das Ortsbild gröblich verunstaltet würden*<sup>85</sup>. Angesichts der *blutlosen Stilübungen*, mit denen das 19. Jahrhundert die Denkmäler unwiederbringlich *verpfuscht* habe, formulierte Dehio erstmals auch die Forderung nach der Reversibilität von Restaurierungsmaßnahmen. Den Kölner Dom bezeichnete er als *kalte archäologische Abstraktion*<sup>86</sup>. *Die Ärzte sind gefährlicher geworden als die Krankheit selbst*, wetterte er vom Olymp der Kunstgelehrten auf die Architektenschaft, deren historisierende Behandlung der alten Bauwerke er vehement verwarf.

Für den Positivisten Dehio lieferte die wissenschaftliche Betrachtungsweise der Denkmäler objektive Argumente zur Einschätzung ihres Geschichts- bzw. Kunstgeschichtswertes und ihrer Behandlung. Denkmalpflege war also eine rationale Angelegenheit. *Denkmäler schützen heißt nicht Genuß suchen, sondern Pietät üben. Ästhetische und selbst kunsthistorische Urteile schwanken; hier [in der Wissenschaft, K. St.] ist ein unveränderliches Wertkennzeichen gefunden*<sup>87</sup>.

Dehio war politisch gesehen ein konservativ gesinnter Geist. Sein Dienst an den Denkmälern kann nicht ganz losgelöst von der Kunstpolitik Kaiser Wilhelms II. gesehen werden<sup>88</sup>. 1899 hatte Georg Dehio angeregt, ein Reichsinventar der Kunstdenkmäler zu erstellen. Es sollte den *Besitz Deutschlands* bis zum 18. Jahrhundert systematisch, möglichst vollständig und knapp erfassen. Das Unternehmen war politisch insofern brisant, als die Einzelstaaten die Inventarisierung bereits in Angriff genommen hatten und ihre Kompetenzen durch eine schleichende *Verreichlichung* untergraben sahen. 1905 erschien der erste von insgesamt fünf Bänden des *Handbuchs der deutschen Kunstdenkmäler*, kurz noch heute *Der Dehio* genannt. Das Bearbeitungsgebiet bezog sich in seinem Umfang auf das Gebiet des Deutschen Reichs in den Grenzen von 1871. Der scheinbar rein sachliche Aufbau teilte dieses in fünf Regionen (Mitteldeutschland, Nordostdeutschland, Nordwestdeutschland, Süddeutschland und Südwestdeutschland). Der Pragmatismus war hier politisch gewollt. Die Grenzen der einzelnen Länder blieben zugunsten des gesamtdeutschen Reichs gänzlich unberücksichtigt.

<sup>84</sup> Zur Erweiterung des Denkmalbegriffs auf historisch gewachsene Stadt- und Dorfanlagen vgl. STOPFEL 1983 b, S. 78–83.

<sup>85</sup> Zit. nach STOPFEL 1983 b, S. 78.

<sup>86</sup> GEORG DEHIO 1905. Zit. nach HUSE 1984, S. 143.

<sup>87</sup> GEORG DEHIO 1914. Zit. nach HUSE 1984, S. 128.

<sup>88</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: SPEITKAMP 1996, S. 158–163.

Schließlich vertrat Dehio die Ansicht, *wir konservieren ein Denkmal nicht, weil wir es für schön halten, sondern weil es ein Stück unseres nationalen Daseins ist*<sup>89</sup>.

In Baden und Württemberg fielen Dehios Ideale auf fruchtbaren Boden: Die neue Denkmalschützer- und Architektengeneration mit Eugen Gradmann und Theodor Fischer in Stuttgart sowie Josef Durm, Hermann Billing und Adolf von Oechelhäuser in Karlsruhe vollzog auch hier einen Paradigmenwechsel.

Zur Denkmaldiskussion um 1900 steuerte aus Wien Alois Riegl, ein Metaphysiker in der Zunft der Kunsthistoriker, fundamental neue Gedanken bei. Ganz allgemein war an der Jahrhundertwende das Weltbild der Gründerzeit und mit ihm auch das Geschichtsverständnis in Bewegung geraten. Dem allumfassenden, naturgesetzlichen Kreislauf vom Werden und Vergehen ordnete Riegl auch die Denkmäler unter. Von ihm stammt der Begriff des *Alterswertes*. Das klingt angesichts schon länger existierender Denkmalkriterien wie *Kunstwert* oder *Erinnerungswert* zunächst nicht sonderlich spektakulär; spannenderweise belegte Riegl aber den *Alterswert* mit einem *echt christlichen Prinzip: jenes der Schickung in den Willen des Allmächtigen, dem sich der ohnmächtige Mensch nicht frevelhaft vermessen soll in den Arm zu fallen*<sup>90</sup>.

Eine schier apotheotische Erhöhung ließ Riegl dem Denkmal hier angedeihen. Im Gegensatz zu Dehio war der Wiener Kunsthistoriker nicht der Meinung, daß die Denkmalpflege eine objektiv zu betreibende Disziplin sei, denn die Bedeutung eines Bau- oder Kunstwerkes war nach seinem Dafürhalten nicht a priori und in der Vergangenheit angelegt, sondern erschloß sich erst in der Gegenwart. Nun war erstmals formuliert, was rückblickend am Umgang mit den Denkmälern ablesbar geworden war: Die Behandlung der Relikte aus der Vergangenheit ist sehr stark subjektiv geprägt – sowohl im individuellen Fall als auch in ihrem Aufgehen in einer sich von Generation zu Generation ändernden Allgemeinheit. Bezeichnenderweise wurden Wörter wie *Stimmungsgehalt*, *Aura*, *Symbolisches* und *Ästhetik* als wertende Kriterien immer beliebter. Der Denkmalbegriff war entgrenzt, und letztendlich führte die Diskussion um Denkmalwerte auch zu einer Akzeptanz des modernen zeitgenössischen Kunstschaffens.

Die große Mehrheit der Fachkollegen forderte aber immer noch unbeirrt nach den von Paul Tornow (1848–1921), dem Dombaumeister in Metz, auf dem *1. Tag für Denkmalpflege in Dresden* (24.–25. September 1900) formulierten Grundsätzen nicht die Erhaltung der historischen Bausubstanz, sondern die *stilgetreue* Restaurierung und die Wiederherstellung der alten Bauwerke *im Sinn und Geist des ursprünglichen* Erbauers<sup>91</sup>. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Vorgehensweise neue Hinzufügungen dem alten Bestand äußerlich angeglichen werden mußten. Der berühmte Burgenrestaurator Bodo Ehardt ging hierin sogar so

<sup>89</sup> GEORG DEHIO 1905. Zit. nach HUSE 1984, S. 141.

<sup>90</sup> ALOIS RIEGL, *Gesammelte Aufsätze* 1929, S. 163. Zit. nach HUSE 1984, S. 127f.

<sup>91</sup> H. SCHMIDT 1990, S. 5.

weit, daß er empfahl, neue Ziegel durch Färben und Überreiben mit Moos den alten ähnlich zu machen<sup>92</sup>.

Der Hauptvertreter dieser der Kaiserzeit verhafteten Richtung des Denkmalschutzes war in Südwestdeutschland Oberbaurat Carl Schäfer (1844–1908), der seit 1890 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe lehrte. In Baden wurden die Debatten besonders hitzig geführt. Ganz unmittelbar ging es um das Heidelberger Schloß. Die Empfindlichkeiten waren sehr hoch gesteckt, denn schließlich war der geschichtsträchtige Bau in den Verdacht des Nationaldenkmals geraten. Die Auseinandersetzungen darüber, wie mit der Ruine umgegangen werden sollte, wurden von hier aus weit ins Reich und in die Bevölkerung hineingetragen. Georg Dehio, der an der Straßburger Universität Kunstgeschichte lehrte, hatte 1901 in einer Flugschrift erfolgreich gegen den von Carl Schäfer und der badischen Bauverwaltung geplanten Wiederaufbau polemisiert<sup>93</sup>. Der badische Großherzog unterstützte den publikumswirksamen Wirbel um das symbolbeladene Bauwerk kräftig. Dazu kam noch, daß durch die Anwesenheit zweier Architektur fakultäten auf engem Raum, in Stuttgart und Karlsruhe, sich ausgewiesene Kapazitäten der Architekturtheorie und Sachverständige zu einem Diskussionsforum zusammengefunden hatten<sup>94</sup>.

## Von der Weimarer Republik zur NS-Diktatur

### Die Heimatschutzbewegung und neue Technologien

Die fortschreitende Zerstörung traditioneller Stadt-, Orts- und Landschaftsbilder durch die rapid beschleunigte Industrialisierung und Verstädterung ließ zu Beginn des 20. Jahrhunderts kritische Stimmen wach werden. Die Initiative, eine solche Kritik wirksam zu organisieren, ergriffen die Naturschützer mit der Gründung des *Deutschen Bundes für Heimatschutz*. Heimatschutz hieß aber nicht nur Naturschutz, sondern auch Pflege und Erhalt der örtlichen Bautradition und des Baubestandes, denn ein Jahrhundert nach der Säkularisation erfuhren Seh- und Lebensgewohnheiten erneut eine massive Irritation: Nicht nur durch die rasant wachsende Industrialisierung, sondern auch durch die Architektur und den Städtebau der Gründerzeit mit bislang noch nie dagewesenen Dimensionen verschwanden großflächig traditionelle Bauwerke und mit ihnen auch die althergebrachten Lebensweisen. Natur- und Denkmalschutz zogen am gleichen Strang und fanden sich in der *Heimatschutzbewegung* zusammen. Der

<sup>92</sup> SCHECK 1995, S. 25.

<sup>93</sup> Vgl. hierzu H. SCHMIDT 1991, S. 2 f.

<sup>94</sup> Zur Diskussion um das Heidelberger Schloß vgl. GEORG DEHIO, Was wird aus dem Heidelberger Schloß werden? 1901. In: HUSE 1984, S. 108–115. – Vgl. auch Schwäbische Kronik, II, Blatt 144, 29. März 1902.

Denkmalbegriff wurde nun vom Einzeldenkmal auf das Bauensemble sowie auf räumliche und städtebauliche Zusammenhänge erweitert. Die Erhaltung örtlicher Bautraditionen, regionaler Eigentümlichkeiten und der Schutz des Orts- und Landschaftsbildes wurde offiziell zum Ziel denkmalpflegerischer Bemühungen erklärt.

Die wissenschaftlich-ästhetische Theoriediskussion trat schon bald wieder in den Hintergrund, denn der sehr praxisorientierte ingenieurtechnische Umgang mit den Denkmälern hatte bei den Verantwortlichen große Erwartungen geweckt<sup>95</sup>. Moderne Baumaterialien und Konstruktionsmethoden boten neue und unbekannte Möglichkeiten der Sicherung und Rekonstruktion. Der Beton stand als scheinbar grenzenlos anpassungsfähiger Kunststein, der Stahlbeton als Material für vermeintlich endgültige konstruktive Sicherungen zur Verfügung. Euphorisch wurden die alten Gebäude verpreßt, torkretiert und mit armiertem Beton unterfangen und gesichert. Erst Jahre später, nachdem erhebliche, durch solche Restaurierungsarbeiten verursachte Schäden zu Tage getreten waren, sprach es sich herum, daß Beton als Konstruktionsmaterial für alte Bauwerke weitgehend ungeeignet ist und auch die rostenden Eiseneinlagen wieder entfernt werden müssen<sup>96</sup>.

Die gesteigerte Bedeutung des äußeren Erscheinungsbildes und die Ausweitung des Denkmalbegriffs auf historisch oder künstlerisch weniger herausragende Bauwerke wurde dennoch populär – eine Kehrseite, die dem Denkmälersterben in einer anderen Richtung Vorschub leistete, hatte allerdings auch diese Medaille: Der Ästhetik suchende Blick auf die Bauwerke schuf Distanz, entkleidete sie ihrer lebendigen Sinnlichkeit und maß ihnen Wertschätzung als museale Objekte bei. Und die Denkmalpflege sah ihre Aufgabe noch immer mehr in der Wiederherstellung des Erscheinungsbildes als in der Erhaltung des authentischen Bestandes.

### Verordnungen zum Ensembleschutz in Baden

In Baden verlieh die Landesbauordnung von 1907 dem Heimatschutz eine juristische Handhabe mit der Ermächtigung, *daß die baupolizeiliche Genehmigung zur Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen zu versagen ist, wenn durch die beabsichtigte Art des Baues Straßen oder Plätze oder das Ortsbild verunstaltet würden. [...] Durch ortspolizeiliche Vorschrift kann ferner das Bezirksamt für befugt erklärt werden, bauliche Herstellungen, welche durch die beabsichtigte Art ihrer Ausführung eine erhebliche Beeinträchtigung eines geschichtlich oder künstlerisch bedeutungsvollen Straßen- oder Ortsbildes verursachen würden, dergleichen Veränderungen im Äußeren von Bauten oder Bauteilen, de-*

<sup>95</sup> RHEIDT 1991, 102 f.

<sup>96</sup> H. SCHMIDT 1990, S. 14–16.

ren Erhaltung wegen ihres geschichtlichen, kunstgeschichtlichen oder künstlerischen Wertes von Bedeutung ist (Baudenkmale), oder die einer Landschaft ein besonders charakteristisches Gepräge geben, endlich von diesen Gesichtspunkten aus erheblich störende Bauausführungen in der Nähe von Baudenkmalen oder von hervorragenden landschaftlichen Schönheiten (Naturdenkmal) zu untersagen<sup>97</sup>. Ensembleschutzbestimmungen wurden weiterhin in den baupolizeilichen Vorschriften für Heidelberg (1910), Freiburg (1910), Karlsruhe (1912) und Mannheim (1913) getroffen. Die Anzahl der Ensembleschutzbestimmungen blieb in den 20er Jahren alles in allem aber eher gering und war außerhalb der Bauordnungen nirgends verankert, nicht einmal in den wenigen Ländergesetzen für den Denkmal- bzw. Heimatschutz<sup>98</sup>.

### Fritz Hirsch

In der Weimarer Zeit unterstanden die praktischen Aufgaben der badischen Denkmalpflege dem Ministerialrat, Kunsthistoriker und Honorarprofessor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe Fritz Hirsch (1871–1938)<sup>99</sup>. Hirsch war ein Vertreter des Heimatschutzgedankens, aber auch ein Querdenker. Als Leiter der Bauverwaltung und in der Denkmalpflege tätiger Architekt war er zunächst hochgeschätzt. Sein Engagement für die *Farbe im Stadtbild* wirkte sich in Karlsruhe auf die klassizistischen Fassaden der Weinbrennerbauten aus. Diese wiederum waren aber die „heiligen Kühe“ in der badischen Hauptstadt, und so fiel der unkonventionelle Hirsch schon sehr bald bei der Obrigkeit und der Bevölkerung in Ungnade. In der Architektenschaft und in der Riege der Denkmalschützer war er nun äußerst umstritten – den einen galt er als Banause, den anderen als Vertreter der denkmalpflegerischen Avantgarde. Daß Hirsch jedoch seiner Abstammung nach Jude war, wurde ihm in den 30er Jahren endgültig zum Verhängnis. Seine Arbeit geriet ins Kreuzfeuer heftigster Kritik, und 1933 wurde er seines Amtes enthoben. Sein persönliches wie berufliches Schicksal wären es wert, in einer Forschungsarbeit behandelt zu werden.

### Eugen Gradmann, Württembergs erster hauptamtlicher Konservator

In Württemberg hatte Eugen Gradmann (1863–1927), eigentlich ein ausgebildeter Theologe, 1899 die Nachfolge von Eduard Paulus angetreten. Er war der erste

<sup>97</sup> Zit. nach STOPFEL 1983 b, S. 81. – GLAK 235/47767, 156.

<sup>98</sup> STOPFEL 1983 b, S. 82.

<sup>99</sup> Zu Fritz Hirsch vgl. GLAK 233/27812, 3. und 27. Dezember 1930, 12. März 1931, 16. Juni 1931. – Vgl. auch Badische Biographien, N.F. Bd. I, 1982, S. 172–175. – MACK 1973. – SPEITKAMP 1996, S. 279 f.

Konservator, der sich hauptamtlich mit dem kulturellen Erbe des Königreichs befaßte. Er gehörte der neuen Generation der Denkmalschützer um Georg Dehio an und war Verfechter des umfassenden Denkmalbegriffs im Sinn des Heimatschutzes. Seine *Anweisungen zur Denkmalpflege* (1912) leitete Gradmann entsprechend programmatisch ein: *Die Denkmalpflege ist ein Teil der Altertumspflege und damit zugleich der Heimatpflege. Sie ist Technik, geleitet von der Altertumswissenschaft, mit der sich freie Kunst verbündet. Eine umfassende Denkmalpflege gibt es erst, seit es eine Wissenschaft der Kunstgeschichte gibt. Denn erst sie lehrt uns, wenigstens in der Theorie, allen Zeiträumen der vaterländischen Kunstgeschichte und ihren Denkmälern gleichmäßig gerecht zu werden. Es ist noch nicht lange her, daß unter dem Einflusse der Romantik nur die mittelalterlichen Kirchenbaustile als wahrhaft künstlerisch, deutsch und kirchlich – selbst für die evangelische Kirche – galten, die Renaissance und das Barock aber verachtet wurden, obwohl doch beide zu ihrer Zeit auch bei uns wahrhaft volkstümlich gewesen sind*<sup>100</sup>.

Gradmann hatte sich nicht nur die Pflege herausragender Kunst- und Bauwerke zur Aufgabe gemacht, sondern auch den Schutz und die Erhaltung volkstümlicher Kunst, handwerklicher Traditionen, der Landschaft und der Pflanzenwelt. Er wandte sich vehement gegen das Wiederherstellen, Ergänzen und Erneuern. Würde eine neue Hinzufügung oder Ergänzung sich nicht vermeiden lassen, so sollte sie sich freilich auch als moderne Zugabe zu erkennen geben. Bemerkenswert sind seine Ausführungen über die Bedeutung der Oberflächen: *Da der altertümliche Eindruck und die künstlerische Wirkung der Baudenkmäler wesentlich von der Beschaffenheit der Oberflächen abhängt, werden alle Einzelheiten wichtig: das Aussehen des Mauerwerks und Verputzes, Bewurfs oder Anstrichs, des Holzfachwerks, der Dachhaut und der Dachaufsätze, Fensterteilungen und Türen. Neuartige Baustoffe und Techniken können den Eindruck stören, [...]*<sup>101</sup> und das, wo doch gerade der Durchbruch neuer ingenieurtechnischer Methoden und Materialien bei der Instandsetzung alter Bauwerke allenthalben begeistert aufgegriffen wurde!

Gradmann lag der Umgang mit sakraler Architektur in besonderem Maß am Herzen, denn ihr widmet er das umfangreichste Kapitel in seiner Schrift. Fast alles von dem, was Gradmann hier an Gedanken und Empfehlungen ausgebreitet hat, besitzt heute noch Gültigkeit – von seinen Ausführungen zur Bedeutung des Kirchenbaus im Orts- und Landschaftsbild ganz allgemein, über den sorgsamsten Umgang mit dem Bauwerk und dem Interieur bis hin zu den rein praktischen Anleitungen für behutsame Instandsetzungsarbeiten. Mit den Nutzern der sakralen Bauwerke, der Kirchengemeinde und den Gläubigen, geriet der Konservator dennoch oder gerade deshalb in Konflikt. Denn ihm ging es in erster Linie darum, die *historische Stimmung* zu erhalten. Es sei zwar *das gute Recht der jeweils*

<sup>100</sup> GRADMANN 1912 a, S. 5.

<sup>101</sup> Ebd., S. 15.

*Lebenden, sie nach Bedürfnis benützlich zu machen*, räumte Gradmann ein. Diesem Recht setzte er jedoch da unverrückbare Schranken, wo *der Denkmalcharakter des Gebäudes* anfang. Mit der apodiktischen Behauptung, *der Verschönerung bedarf ein Baudenkmal als solches nicht; höchstens unter Umständen der Reinigung und der Freilegung*<sup>102</sup>, sprach er im Grunde genommen den Zeitgenossen kategorisch das Recht ab, die Geschichte ihrer Bauwerke weiter fortzuschreiben, denn *ein einziges neuangeschafftes Ausstattungstück kann die Stimmung eines Kirchenraums vernichten*<sup>103</sup>.

Mußte die Kirche nach Gradmanns *Anweisungen* nicht fürchten, erneut einer Säkularisation anheimzufallen? Dem historisch bedeutsamen Gotteshaus räumte er die Zukunft nur noch in der Vergangenheit ein. Folglich lebt es nicht mehr wirklich, es ist – kurz und böse gesagt – zum Denkmal heruntergekommen. Die institutionalisierte Kirche wehrte sich nicht ohne Grund lange Zeit dagegen, ihre Bauwerke unter die Aufsicht der staatlich betriebenen Denkmalpflege zu stellen. Ihren Befürchtungen trägt die II. Entschließung des Tags für Denkmalpflege ausdrücklich Rechnung, der 1919 in Berlin abgehalten wurde: *Die kirchliche Denkmalpflege, als das weitaus bedeutungsvollste Gebiet der Denkmalfürsorge, darf durch die Trennung von Staat und Kirche nicht beeinträchtigt werden. Die Sorge für die kirchlichen Denkmäler wird auch fernerhin in erster Linie den Kirchen obliegen. Sie bildet vom Standpunkt der Kirchen und ihrer Glieder aus eine Forderung des Gottesdienstes und der kirchlichen Tradition. [...] Soll bei einer Trennung von Staat und Kirche einem Verfall der kirchlichen Baudenkmäler und einer Verschleuderung des sonstigen kirchlichen Kunstbesitzes vorgebeugt werden, so muß der Staat bei der finanziellen Auseinandersetzung die Kirchen so ausstatten, daß sie ihren Aufgaben nach diesen Richtungen im Interesse der Allgemeinheit voll genügen können. [...] Endlich ist bei der gesetzlichen Regelung der Denkmalpflege, deren endliche Inangriffnahme, soweit noch ausreichende Bestimmungen fehlen, den Regierungen und Einzelstaaten eindringlichst zu empfehlen, auf die Wahrung der angeführten allgemeinen Gesichtspunkte Bedacht zu nehmen*<sup>104</sup>. Kein Vertreter der württembergischen Denkmalpflege hat diese Entschließung gezeichnet; für Baden setzten immerhin Adolf von Oechelhäuser und Joseph Sauer ihre Namen unter das Manifest.

Das Mißtrauen auf beiden Seiten war groß. Traute man staatlicherseits den Kirchen offensichtlich nur wenig Sinn für kulturelle und materielle Werte zu, so argwöhnte man kirchlicherseits ständig drohende Übergriffe des Staates auf dem Weg des Denkmalschutzes und reagierte in diesem Bereich hochsensibel. Nicht zuletzt wegen des Vetos der Kirche kam ein rechtskräftiges Denkmalschutzgesetz

<sup>102</sup> Ebd., S. 21.

<sup>103</sup> Ebd., S. 26. – Zum Verhältnis von Staat und Kirche in Württemberg vgl. auch LKAS A26/1462. Amtsblatt des Königlich Württembergischen Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens. 1. November 1909, S. 147–155.

<sup>104</sup> GLAK 233/25904.

trotz erheblicher Bemühungen und zahlreicher Vorstöße weder in Württemberg noch in Baden zustande<sup>105</sup>. Erst 1949 trat für Südbaden ein Denkmalschutzgesetz in Kraft (übrigens das erste in Deutschland nach dem Krieg)<sup>106</sup>, 1972 endlich konnte ein solches Gesetz für Baden-Württemberg verabschiedet werden.

Eugen Gradmanns Leistungen für die Denkmalpflege sind unübersehbar: Durch eine historisch-kritische Arbeitsmethode und eine zielorientierte Systematik versuchte er, für die Arbeit der Denkmalpflege eine wissenschaftliche Basis zu schaffen und sie auch juristisch zu untermauern. Durch ihn erhielt die württembergische Denkmalpflege 1914 mit dem Denkmalschutz-Interimsgesetz die erste und bis heute gesetzlich gültige Handhabe. Das Amt expandierte: Es gelang ihm, zwei weitere Stellen zu beschaffen, von denen die eine mit dem Altphilologen Peter Goeßler besetzt wurde, die andere mit dem Kunsthistoriker Julius Baum.

#### Die Folgen der politischen Veränderungen der 1930er Jahre für die württembergische Konservatorenenschaft

Unter dem langjährigen Mitarbeiter Gradmanns und seinem 1919 ernannten Nachfolger Peter Goeßler (1872–1956) etablierte sich das Landesamt für Denkmalpflege als ordentliche Behörde und wurde damit zugleich Aufsichtsbehörde. Goeßler gliederte das Amt in sechs Gruppen mit jeweils einem Leiter: Geschichtliche Baudenkmäler (Julius Fiechter), Geschichtliche Kunstdenkmäler (Julius Baum; Richard Schmidt), Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler (leitete Goeßler selbst), Natur und Landschaft (Martin Schmidt), Archivalien (von der Archivdirektion verwaltet) und Volkstum (August Lämmle). Darüber hinaus sollte mit der Einrichtung der sogenannten Pflugschaften in den Oberämtern der Gedanke der Denkmalpflege in der Bevölkerung auf breiterer Basis verankert werden.

Goeßlers engagierter Tätigkeit setzten die politischen Veränderungen von 1933 ein unerwartet frühes Ende; 1934 wurde er sämtlicher Ämter enthoben. Der Leiter der *Fachgruppe Vorgeschichte im Kampfbund für deutsche Kultur*, Hans Reinerth, hatte Goeßler in einem Artikel der *Württembergischen Hochschulzeitung* angegriffen, weil er seine Arbeit – für den Geschmack der Machthaber – zu sehr auf römische Denkmäler ausgerichtet habe. Bis zum Überdruß sei in Württemberg die *provinzialrömische Fremdkultur* erforscht worden<sup>107</sup>. Couragiert trat Goeßler den Anwürfen entgegen: Der Fachgruppenleiter mußte sich sagen lassen, er treibe mit dem Begriff *germanische Kultur* geradezu *gröbsten Unfug*. Goeßler

<sup>105</sup> GLAK 233/27502, 10. November 1913. Ausführliche Stellungnahme des Erzbischöflichen Ordinariats zum Entwurf eines Denkmalschutzgesetzes. – Zum Verhältnis zwischen staatlicher und kirchlicher Denkmalpflege in Baden vgl. auch GLAK 235/47742.

<sup>106</sup> Vgl. STOPFEL 2000, S. 8.

<sup>107</sup> Vgl. hierzu und im folgenden SCHECK 1995, S. 58.

konnte zunächst einen Teilsieg erreichen. Er hatte nämlich gleichzeitig beim Landeskultusminister Beschwerde gegen Reinerth eingelegt, woraufhin die Universität Tübingen ein Disziplinarverfahren gegen diesen anstrebte. Bald darauf schon wendete sich jedoch für Goeßler das Blatt, und er erhielt die folgenschwere Quittung für seine Unbotmäßigkeit. Er verlor alle seine Ämter. Im württembergischen Denkmalamt kam es daraufhin zur personalen Säuberung, die in enger Zusammenarbeit mit der NSDAP und dem Gaukulturwart durchgeführt wurde. Im Jahresbericht von 1934 wurde festgehalten: *Persönlichkeiten, die politisch belastet sind, mußten [...] ausscheiden*<sup>108</sup>.

Nicht nur Goeßler, auch Julius Fiechter und August Lämmle bekamen die Folgen ihrer nicht konformen Gesinnung zu spüren: Fiechter zog sich 1937 aus dem Amt zurück, und Lämmle schied 1938 aus. Durch das Reichsnaturschutzgesetz wurde die Gruppe *Natur und Landschaft* vom Denkmalamt abgezogen. Erst nach 1945 konnte Goeßler sein Wissen und seine Erfahrung noch einmal für den Neuanfang der Denkmalpflege zur Verfügung stellen.

### Die Denkmalpflege und der „springende Punkt“

Am Anfang des 20. Jahrhunderts hatten sich nahezu alle Tendenzen abgezeichnet, die heutzutage den Umgang mit den Denkmälern bestimmen. Das ideale ingenieurtechnische Spektrum, das für den Umgang mit den Baudenkmalern zur Verfügung steht, hat einen enormen Fundus zu bieten. Wie die meisten Bereiche unseres heutigen Lebens wird auch der Umgang mit den Baudenkmalern von hochspezialisierten Wissenschaftlern gepflegt, die in Datenfluten gekleidete, für Außenstehende kaum mehr zu beurteilende Untersuchungsergebnisse produzieren und mitunter babylonische Verhältnisse schaffen. Auch für die Denkmalpflege gilt, daß über die Spezialdisziplinen hinaus der Blick für Zusammenhänge ständig mühsam erworben und neu erarbeitet werden muß.

Beim Rückblick auf die Geschichte der Denkmalpflege ergibt sich nahezu zwangsläufig der Schluß, daß unser jetziger Umgang mit Zeugnissen aus der Vergangenheit von nachfolgenden Generationen kritisiert und in Frage gestellt werden wird. Wie sehr heutzutage die in der Denkmalpflege angewandten Methoden auf der Höhe der Zeit sind, ist gegenwärtig unmittelbar am Sprachgebrauch der herangezogenen Disziplinen abzulesen, der dem technologisch-medizinischen Vokabular entlehnt ist.

Aus seiner Zeit und Welt herauslösen kann sich freilich niemand, über die zeitimmanente Beschränktheit hinauszublicken vermögen nur die wenigsten. Was diese Einschränkung für die Arbeit der Denkmalpflege mit sich bringt, hat 1909 Adolf von Oechelhäuser so formuliert: *Es scheint auch mir zweifellos, dass kommende Generationen die meisten unserer heutigen vielgerühmten stülpchten Res-*

<sup>108</sup> Zit. nach SCHECK 1995, S. 58.

*taurationen im allgemeinen nicht viel günstiger beurteilen werden, als wir die vielen misslungenen Restaurationsarbeiten der beiden letzten Menschenalter verurteilen. [...] Die Lehre, die sich hieraus ergibt, ist aber keine andere, als die wir bereits aus der geschichtlichen Betrachtung gezogen haben. [...] Nicht von der Befolgung des einen oder anderen Grundsatzes, sondern ausschließlich von dem künstlerischen Takte der ausführenden Persönlichkeiten hängt gerade auf dem Gebiete der Restaurationskunst das Gelingen oder Misslingen der Arbeit ab. Nicht welcher Grundsatz befolgt, sondern wie die Aufgabe gelöst worden, ist das Entscheidende, hierin liegt der springende Punkt der ganzen Frage. Es führt keinen Schritt weiter, wenn wir einen Grundsatz durch einen andern ersetzen, ein Dogma an Stelle des anderen verkündigen<sup>109</sup>.*

Betrachten wir heute kritisch unsere Bauwerke aus der Vergangenheit, so drängt sich der Verdacht auf, daß die Beschäftigung mit den Denkmälern im wesentlichen nur wenig zu ihrem Schutz beigetragen hat. Im Gegenteil, es erging dem Denkmalschutz nicht anders als dem Naturschutz: Je mehr über ihn geredet wurde, desto rigorosener wurde gegen die Denkmäler vorgegangen, so daß der Verlust an authentischer Denkmalsubstanz in erschreckendem Maß zugenommen hat. Veränderte Lebensformen nahmen schon immer den Relikten aus der Vergangenheit, sofern sie nicht einer angemessenen Nutzung zugeführt werden konnten, die Existenzberechtigung; daran konnte auch die Denkmalpflege nur wenig ändern. Deren Wirkung ist in Wahrheit relativ und nimmt im Vergleich zu den ständig wachsenden Bestandszerstörungen weiter rapide ab<sup>110</sup>. *Das Scheitern umfassender Schutzvorstellungen muß zum größeren Teil auf die herrschenden gesellschaftlichen Wertvorstellungen zurückgeführt werden, von denen die Vermittlung von Geschichte als komplexes Geschehen – zumal durch die Erhaltung ihrer materiellen Zeugen – keine Chance hat. Eine von Wirtschaftsinteressen, Wachstum und Profit bestimmte Gesellschaft, das hatte Dehio bereits 1905 gesehen, wird den notwendigen Schutz des historischen Erbes nur da und solange gewährleisten, wie es sich mit diesen Interessen in Einklang bringen läßt<sup>111</sup>.*

Das Schicksal der Klosteranlagen, die mit der Säkularisation ihrer eigentlich zgedachten Funktion enthoben waren oder zumindest enthoben werden sollten, spielt sich im Spannungsfeld zwischen der neuen Nutzung und dem Bedürfnis ab, sie als Denkmäler zu erhalten. Von Paul Clemen stammt die ebenso nüchterne wie ernüchternde Feststellung aus dem Jahr 1933, daß der *abgegriffene Einwand: die Denkmalpflege hat ja doch gar nicht an den Denkmälern zu arbeiten, sie hat nur zu erhalten. Ein etwas allzu theoretischer und damit lebensfremder Ein-*

<sup>109</sup> LKAS A 26/1462, ad 55: ADOLF VON OECHELHÄUSER, Erhaltung und Erneuerung der Kirchen. In: Protokoll des Zehnten Tags für Denkmalpflege in Trier 1909.

<sup>110</sup> Auch anders als in jüngster Zeit von Politikerseite behauptet. Vgl. die Äußerungen der Grünen-Politikerin Antje Vollmer, Ballast abwerfen. In: Die Zeit. Nr. 17, 19. April 2000, S. 45 f.

<sup>111</sup> MARION WOHLLEBEN. Zit. nach H. SCHMIDT 1991, S. 5.

*wand*<sup>112</sup> ist. Realistischerweise ist die von Georg Dehio und Cornelius Gurlitt herausgegebene Parole: *Konservieren – nicht Restaurieren!* eher der abstrakten Theorie verhaftet und *nicht zuletzt nur eine schönklingende immerlich schiefe und unwahre Phrase. [...] Es ist immer wieder der hilflose Versuch, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen*<sup>113</sup>.

Wie sich die neuen Ansprüche an die alten Bauwerke und die sich jeweils ändernden gesellschaftlichen Wertvorstellungen auf ihr Erscheinungsbild auswirken – dafür stehen exemplarisch die vier Klöster Maulbronn, Lichtenthal, Allerheiligen und Ochsenhausen. Die Geschichte dieser vier Denkmäler ist nicht nur für sich betrachtet jeweils ein besonderer Fall, sie ist ebenso durchaus typisch und steht repräsentativ für eine ganze Gruppe von Denkmälern, die ein ähnliches Schicksal miteinander verbindet.

---

<sup>112</sup> PAUL CLEMEN. Zit. nach MAINZER 1991, S. 73.

<sup>113</sup> MAINZER 1991, S. 73.

# Das Zisterzienserkloster Maulbronn

## Aus der Geschichte des Klosters

### Maulbronn in klösterlicher Zeit

Die Geschichte des Klosters Maulbronn beginnt zweimal und an zwei verschiedenen Orten<sup>1</sup>: 1138 kamen Mönche aus dem Zisterzienserkloster Neuburg im Elsaß nach Eckenweiher bei Mühlacker, dem Erbgut, das Ritter Walter von Lomersheim als Stiftung zur Verfügung gestellt hatte, und gründeten hier eine Ordensniederlassung. Neun Jahre später, 1147, wurde das Kloster zum zweiten Mal durch den Speyerer Bischof Gunther, Graf von Henneberg, gegründet, und zwar ungefähr zehn Kilometer von Eckenweiher entfernt, auf einem bischöflich-speyerischen Lehen im oberen Salzachtal am Rand des Strombergs. *Mulbrunn* oder *Mulinbronn* nannte sich der Ort, der gar nicht so sehr abgeschieden im Alt-siedelland lag und direkten Anschluß an die ganz in der Nähe vorbeiführende *Rote* oder auch *Kaiserstraße* genannte, schon in der Römerzeit angelegte Handels- und Heeresstraße hatte, die von Cannstatt nach Speyer führte. Angeblich sollen es die schlechten Lebensbedingungen gewesen sein, weshalb die Mönche neun Jahre nach der Ansiedelung in Eckenweiher den Ort wieder verließen – über die tieferen Gründe lassen sich nur Vermutungen anstellen: Wahrscheinlich haben sich mit der Verlegung des Klosters die herrschaftlichen Verhältnisse geändert, wahrscheinlich war damit ein Standortvorteil verbunden, und sicherlich geschah es auch nicht zufällig, daß neun Jahre später, 1156, Kaiser Friedrich I. das Kloster unter seinen Schutz stellte. Welche Bedeutung der Speyerer Bischof Gunther seiner Gründung zumaß, zeigt sich darin, daß er sich nach seinem Tod (1161) in Maulbronn bestatten ließ.

Die herrschaftliche, fast monumental zu nennende Architektur, die kurz nach der Wende zum 13. Jahrhundert entstand, legt Zeugnis davon ab, daß sich Maulbronn zu einem wohlhabenden und einflußreichen Kloster entwickelt hatte. Wegen der Bauformen, in denen um 1210/20 Paradies, Herrenrefektorium und der Südflügel des Kreuzgangs errichtet wurden, ging Maulbronn als hochbedeutendes Bauwerk in die Bau- und Kunstgeschichtsschreibung ein. Erstmals auf deutschem Boden wurden an diesen Gebäuden frühgotische Konstruktions- und Stilelemente rezipiert. Vom einstmaligen Reichtum der Abtei zeugen heute noch die Keller und Speicher im westlichen Bereich des Klosterareals, das stattliche Steinhaus der Klostermühle aus dem 13. Jahrhundert, und nicht zuletzt auch die wehr-

---

<sup>1</sup> Zur Gründungsgeschichte Maulbronns vgl. GOHL 1978, S. 25–45. – EHLERS 1996, S. 11–18.

hafte Ummauerung mit den zahlreichen Türmen, die im 14. und 15. Jahrhundert zur Verteidigung der Abtei ausgebaut wurde.

Bereits im 12. Jahrhundert hatten die Zisterzienser in Maulbronn landwirtschaftliche Mustergüter angelegt. Von der wirtschaftlichen Blüte, die Maulbronn im Mittelalter erlebte, spricht nicht nur die Architektur, davon erzählt auch der Volksmund. Man wußte sich nämlich in früheren Zeiten zu berichten, daß die Weinfässer der Maulbronner Äbte größer seien als Wohnungen der ägyptischen Mönche und die Fruchtspeicher geräumiger als deren Klöster<sup>2</sup>.

### **Maulbronn wird württembergisch**

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte Maulbronns kündigte sich an, als 1504 Herzog Ulrich von Württemberg nach siebentägiger Belagerung das Kloster eroberte. Kaiser Maximilian I. trat die Schutzherrschaft über das Kloster an den württembergischen Herzog ab und bestätigte die neuen Besitzverhältnisse<sup>3</sup>. Als dreißig Jahre später Herzog Ulrich zum Protestantismus übertrat, ging er sofort konsequent gegen die Ordensniederlassungen vor. Denn von der Säkularisierung des klösterlichen Besitzes versprach er sich nicht zuletzt einen wichtigen Beitrag zur Sanierung der herzoglichen Finanzen. 1534 wurde auch Kloster Maulbronn zur Inventur seines Besitzes aufgefordert. Doch so einfach sollte der Herzog nicht an das klösterliche Vermögen kommen. Abt Johannes von Lienzingen war mit dem gesamten Kapital in den Speyerer Pfleghof des Klosters geflohen und strengte von dort aus vor dem Reichskammergericht einen Rechtsstreit mit dem Herzog an. Ulrich verlor den Prozeß, versuchte aber daraufhin, den Abt in seinem Exil zu überfallen. Johannes von Lienzingen kam dem Herzog abermals zuvor und siedelte von Speyer in das Maulbronner Priorat Pairis im Elsaß über. Hier erklärte er, daß sein Kloster in das elsässische Exil verlegt worden sei.

### **Maulbronn als evangelische Klosterschule und Verwaltungszentrum**

Erst Herzog Christoph gelang es 1556, in Maulbronn die Reformation einzuführen und die Ordensniederlassung in eine evangelische Klosterschule umzuwandeln. Das ehemalige Zisterzienserkloster war nun Ausbildungsstätte für den evangelischen Pfarrernachwuchs. Herzog Ludwig wußte die Vorzüge der ausgedehnten, an Wildbeständen reichen klösterlichen Waldungen zu schätzen und ließ 1588 von Heinrich Schickhardt im östlichen Klosterhof ein Jagdschloß errichten. Dennoch zog sich der Streit um das Kloster noch fast ein ganzes Jahrhundert lang hin – so lange eben, bis in Europa am Ende des Dreißigjährigen

<sup>2</sup> Ebd., S. 14.

<sup>3</sup> Ebd., S. 17. – STOBER, EHLERS 1998, S. 141.

Krieges mit der Frage um den Glauben auch die neuen machtpolitischen Verhältnisse entschieden waren. Zweimal, von 1630 bis 1632 und von 1634 bis 1648, waren die Zisterzienser wieder in das Kloster zurückgekehrt, bis Maulbronn schließlich durch den Westfälischen Frieden endgültig an das Herzogtum Württemberg kam.

In der Folgezeit änderte sich äußerlich nicht besonders viel am Leben im Kloster. Statt der Mönche bewohnten die Alumnus der evangelischen Klosterschule den Konvent. Die klösterliche Ordnung wurde beibehalten, und der Klosterschule stand ein herzoglich ernannter evangelischer Abt, der Prälat, vor. Der Alltag der Zöglinge war am disziplinierten Vorbild der Mönche orientiert, die Knaben trugen Kutten oder eine schwarze Tracht, die sie als junge Geistliche charakterisierte. Erst als sich im Zuge der Aufklärung ein Umdenken in der Pädagogik einstellte, wurden 1812 die gottesdienstlichen Übungen reduziert und die klerikale Kleiderordnung auf öffentliche Anlässe beschränkt<sup>4</sup>. Letztlich ist die Klosterschule in Maulbronn die Institution mit der längsten bis heute bestehenden Kontinuität, eine kurze Unterbrechung im Dreißigjährigen Krieg ausgenommen. Das einstige Maulbronner Klostergut wurde gewissermaßen in ein Bezirksamt umgewandelt, an dessen Spitze der Prälat stand<sup>5</sup>. Später wurden sogenannte Klosterverwalter hinzugezogen, die als weltliche Beamte die administrativen Aufgaben vollständig übernahmen. So entwickelte sich auf dem Klosterareal neben der Schule auch ein Verwaltungszentrum, und der ehemalige Klosterhof nahm nach und nach die Strukturen einer schwäbischen Kleinstadt an.

1806 wurde das Kloster säkularisiert. Mit der Aufhebung der ständischen Verfassung durch König Friedrich I. entfiel auch die politische Bedeutung der Prälaten. Das Kirchengut kam in Staatsbesitz, aus dem Klosteramt wurde das Oberamt Maulbronn, und die Klosterschule wurde in ein Evangelisches Seminar umgewandelt.

## **Kloster Maulbronn heute: Baubestand und Bedeutung**

### **Maulbronn – Weltkulturerbe der UNESCO**

Seit 1993 steht die Klosteranlage von Maulbronn auf der Liste des Weltkulturerbes der UNESCO (Abb. 1 a, b). Ihr wurde damit im Sinn der Konvention des Welterbe-Komitees eine ähnliche Bedeutung zugemessen wie dem Tadj Mahal in Indien oder den Pyramiden von Gizeh in Ägypten. Entscheidend dafür, daß ein Kulturgut in die UNESCO-Liste aufgenommen wird, ist folgender Aspekt: Es muß eine so außergewöhnliche und weltweite Bedeutung besitzen, daß es gerechtfertigt erscheint, der UNESCO und den Staaten, die Mitglieder der Kon-

<sup>4</sup> BÄUMLEIN 1859, S. 21f. – LANG 1938, S. 452.

<sup>5</sup> EHLERS, FELCHLE 2000, S. 127f.



Abb. 1a: *Kloster Maulbronn. Luftbild von Westen 1993*

vention sind, eine Mitverantwortung für seinen Schutz und seine Erhaltung zu übertragen.

Kloster Maulbronn erfüllt diese Kriterien: Es ist die am vollständigsten erhaltene Klosteranlage des Mittelalters nördlich der Alpen, wahrscheinlich sogar in ganz Europa. Für die Maulbronner Klosteranlage sind folgende Faktoren konstitutiv<sup>6</sup>:

- die nahezu ungestörte topographische Situation,
- die ablesbare Kontinuität seiner Geschichte vom 12. Jahrhundert an,
- die Vollständigkeit der Erhaltung einschließlich des sehr ausgedehnten Wirtschaftskomplexes und der Ummauerung der Gesamtanlage.

---

<sup>6</sup> Vgl. VON WINTERFELD 1988.

In dieser Vollständigkeit ist Maulbronn ein Einzelfall, der es uns erlaubt, ein zuverlässiges Bild von den zahllosen verstümmelten oder vollständig verschwundenen Klosteranlagen zu gewinnen. Auch seine Einzelbauten besitzen zum Teil eine gesamteuropäische Rangstellung als Architektur- und Kunstdenkmäler. Bezüglich der Rezeption der gotischen Architektur in Nord- und Mitteleuropa besitzt Maulbronn eine fundamentale Bedeutung.

### „Maulbronner Köpfe“

Damit nicht genug. Wenn es um die Bedeutung Maulbronns geht, sind die Kreise weiter zu ziehen. Maulbronn besitzt auch auf literatur- und geistesgeschichtlicher Ebene einen klangvollen Namen<sup>7</sup>. Es gibt zahlreiche berühmte Persönlichkeiten, die in dieser Klosterschule eine Ausbildung erfuhren. Dazu gehören Johannes Kepler, Friedrich Hölderlin, Hermann Kurz, David Friedrich Strauß, Friedrich Theodor Vischer, Georg Herwegh und Hermann Hesse. Dem Letztgenannten hat es übrigens in Maulbronn überhaupt nicht gefallen. Wie streng und unerquicklich das Leben hinter den Klostermauern für die Schüler gewesen sein muß, hat er in mehreren seiner Romane und am deutlichsten in der Erzählung *Unterm Rad* beschrieben. Die Legende berichtet auch von einem Aufenthalt des *Doktor Faustus* in Maulbronn<sup>8</sup>. 1514 soll der Maulbronner Abt Johannes Entenfuß den Alchimisten Faust von Knittlingen nach Maulbronn geholt haben, um Gold herzustellen. Denn der Abt war ein Mann, der stets in Geldnot war, weil er einen aufwendigen Lebensstil pflegte. Bei dieser Gelegenheit soll den Alchimisten hier im Kloster der Teufel geholt haben, und noch heute ist an einer Wand im zweiten Stock des ehemaligen Konvents ein Blutfleck zu sehen, der Zeugnis vom tragischen Ende Fausts ablegt.

### Die Gesamtanlage

Maulbronn als Weltkulturerbe und schützenswertes Denkmal wird im wesentlichen aus fünf Bestandteilen gebildet: Der Klosterkernbereich mit Kirche und Klausur, der Wirtschaftshof im Westen, der Klosterhof mit dem herzoglichen Schloß im Osten, die Wehrummauerung und die weitläufige Kulturlandschaft, die sich vom Kloster aus in alle Himmelsrichtungen ausbreitet.

Daß die Klosterkirche im Süden und nicht – wie nördlich der Alpen allgemein üblich – im Norden des Klausurgevierts liegt, hängt mit den komplizierten Gründungsverhältnissen und dem weichen, tonigen Baugrund zusammen; wegen der hohen Auflast mußte die Kirche über der tragfähigsten Stelle im Talboden er-

<sup>7</sup> Vgl. hierzu EHLERS 1996.

<sup>8</sup> MAHAL 1996, S. 30–32, 50 f. – DERS. 1997.



Abb. 1b: *Kloster Maulbronn, 2002 überarbeiteter Lageplan aus der Oberamtsbeschreibung von 1870*

richtet werden. Die kreuzförmige romanische Basilika wurde in gotischer Zeit mehrfach verändert. Der Westfassade wurde um 1210/20 eine Vorhalle in frühgotischen Formen, das *Paradies*, vorgelegt, und das gewaltige Maßwerkfenster im Chor wurde um 1340/50 eingebrochen. Das Langhaus erhielt 1424 anstelle der flachen Holzdecke ein Netzgewölbe, während gleichzeitig das südliche Seitenschiff um Rechteckkapellen erweitert und am Außenbau ein Strebensystem errichtet wurde. Teile der mittelalterlichen Kirchengestaltung sind über die Jahrhunderte hinweg erhalten geblieben. Die noch in romanischer Zeit eingebaute Chorschranke hat Seltenheitswert. An der nördlichen Chorwand thront in einer Nische eine Madonna, die um 1300 im Kölner Kunstkreis entstanden ist, und auf dem Hauptaltar stehen die Fragmente eines Passionsretabels aus dem Köln-Prager Parlerkreis. Das wuchtige Chorgestühl stammt ebenso wie der virtuos gestaltete Dreisitz, der überlebensgroße steinerne Kruzifixus über dem Kreuzaltar und die Altarziborien im Langhaus aus spätgotischer Zeit. Reste mittelalterlicher Wandmalereien, die in späterer Zeit meist stark übergegangen wurden, sind im ganzen Kirchenraum erhalten geblieben.

Die Klausurgebäude sind in klassischer Anordnung um einen Kreuzgarten gruppiert: An der Westseite liegt im Erdgeschoß das spätromanische Laienrefektorium, das einen Geschoßaufbau vom Ende des 19. Jahrhunderts trägt. Im Erdgeschoß des Nordflügels war die Küche und der Heizraum untergebracht, in der Mittelachse des Flügels liegen der hohe, zweischiffige Rechtecksaal des Herrenre-

---

Legende zur Abb. 1b: *Heutige Klosterhof-Numerierung: 1 Klostertor • 2 ehem. Pförtnerhaus • 3 Wohn- und Geschäftshaus, ehem. Wachhaus • Ausstellungsraum, ehem. Remise • 5 Informationszentrum und Museum, ehem. Käferei • 5/1 Informationszentrum, ehem. Scheune • 6 Stadthalle, ehem. herzoglicher Fruchtkasten und Kelter • 7 Wohnhaus, ehem. Weingartmeisterei und Schulhaus • 8 Faustturm • 9 Klosterkirche • 9/1 südl. Kreuzgang • 10 Cellarium, ehem. Vorratskeller • 10/1 westl. Kreuzgang • 11 ehem. Heuhaus • 12 Laienrefektorium • 12/1 Waschhaus • 12a Seminarküche, ehem. Klosterküche • 13 Herrenrefektorium • 13/1 nördl. Kreuzgang • 14 Brunnenhaus • 15 Kalefaktorium • 16 Kapitelsaal • 16/1 östl. Kreuzgang • 16a Parlatorium • 17 ehem. Infirmerie, späteres Herrenhaus und Ephorat • 18 Wohnhaus, ehem. Oberamtsgefängnis • 19 Seminar, ehem. herzogliches Jagdschloß, später Oberamtei • 19a Remise, ehem. Heuhaus • 20 Wohnhaus, ehem. Wohnung des Speisemeisters • 20/1 Scheune • 20/2 Trau- und Besprechungszimmer, ehem. Remise • 21 Wohn- und Gasthaus, ehem. Gesindehaus • 22 Dienststellen des Landes, ehem. Kameralamt der herzoglichen Verwaltung • 22/1 Wohnhaus • 23 Mühlenturm • 24 Scheune • 25 Pfistererei und Mühle, Naturpark-Informations-Zentrum (ab 2004) • 25/1 ehem. Melkerstall und Eichelboden • 26 Wohnhaus und mittelalterliche Scheune • 27 Hexenturm • 28 Wohnhaus, ehem. Wohnung des Pfistermeisters und Eselställe • 29 Wohnhaus, ehem. Haberkasten • 31 Rathaus, ehem. Marstall • 32 Wohn- und Gasthaus, ehem. Schmiede • 33 ehem. Wagnerei • 34 ehem. Wohnung des Wagners, Abgang zum Elfinger Keller • 35 Museum, ehem. Kamin- oder Frühmeißhaus mit Gefängniszelle • 36 Apotheke, ehem. Gasthaus • 37 Verwaltungsbau, ehem. Turm. Abgegangene Gebäude: a Inneres Klostertor • b Dreifaltigkeits- oder Frühmeißkapelle • c Anbau • d Heuhaus mit Schwemme • e Ökonomiegebäude • f Turm der inneren Klostermauer • g Großes Heuhaus • h Speisung mit Wohnung • i Turm • j Abtsbau • k Schloßküche • l Waschhaus • m Pfründhaus • n sonstige Nebengebäude.*

fektoriums (um 1220 errichtet) und die wegen ihrer malerischen Reize als Sehenswürdigkeit berühmte Brunnenkapelle. Im Ostflügel liegen Armarium und Kapitelsaal. Nördlich schließt der Dormentbau mit der sogenannten Frateria, dem Großen Keller im Erdgeschoß und dem ehemaligen Herrendorment im Obergeschoß an. Die frühere Funktion des Großen Kellers, ein in behäbigen spätromanischen Formen gestalteter Raum, der außerhalb der ursprünglichen Klostermauer errichtet, wohl während der Bauzeit aber noch dem Konvent angeschlossen wurde, ist übrigens bis heute nicht geklärt – wie überhaupt die Baugeschichte der über einen langen Zeitraum, von der Romanik bis in die Zeit der Spätgotik gewachsenen Klausur hochkompliziert und nur zum Teil erhellt ist<sup>9</sup>. Während das Erdgeschoß des Klausurgevierts in fast allen Räumen der Besichtigung freisteht, wird das weitgehend als Fachwerkaufbau errichtete Obergeschoß vom Seminar genutzt.

Die Verbindung zwischen der Klausur und dem ehemaligen Herrenhaus (Ephorat) im östlichen Klosterhof stellt der zweigeschossige, sogenannte Schrägbau von 1493/95 her. Das Herrenhaus trägt spätgotische Züge, geht aber im Kern auf einen Vorgängerbau des 13. Jahrhunderts zurück. Der schlichte, zweigeschossige Steinbau mit den beiden Rundtürmen auf der gegenüber liegenden Seite des Hofes ist das ehemalige Jagdschloß Herzog Ludwigs, und am äußersten Ende im Osten unmittelbar über dem Wehrgraben erheben sich die Ruinen des ehemaligen Pfründhauses, das am Ende des 19. Jahrhunderts in Flammen aufging.

Der ehemalige Wirtschaftshof im Westen ist ein stimmungsvolles Ensemble aus Fachwerk-, Putz-, Steinbauten und Freiflächen. Fast alle Häuser haben ihren Ursprung im 13. Jahrhundert und wurden später bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder erneuert. Noch in die romanische Zeit zurück reicht das Frühmesserhaus an der Westseite des Hofes, das einstmals klösterliche Gästehaus gewesen sein soll. Besonders auffällig ist das gewaltige, achtgeschossige Fruchtkastengebäude, dessen heutige Dimensionen auf einen Umbau von 1588 zurückgehen. Der langgestreckte, in der Mitte des Hofes gelegene Putzbau mit Volutengiebel an der Ostseite wurde um 1600 als herzoglicher Marstall errichtet und ist heute Rathaus der Stadt Maulbronn. Ein Teil der Häuser innerhalb der Ummauerung wird von der Stadtverwaltung genutzt, ein anderer Teil ist in Privatbesitz. Einige werden als Ladengeschäfte oder gastronomische Betriebe geführt, wieder andere stehen leer. Das Land, respektive die Liegenschaftsverwaltung besitzt ebenfalls einen nicht unerheblichen Bestand an Immobilien; diesen baut sie konsequent für die touristische Infrastruktur aus.

Die Wehranlage besteht aus einem doppelten Mauerzug in Buckelquaderwerk mit zwischenliegendem Zwingergraben und schließt das gesamte Klosterareal ein. Von den ehemals acht Wehrtürmen stehen heute immerhin noch vier: der Hexen- oder Haspelturm im Nordwesten, der den Zugang zum Kloster gewährende Torturm im Südwesten, der sogenannte Fausturm im Südosten, der sich mit seiner

<sup>9</sup> DEHIO 1993, S. 530. – FRANK 1993.

barocken Haube besonders malerisch ausnimmt, und der Mühlurm am nördlichen Mauerlauf.

Und schließlich ist da noch die klösterliche Kulturlandschaft, die Maulbronn so wertvoll macht. Ihrer Struktur nach blieb sie erhalten, weil die von den Mönchen geprägte Nutzungsform der naturräumlichen Gegebenheiten so optimal konzipiert war, daß sie über Generationen hinweg bis in die jüngste Vergangenheit weiter Bestand haben sollte. Von der Bedeutung, die das Wasser für die Wirtschaft und die Hygiene der Maulbronner Klosteranlage hatte, zeugen noch heute vier von einst 20 künstlich aufgestauten Seen rings um das Kloster, die unzähligen ebenfalls künstlich angelegten Wasserläufe zur Ableitung des Oberflächenwassers und das Kanalisationssystem, das sich innerhalb des Klosters reich verzweigt, um das Wasser vielseitig und weitläufig nutzbar zu machen. Die Mönche verfügten über einen enormen Besitz an Wald, über landwirtschaftlich genutzte Ländereien, über eine ausgedehnte Fischzucht und – nicht zuletzt – über Weinberge in hervorragender Lage.

### **Kloster Maulbronn auf dem Weg zum Baudenkmal**

Im Antrag für die Aufnahme Maulbronn in die Liste des Weltkulturerbes ist nachzulesen, daß für die herausragende Stellung der Klosteranlage die ablesbare Kontinuität vom 12. bis in das 17. Jahrhundert konstitutiv sei. Zum heutigen Erscheinungsbild hat aber gerade auch die jüngere und jüngste Vergangenheit erheblich beigetragen. Entscheidend hierfür war der veränderte Blick, mit dem das Kloster wahrgenommen wurde, seit es im 19. Jahrhundert zum Baudenkmal geworden war<sup>10</sup>. Die im Lauf eines Jahrhunderts, zwischen 1840 und 1938, vorgenommenen restaurierenden Eingriffe an Kirche, Klausur und den Gebäuden des Klosterhofs konzentrierten sich auf drei große Instandsetzungsphasen mit unterschiedlicher Zielsetzung. Alle drei haben Maulbronn bis auf den heutigen Tag ganz augenscheinlich geprägt. Während die Baugeschichtsforschung sich dem mittelalterlichen Baubestand des Klosters immerhin schon seit mehr als einhundert Jahren zuwendet, blieben die baulichen Veränderungen und Hinzufügungen des 19. Jahrhunderts bislang von der Wissenschaft weitgehend unbeachtet; hier beginnt baugeschichtliches Neuland in Maulbronn. Auch in dieser Studie können die architektonischen Zutaten vom Ende des 19. Jahrhunderts nicht umfassend behandelt werden, denn hierzu fehlen die archivalischen Quellen, die wohl beim Brand des Bezirksbauamts Heilbronn im Zweiten Weltkrieg verlorengegangen, bzw. aus anderen Gründen nicht auffindbar sind.

<sup>10</sup> Zur Maulbronner Baugeschichte des 19. Jahrhunderts vgl. STÖBER 1996. – DIES. 1997. – DIES. 2001. – BACHMANN 1996. – FRANK 1997. – KNAPP 1997, S.171–174.

### Reiseziel für Romantiker und Kunstgelehrte

Schon im 18. Jahrhundert zählte Maulbronn zu den prominenten Monumenten der deutschen Architektur<sup>11</sup>, und auch Sulpice Boissérée, der im September 1810 nach Maulbronn kam – eigentlich, um hier dem Prälaten Schelling, dem Vater des Philosophen Friedrich Schelling, einen Besuch abzustatten – war von den mittelalterlichen Bauwerken beeindruckt<sup>12</sup>. Doch war das klösterliche Ensemble bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts nach den Bedürfnissen der Gemeinde, der Klosterschule und der Verwaltung genutzt und verändert worden. Die ehemalige Klosterkirche, jetzt evangelische Pfarrkirche, wurde nebenbei als Werkstatthalle benutzt, obwohl sie bereits zum Reiseziel für Kunstgelehrte avanciert war. Im Paradies vor dem großen Portal *auf lauter Grabmählern ehemaliger hoher Personen, z. B. Walthers Freyen von Lomersheim und anderer*<sup>13</sup> wurde gedroschen, *das Stroh sodann in der Kirche aufgebäuft, und dadurch nicht nur Vögel, sondern auch Hühner und Gänse, ja, selbst Schweine, in die Kirche gelockt*<sup>14</sup>. In den Türmen der Wehranlage und im Frühmeihaus waren Gefängniszellen eingerichtet. Im Pfründhaus, dem Armenhaus Maulbronn, waren 18 Familien und die Schule untergebracht<sup>15</sup>. Auf dem Laienrefektorium saß ein mehrgeschossiger Fachwerkaufsatz, der das Oberamtsgericht aufnahm.

Die Naturverehrung und Gegenwartsflucht der Romantiker in eine verklärte Welt des Mittelalters hatte dem Kunsttourismus des 19. Jahrhunderts Vorschub geleistet und Klosteranlagen wie Maulbronn zum attraktiven Reiseziel werden lassen. Konnten die Besucher dieser allen Ansprüchen romantischer Ideenwelt gerecht werdenden Kulisse dann auch noch anhand vorgegebener Bilder Leben einhauchen und die Hallen mit – ihrerseits ebenfalls zum Mythos stilisierten – Ordensleuten markiger Couleur bevölkern, so wurde hier das Mittelalter wieder lebendig – ganz, wie Gustav Schwab zitiert:

*Dich, entlegnes, stilles Kloster, zeigt mir oft die Phantasie,  
Die mir stets zu Lust und Schmerzen willig ihre Bilder lieb*<sup>16</sup>.

Damals wie heute blieben die Erwartungen der Touristen nicht ohne Einfluß auf das Denkmalverständnis. Dazu ein Beispiel: Das Kloster war von einer wehrhaften Anlage umfriedet, deren Überreste heute fester Bestandteil des unter Denkmalschutz stehenden Klosterbereichs sind. Ringmauer, Zwinggraben und

<sup>11</sup> JENISCH 1769.

<sup>12</sup> BOISSÉRÉE 1862, S. 55 (September 1810).

<sup>13</sup> LKAS A 29/2783, 12. Januar 1810.

<sup>14</sup> LKAS A 29/2783, 26. Januar 1810.

<sup>15</sup> 1757 beklagte sich der Schulmeister, daß hier *47 Personen von denen wohl als deren haltendem Vieh die zunächst an der Haustür und Stiegen befindliche teutsche Schule untergebracht* seien. 1892 brannte das Pfründhaus ab. Vgl. hierzu EHLERS 1993, S. 62.

<sup>16</sup> SCHWAB 1836, S. 28 f. Zitiert und frei verändert nach HERMANN KURTZ, Gedichte. Stuttgart 1836, S. 53.



Abb. 2: „Ein Capell bey Maulbrunn“. Matthäus Merian d. Ä., Radierung 1620/22.  
Im Hintergrund der burlesken Szene ist die äußere Toranlage vor dem westlichen Zugang abgebildet.

Wehrtürme umgaben die Gebäude von allen Seiten. Der westliche Zugang war im Mittelalter durch drei Toranlagen gesichert: eine äußere, die bereits im 17. oder 18. Jahrhundert verschwand (Abb. 2), die mittlere mit dem Torturm, über den noch heute der Hauptzugang erfolgt, und eine innere mit Torturm. Um zugunsten der Seminaristen eine *leichtere Verbindung der äußeren Luft mit der im Kloster* zu gewährleisten<sup>17</sup>, wurde 1812 beantragt, einen Teil der Ringmauer einschließlich des inneren Torturms, die Frühmeßkirche und andere Gebäude abzutragen. Der innere Torturm wurde auf Abbruch verkauft – daß er zumindest in seinen unteren Teilen aus romanischer Zeit stammte, kümmerte noch niemanden. Schon zwei Jahre später bezogen sich Baumaßnahmen nicht mehr ausschließlich auf die Belange der Bewohner und Nutzer: Als auf dem Platz der abgerissenen Frühmeßkirche ein Pferdestall errichtet werden sollte, wurde dem Bauherrn zur Auflage gemacht, diesen in Stein aufzuführen, den Eingang zur Seite und den Misthaufen auf die Rückseite zu legen, damit dieses Bauvorhaben in unmittelbarer Nähe der Klosterkirche *keinen häßlichen Anblick gewähre*<sup>18</sup>.

<sup>17</sup> StAL E 236 Bü 3761, 22. Juni 1822. Kurzfristig wurde sogar die Verlegung des Seminars weg aus Maulbronn an einen anderen Ort erwogen.

<sup>18</sup> StAL D 39 Bü 72, 73; F1/67 Bü 125, 126.



Abb. 3: Ansicht der Klosterkirche von Südwesten mit dem Turnplatz der Seminaristen.  
G. Kübler, Lithographie um 1845

Die allseits beanspruchte Nutzung des Klosterhofs geriet nun in Konflikt mit der Forderung der Kunstliebhaber nach dem unverstellten Blick auf die mittelalterlichen Bauwerke. Auf der Südseite der Kirche fielen ein ehemaliger Befestigungsturm, der als Gefängnis eingerichtet war, der Friedhof und die alte Sakristei dem Verschönerungsbedürfnis zum Opfer, auf der West- wie Ostseite neben zahllosen Kleinbauten auch das Waschhaus. Der südöstliche Wehrturm überdauerte die architektonische Bereinigung, weil sich mit ihm die Faust-Legende verband und er aufgrund der Vereinnahmung durch die Natur als besonders male- risch und geheimnisvoll empfunden wurde. Auf der Westseite mußte der Turn- platz der Seminaristen, ein Nachbau der *Hasenbeide* des „Turnvaters“ Friedrich Ludwig Jahn in Berlin von 1811 und einer der ältesten seiner Art in Württemberg (Abb. 3)<sup>19</sup>, entfernt werden. In Konflikt geriet man hier allerdings mit fünf alten Lindenbäumen: Einerseits wurden sie – ganz in romantischer Tradition – als be- sonders reizvolle, das alte Gemäuer mit Leben erfüllende Naturschönheiten ge- schätzt, andererseits stellten sie sich sperrig dem Kunstgenuß in den Weg. Hier traf man einen Kompromiß: Zwei Linden wurden gezielt entfernt, so daß sich dem Betrachter zwischen dem Grün der Bäume immer wieder Ausblicke auf das Mittelalter boten.

<sup>19</sup> StAL E 236 Bü 3761, 27. März 1851; 18. April 1851; 8. November 1852. – EHLERS, GRIEB 1997, S. 13–20. – EHLERS 1999.

Den Bewohnern und Seminaristen teilte sich die neue Interpretation des Klosters als Denkmal besonders einschneidend mit, als 1841 die bislang öffentlich zugängliche Kirche und der Kreuzgang für die Allgemeinheit abgeschlossen wurden. Außerhalb der Gottesdienstzeiten standen diese Denkmäler nur noch den Reisenden offen, Aufsichtspersonal wurde eingestellt<sup>20</sup>. Schutt und Unrat, die sich im Kreuzgang und um die Kirche herum angesammelt hatten, wurden abgeräumt, und die Gebäude wurden gereinigt. Von den Dorfbewohnern und Seminarbediensteten war der Kreuzgangbereich bis dahin intensiv genutzt worden<sup>21</sup>. Pachtverträge für Keller, Abstellräume und Werkstätten wurden gekündigt<sup>22</sup>. 1837 wurde das Holzlager des Seminars aus dem künstlerisch nun sehr hoch geschätzten Herrenrefektorium zunächst *in die Halle links neben dem Durchgang*<sup>23</sup> und 20 Jahre später, als der Denkmalwert auch dieser *Halle* erkannt wurde, in den Fruchtkasten im Klosterhof verlegt. Neue Wertschätzung erfuhr auch die Frateria. Der Baderaum für die Seminarzöglinge, der hier in der sogenannten Geißelkammer eingerichtet war, wurde entfernt und im oberen Stockwerk neu eingerichtet<sup>24</sup>. Umstritten war der Denkmalwert des 1493/95 errichteten Oratoriums, das in die Seminarnutzung einbezogen war. Zunächst konnte *im innern desselben weder an den Wandungen, noch am Plafond, noch am Fußboden noch an den Fenstern* etwas entdeckt werden, *das der höheren Baukunst angehört*<sup>25</sup>.

### Die kunst- und baugeschichtliche Rezeption

Denkmalpflege setzt Denkmalkennntnis voraus. Bauuntersuchung, Quellen- und Stilkritik sowie die geschichtliche Einordnung waren Methoden, die sich erst allmählich etablierten, um Kenntnisse über die Denkmäler und die zur Instandset-

<sup>20</sup> StAL E 236 Bü 3761, 27. Dez. 1841; 18. Juli 1842; Kommentar des Pfarramtes Maulbronn zum Erlaß vom 27. Dezember 1841: Mit der Verschließung des Kreuzgangs sollte nur der Mißbrauch unterbunden, nicht aber der Gebrauch aufgehoben werden, daß *bei solcher Deutung consequenterweise auch den Fremden, die diese Alterthümer zu beschauen kommen, die Gänge verschlossen gehalten werden müßten*, aber, *wenn sie Jahraus Jahrein dem Anschauen verschlossen gehalten werden, die Erhaltung und Herstellung derselben keinen erkennbaren Zweck habe*. Deshalb sollte *so wie für Fremde, die die Kunstalterthümer zu sehen hierher kommen, so auch für die hiesigen Ortseinwohner der Kreuzgang als Kirchgang an Sonn- Fest- und Feiertagen, jedoch in beiden Fällen unter Aufsicht eines verantwortlichen Dieners, geöffnet werden*. 29. August 1842.

<sup>21</sup> StAL F 98/623 (Grundbuch); E 236 Bü 3761, 9. Dezember 1841.

<sup>22</sup> StAL E 236 Bü 3761, 27. Dezember 1841; 5. Januar 1842.

<sup>23</sup> StAL E 236 Bü 3761, 4. April 1837; 19. August 1837; 27. Oktober 1837.

<sup>24</sup> StAL E 236 Bü 3761, 9. Dezember 1841; 5. Januar 1842; 17. Februar 1842; 5. Juli 1842; 27. Januar 1859: *Als neuer Antrag ist der Ausbruch der zugemauerten Lichtöffnungen in der Geißelkammer gegen dem Abteigärtchen eingebracht, da dieser Raum, in welchem noch viele Reste von Fresco Malereien sichtbar sind, so dunkel ist, daß diese Fresken welche der Betrachtung werth sind, nicht wahrgenommen werden können*.

<sup>25</sup> LKAS A 32/83, 18. Januar 1835.

zung angemessenen Techniken zu erwerben. Die *Beschreibung des Oberamts Maulbronn* erschien 1841<sup>26</sup>, die erste Maulbronn-Monographie von Karl Klunzinger 1849<sup>27</sup>. Klunzinger hatte nicht nur die in den Archiven ruhenden Urkundenbestände zusammengetragen und für die Klostergeschichte ausgewertet; er beschrieb darüber hinaus die im Kloster selbst vorhandenen Inschriften und Grabplatten. Die zweite Auflage seiner *Artistischen Beschreibung* von 1853 stellte er einer Serie von Bauaufnahmen und Ansichten voran, die Friedrich Eisenlohr zusammen mit Schülern vom Polytechnikum in Karlsruhe in den im Rahmen der auch heute noch jährlich stattfindenden Pfingstexkursion gefertigt hatte<sup>28</sup>. Die dritte Auflage von 1856 in kleinem Format war als handlicher Führer für Touristen gedacht, eine vierte erschien bereits 1861.

Jakob August Lorent, der 1866 die erste photographische Bilddokumentation zu Maulbronn vorlegte, nennt im Textteil seiner *Denkmale in dem Königreiche Württemberg*<sup>29</sup> erstmals auch die Wirtschaftsgebäude im Klosterhof, kommt aber rasch zur Kirche, denn, so schreibt er, *ist im Allgemeinen der Total-Eindruck des Klosterhofes mit seinen meist neu übertünchten Häusern modern zu nennen, selbst das Kloster vermag nicht, durch seine im prächtigen Farbenwechsel spielende Mauern den schönen Schimmer der Antike über die Umgebung zu verbreiten, denn eine Gruppe von anderthalbhundertjährigen Linden, verbirgt mit ihren mächtigen Kronen die westliche Façade. [...]. Den pittoresken Komplex alter Gebäude im Osten mit dem heruntergekommenen Pfründhaus, einem Fachwerkbau des 15. Jahrhunderts, wiederum empfahl er dem künstlerischen Wanderer ausdrücklich als Sehenswürdigkeit (Abb. 4).*

Eduard Paulus d. J. legte 1873 eine monographische Neubearbeitung des Klosters als Folio-Werk mit detaillierten Bauaufnahmen und wichtigen Ergebnissen zur Bauforschung vor<sup>30</sup>. Mit seiner überhöhenden Prosa trug er in hohem Maß dazu bei, daß diese Baugeschichte auch breitere Leserkreise für Maulbronn zu begeistern vermochte.

Die bau- und kunsthistorischen Arbeiten des 19. Jahrhunderts bilden zusammen mit der Bauanalyse Adolf Mettlers zur Klausur (1909) und seiner Studie zur Gesamtanlage (1934/35)<sup>31</sup> noch immer die Grundlage der heutigen Kenntnis des Baubestandes. Das bedeutet aber auch, daß über die Klosterkirche und Teile des Klausurbereiches hinaus noch immer erstaunlich wenig über Maulbronn bekannt ist. Die Wehranlage, der Seminartrakt und der dicht bebaute Klosterhof fanden bis in die neueste Zeit seitens der Forschung kaum Beachtung<sup>32</sup>. Im Klosterhof

<sup>26</sup> SCHOTT 1841.

<sup>27</sup> KLUNZINGER 1849.

<sup>28</sup> EISENLOHR 1853. – StAL E236 Bü 3761, 4. Juni 1851.

<sup>29</sup> LORENT 1866.

<sup>30</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Neckarkreis.

<sup>31</sup> METTLER 1909, S. 1–159. – DERS. 1927. – DERS. 1935, S. 84–110.

<sup>32</sup> Vgl. hierzu DIRUF 1983. – DERS. 1997. – LUTZ 1997.



Abb. 4: *Das Pfründhaus im östlichen Klosterhof. Jakob August Lorent, Photographie 1865*

des 19. Jahrhunderts war ein reges ländliches Leben zu Hause mit vielseitiger und erschöpfender Nutzung der vorhandenen Gebäude und Freiflächen – ein Dorf also, wie es überall im Land zu finden war und deshalb leicht übersehen werden konnte.

### **Die erste Instandsetzung in der Mitte des 19. Jahrhunderts**

Die neu gewonnenen Kenntnisse steigerten die Bedeutung der Denkmäler für die „vaterländische Geschichte“ und leisteten so einen Beitrag zur Befriedigung des Prestigebedürfnisses des Landesherrn, der dafür seinerseits bereitwilliger die Finanzierung kostspieliger Instandsetzungsarbeiten übernahm. Die baugeschichtliche Beschäftigung mit Maulbronn setzte etwa zeitgleich mit der Institutionalisierung der Denkmalpflege im Königreich Württemberg in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein<sup>33</sup>.

1858 erfolgte die Berufung von Konrad Dietrich Haßler zum ersten Konservator der *vaterländischen Kunst- und Alterthumsdenkmale*. Mit der Ernennung eines ausgebildeten Theologen und Orientalisten wurde in Württemberg ein neuer,

<sup>33</sup> KRINS 1983.



Abb. 5 a: *Das Herrenrefektorium vor der Restaurierung (Blick nach Süden). Lithographie nach einer Zeichnung von Friedrich Eisenlohr 1856*

unüblicher Weg beschritten, der weg von der gestalterischen Architekten-Denkmalpflege führte und das Erkennen und Bewahren in den Mittelpunkt stellte. Vielleicht ist es den von Haßler gesetzten Maßstäben zu verdanken, daß sich die Altertumsfreunde der Maulbronner Klosteranlage zunächst vorsichtig näherten und vergleichsweise behutsam mit ihr umgingen.



Abb. 5 b: *Das Herrenrefektorium nach der Restaurierung (Blick nach Norden). Jakob August Lorent, Photographie 1865*

### Reparaturen im Klausurbereich

Um 1840, zeitgleich mit dem neu entstandenen kunsthistorischen Interesse und dem wirksamen Auftreten der Kunst- und Altertumsvereine, setzte die erste, konsequent durchgeführte Instandsetzung von Kirche und Klausur ein. Man hatte erkannt, daß als vordringliche Aufgabe das Mauerwerk konstruktiv gegen Feuchte zu schützen war<sup>34</sup>. Durchgehend wurde für die Ableitung des Regenwassers gesorgt, neue Kandeln wurden verlegt, die Dächer ausgebessert. Der Klausurbereich galt in vielerlei Hinsicht als reparaturbedürftig<sup>35</sup>. Die Wiederherstellung der schadhafte Fußböden standen ebenso auf dem Instandsetzungsprogramm wie der Beschädigungen am Mauerwerk, an architektonischen Details und am Zierat. An den Bauführer, der vor Ort die Arbeiten überwachen sollte, wurden besondere Anforderungen gestellt: [...] *es muß hierbey ein junger Mann*

<sup>34</sup> StAL E 236 Bü 3761, 17. Februar 1842.

<sup>35</sup> StAL E 236 Bü3761 – ASM Bd.129, 130.

aus erlesen werden, welcher sich mit besonderer Vorliebe den Studien der gotischen und byzantinischen Baukunst hingegeben hat<sup>36</sup>.

Bereits Friedrich Weinbrenner hatte für die Architektur des *Rebenthal* genannten Herrenrefektoriums bewundernde Worte gefunden. Allerdings waren in der zweischiffigen Säulenhalle die Holzvorräte des Seminars gelagert, so daß *der Kunstfreund gehindert wird, es zu untersuchen und zu betrachten*<sup>37</sup>. 1837 begann die Ausräumung und Instandsetzung der Halle, die gleich nach der Kirche als größte Sehenswürdigkeit Maulbronn's galt. Die vermauerten Fenster wurden geöffnet und neu verglast, der Fußboden auf *das frühere Niveau* tiefergelegt (Abb. 5 a, b), Wände, Säulen Fensterlaibungen und Gewölbe ausgebessert und gereinigt, ein Ofen in der Nische an der östlichen Wand entfernt und eine neue Eingangstür hergestellt. Außerdem mußten im Kniestock Zangen eingebracht werden, die ein Ausweichen der Mauern unter der Dachlast verhindern sollten. Als die Arbeiten abgeschlossen waren, war das Königreich Württemberg durch ein Halle bereichert, der nach *Dimensionen und grosartigen Verhältnissen, sowie Kühnheit der Wölbungen keine gleiche in unserem Vaterland an die Seite gestellt werden könnte*<sup>38</sup>.

Repariert wurde auch der Fachwerkgiebelaufbau über dem nördlichen Kreuzgangflügel, in dem die Wohnung des Famulus untergebracht war<sup>39</sup>; erst 1896 wurde der zwerchdachartige Aufbau abgebrochen. Ein Besuch des Königs, der Kritik an den Gemüsebeeten im Kreuzgarten erhoben hatte, gab Anlaß für die Neubeepflanzung als Ziergarten<sup>40</sup>. Da Kirche und Klausur nun für die Bewohner und Seminaristen nicht mehr ohne weiteres zugänglich waren und als Durchgang benutzt werden konnten, mußte ein Erdhügel, der auf der Nordseite von Refektorium und Dorment die Verbindung zwischen westlichem und östlichem Klostergelände versperrte, abgetragen werden; der Hauptzugang zum östlichen Klosterbereich und zum Seminar führte nun nördlich um die Klausur herum<sup>41</sup>.

Einer sorgfältigen Reparatur, der eine aufwendige Schadensanalyse voranging, ist es zu verdanken, daß der Westflügel des Kreuzgangs, der vom Einsturz bedroht war, erhalten blieb<sup>42</sup>. Im 16. Jahrhundert war über der *Halle neben dem Durchgang* der mehrstöckige Fachwerkaufbau für die Unterbringung des Oberamtsgerichtes erstellt worden. Die Mehrbelastung durch den Aufbau und die Veränderung des Lastabtrags im Dachbereich des Kreuzgangs hatte zum Ausweichen der Außenmauer geführt. Dem versuchte man zunächst durch einen vorge-

<sup>36</sup> StAL E 236 Bü 3761, 26. Februar 1842.

<sup>37</sup> HStAS E 222, Bü 262, Bl. 10. Zitat Weinbrenner: *Dieser Speisesaal werde noch, wenn tausend neuere Bauten in Staub zerfallen, der Gegenstand künstlerischer Bewunderung seyn.*

<sup>38</sup> HStAS E 222, Bü 262, Bl. 4, 4. September 1837.

<sup>39</sup> StAL F 1/67 Bü 132; E 236 Bü 3761, 22. Juni 1821.

<sup>40</sup> StAL E 236 Bü 3761, 4. November 1852; 15. Dezember 1852.

<sup>41</sup> StAL E 236 Bü 3761, 26. Februar 1842.

<sup>42</sup> StAL E 236 Bü 3761, 13. Februar 1859; 27. Juni 1859.

legten Strebepfeiler zu begegnen, bewirkte dadurch aber eine Verschlimmerung des Zustandes: *Es scheint [...] die Annahme begründet, daß die massigen Strebepfeiler, welche vor etwa 50 Jahren mit den Baustyl der Kreuzgänge verböhnender Geschmacklosigkeit aufgeführt wurden, ihren Zweck dem Ausweichen der Schildmauer zu begegnen völlig verfehlten, und dem weiteren Ausweichen nur Vorschub geleistet haben, indem die schwere Last dieser Pfeiler auf das Fundament und den unteren Teil der Schildmauer solche Pressungen ausüben mußte, daß das Ausweichen der Schildmauer von Jahr zu Jahr sich vermehrte*<sup>43</sup>.

Also wurde der Pfeiler abgetragen, das Mauerwerk unterfangen und einschließlich der Gewölbe repariert. Um die aus der Dachlast abzutragenden Kräfte zu verringern, erhielt der Kreuzgang anstelle des Pultdaches ein Satteldach. Noch heute läßt sich diese Reparatur anhand der Numerierung der Steine auf der dem Kreuzgarten zugekehrten Seite nachvollziehen. Auffallend ist die sorgfältig ausgeführte Ausbesserung des Maßwerks, die sich auf einzelne Steine und kleine Partien beschränkt. Sie unterscheidet sich grundsätzlich von den am Nordflügel vorgenommenen Arbeiten, wo komplette Bogenformationen neu eingefügt wurden.

Der kunsthistorischen Forschung war es zu verdanken, daß in der Jahrhundertmitte die Bedeutung der eben erwähnten *Halle links neben dem Durchgang* erkannt und entsprechend gewürdigt wurde. Bis dahin als Keller und Holzlege benutzt und auch als *Oberamtsgerichtskeller* bezeichnet, wurde der Raum nun als Laienrefektorium identifiziert und den *sachverständigen Besuchern der alten Bauwerke des Klosters zur unverkümmerten Besichtigung zugänglich gemacht*<sup>44</sup>.

### Klosterkirche

Der Bauzustand der als *Sommerkirche* bezeichneten Klosterkirche wurde stets im allgemeinen als gut bezeichnet<sup>45</sup>. Außer einer gründlichen Reparatur am Kirchturm<sup>46</sup> sind größere Baumaßnahmen nicht beschrieben; es sollten *nur Verschönerungsarbeiten* vorgenommen werden, die 1865 begannen und vor allem die Ausstattung betrafen<sup>47</sup>. Die gewünschte Wiederbeschaffung der mittelalterlichen Chorverglasung, die Herzog Carl Eugen um 1780 in der Schloßkapelle von Ho-

<sup>43</sup> StAL E 236 Bü 3761, 11. August 1858.

<sup>44</sup> StAL E 236 Bü 3761, 8. Juli 1859.

<sup>45</sup> StAL E 236 Bü 3761, 17. Februar 1842; 26. Februar 1842; 5. Juli 1842; 9. April 1851.

<sup>46</sup> HStAS E 221 Bü 3144, 6. Oktober 1840.

<sup>47</sup> LKAS A 29/2783, 5. Juli 1865: *Nachdem seit einer Reihe von Jahren die sowohl in kunsthistorischer als artistischer Beziehung interessanten und werthvollen Gebäulichkeiten der früheren Cistercienser Abtei Maulbronn zum größten Theil von Zuthaten befreit und in ihrer ursprünglichen Form aus Staatsmitteln wiederhergestellt worden sind, wird eine solche Restauration nunmehr auch mit dem interessantesten Theile der Maulbronner Baudenkmale, mit der Klosterkirche beabsichtigt, [...].*

henheim hatte einbauen lassen, war freilich nicht mehr möglich<sup>48</sup>. Statt dessen sollte das prachtvolle Maßwerkfenster im Chor eine neue Farbverglasung mit figürlichen Darstellungen nach Entwürfen von Professor Neher aus Stuttgart erhalten (Verkündigung, Anbetung der Könige, Taufe Christi, Darstellungen der Kirchenstifter). Letztlich entschied man sich 1870 dann doch für eine zunächst als zu monoton empfundene Verglasung mit Teppichmusterdekor durch den Stuttgarter Hofglasmaler Wilhelm<sup>49</sup>.

Fast wären dem Schönheitssinn der Kreisbauverwaltung die romanischen Kirchenportale zum Opfer gefallen. Ein Antrag, diese ob ihre *erbärmlichen Zustandes* allenfalls für eine *Dorfkelter* passenden Portale durch neue zu ersetzen, wurde aus nicht näher genannten Gründen abgelehnt<sup>50</sup>. Als besonders seltene, erhaltenswerte Exemplare bezeichnete und beschrieb sie wenige Jahre später Eduard Paulus.

### Die Instandsetzung – eine zukunftsorientierte Investition

Insgesamt zog sich diese erste Instandsetzung von Kirche und Klausur bis 1869 hin und schloß die Restaurierung von Oratorium und Parlatorium ein. Die Maßnahmen beschränkten sich im großen und ganzen auf Reparaturarbeiten im besten Sinn. Daß aber auch dabei Geschichtsspuren verwischt und entfernt wurden, fiel schon dem Zeitgenossen Karl Klunzinger auf. Im Vorwort zur dritten Auflage seiner *Artistische[n] Beschreibung* kommentiert er die ausgeführten Arbeiten: *Und an Stoff zu einer neuen Bearbeitung fehlte es nicht, denn in den letztverfloßenen Jahren ist durch sorgfältige Instandsetzung der Gelasse manches Kunstwerk zugänglicher gemacht und Mehreres neu zu Tag gebracht worden. Dagegen wurde einige Jahre früher eine beklagenswerthe Restauration des Kreuzgangs und des Kapitelsaals vorgenommen, indem eine nicht unbedeutende Anzahl von zum Theil noch gut gehaltenen Grabsteinen dem Streben nach Verschönerung zum Opfer gebracht wurde*<sup>51</sup>.

Für wen die kostspielige Instandsetzung betrieben wurde, steht als Argumentationshilfe in den jeweiligen Bewilligungsgesuchen der Kreisbauverwaltung: *Besonders wird es allen Altertumsfreunden erfreulich seyn, wenn sie vernehmen, daß die so ordentlich schöne [sic!] architektonischen Kunstwerke, die aus der Zeit des Mittelalters auf uns gekommen sind, restauriert werden dürfen*<sup>52</sup>. Die Instandsetzung war eine zukunftsorientierte Investition. Denn zu dieser Zeit zählte man auf den Ausbau der Eisenbahnlinie, die den verstärkten Ansturm der Rei-

<sup>48</sup> StAL E 236 Bü 3761, 9. Dezember 1841; 5. Januar 1842; 9. April 1851.

<sup>49</sup> LKAS A 29/2783, 22. Januar 1866; A 26/291.

<sup>50</sup> StAL E 236 Bü 3671, 8. November 1852.

<sup>51</sup> KLUNZINGER 1849, S. V, VI. – LORENT 1866, S. 62.

<sup>52</sup> StAL E 236 Bü 3761, 4. Juni 1851; 11. Oktober 1845; 4. Mai 1857; 27. Januar 1859.

senden unmittelbar zum Kloster führen und auch ausländisches Publikum nach Maulbronn bringen sollte.

### Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern

Den Bezug Maulbronnns zu den Stauferkaisern stellte schon 1841 Albert Schott in seiner *Beschreibung des Oberamts Maulbronn* her<sup>53</sup>. Schott stilisierte den Klostergründer Walter von Lomersheim zum Kreuzritter und treuen Begleiter Konrads III.: *Er [Walter] mochte mit König Konrad, der schon als Herzog von Franken sein Führer gewesen war, auf den Heereszügen nach Palästina (1124), nach Italien (1128), zuletzt am Neckar und Rhein, wider die Sachsen und Baiern, manchen heißen Tag erlebt, auch die Treue der Weinsberger Weiber mit bewundert haben (1140); vielleicht hatte er seine Brüder und Söhne vor sich hinwelken sehen, war zu alt, um abermals ausziehen, und wollte doch Gott noch dienen. Was konnte er besseres thun, als wenn er ihm seine Habe weihte und sich damit zugleich ein ruhiges Alter in heiliger Gesellschaft erwarb*<sup>54</sup>? Daß der Bezug zwischen Denkmal und Vaterland besonders hervorgehoben und im Zweifelsfall auch neu konstruiert wurde, gehörte im Umgang mit den alten Bauwerken zum guten Ton.

Als jedoch Eduard Paulus 1873 das württembergische Konservatorenamt übernahm, rückte Maulbronn in den Kreis derjenigen Denkmäler, die gezielt für die Propagierung der Reichsidee in Anspruch genommen wurden. Seit 1871 lag das Kernland der Stauferkaiser, aus denen das neu gegründete Deutsche Reich seinen Herrschaftsanspruch schöpfte, im Königreich Württemberg, so daß aus dem vaterländischen Stolz der Schwaben ein nationaler wurde. Eduard Paulus war nur einer unter zahlreichen Geschichtsgelehrten, Kunst- und Architekturschaffenden im Land, die zu den glühenden Verehrern der Staufer-Kaiser zählten. Seiner schwärmerischen Phantasie und seinem Ehrgeiz bot das malerische Maulbronn eine Herausforderung, an der er nicht einfach vorbeigehen konnte. So kam es, daß im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts an der Klosteranlage erhebliche gestalterische Eingriffe in Sinn der Rückrestaurierung vorgenommen wurden.

### Die zweite Instandsetzung am Ende des 19. Jahrhunderts

#### Rekonstruktion und Rückbau des Laienflügels

Schon 1859 waren im Laienrefektorium Gewölbeschäden und ein teilweises Aufspalten der Säulen registriert und diese mit einer Notsicherung versehen wor-

<sup>53</sup> SCHOTT 1841, S. 10.

<sup>54</sup> Zit. nach EHLERS 1997 a.

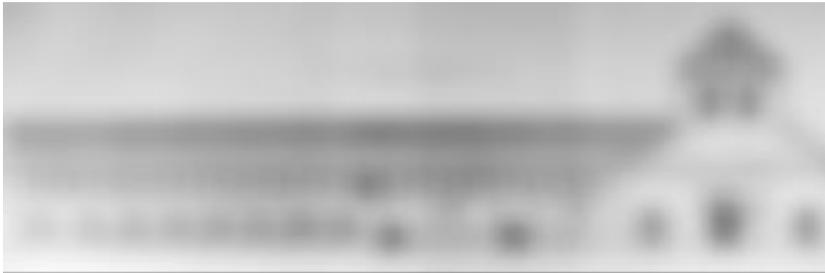


Abb. 6a: *Rekonstruktion der Westfassade von Klosterkirche und Laientrakt. Eduard Paulus, 1873*



Abb. 6b: *Ansicht des Westflügels vor dem Umbau. Die vorgelagerte Speisemeisterei und der Fachwerkaufbau des Oberamtsgerichtes sind mit Buchstaben für den Abbruch gekennzeichnet. 1891*

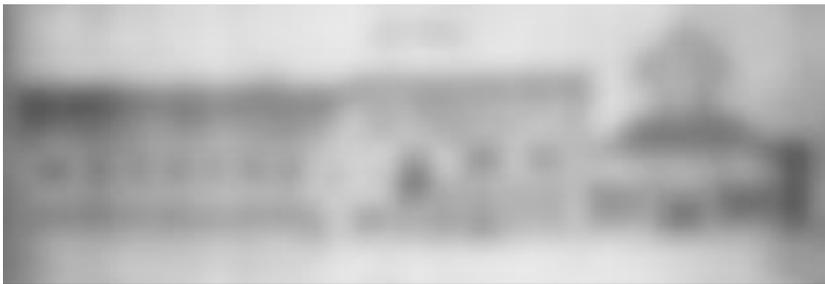


Abb. 6c: *Ansicht der Klosteranlage von Westen nach Abbruch der Speisemeisterei und Rekonstruktion des Geschosses über dem Laienrefektorium in romanischen Formen. 1896/98*

den<sup>55</sup>. Aber erst jetzt wurde der Fachwerkaufbau des Oberamtsgerichtes optisch als störend empfunden und deshalb abgetragen.

Zunächst hatte Paulus entsprechend den noch vorhandenen baulichen Resten für die Westansicht des Klosters einen Zustand rekonstruiert, wie er wohl am

<sup>55</sup> StAL E 236 Bü 3761, 6. Okt. 1859.

Ende des 12. Jahrhunderts bestanden haben konnte: Der Kirche war das Paradies noch nicht vorgelegt. Nördlich schließt sich der Laientrakt an, dessen Dormitgeschoß in gelbem Sandstein errichtet war. Der Zugang erfolgte über das noch vorhandene sogenannte Kalenderportal, dessen auffallend mächtige Rahmung mit Wulstprofil in das geschoßunterteilende Gesims übergeht. Links und rechts des Portals schließen sich schmale rundbogige Fenster an, von denen sich die beiden südlichen in situ erhalten haben, das nördliche wurde bei der Umgestaltung der Treppenanlage hier eingebaut<sup>56</sup>. Dieses Steingeschoß wurde vermutlich im 16. Jahrhundert, als über der nördlichen Hälfte des Flügels der Fachwerkaufsatz errichtet wurde, in größeren Teilen abgetragen und ebenfalls durch ein Fachwerkgeschoß ersetzt.

In den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts machte man sich nun an den Rückbau des Laientrakts (Abb. 6 a–c). Bei so aussagekräftiger Befundlage wäre es eigentlich naheliegend gewesen, das Laiendormitorium tatsächlich als einfaches Steingeschoß mit schmalen, in gleichmäßigem Abstand aneinandergereihten Fensteröffnungen zu rekonstruieren. Erstaunlicherweise diente als Grundlage für den durch Albert Beger, Baurat der königlichen Domänenverwaltung, ausgeführten Umbau aber nicht die Rekonstruktion, die Paulus anhand der romanischen Architekturfragmente vorgenommen hatte; ein vollständig neuer Entwurf wurde vorgelegt: Mit axial gruppierten gekuppelten Fenstern und abschließendem Bogenfries ahmt er nun im *Rundbogenstil* den Formenschatz anspruchsvoller Palas-Architektur nach.

Rechtfertigung für diese eigenwillige und bereits unter den Zeitgenossen umstrittene Abänderung boten scheinbar die romanischen Restbestände der ehemaligen Infirmerie an der Ostseite des Klausurgevierts. Vom Krankenbau des 12. Jahrhunderts sind Teile des Erdgeschosses erhalten geblieben, an dessen Südseite sich zwei Biforien zum Abtsgarten hin öffnen. Für das neue Laiendormitorium werden diese Biforien, die Ulrich Knapp stilistisch mit dem Palas der Kaiserpfalz in Wimpfen und dem Westbau des Doms in Worms in Verbindung bringt, fast wörtlich zitiert<sup>57</sup>. Die Absicht, die sich hinter dieser vermeintlichen Rekonstruktion verbirgt, ist freilich offensichtlich: Die gesamte Westansicht trägt nun den Repräsentationsanspruch staufischer Herrschaftsarchitektur zur Schau (Abb. 7). Somit geriet am Ende des 19. Jahrhunderts die Westansicht so eindeutig wie noch nie zur klösterlichen Schaufassade.

Der Vorliebe für die neu erfundene Staufer-Architektur fiel darüber hinaus der Treppenaufgang aus spätgotischer Zeit zum Opfer. Er störte das auf Einheitlichkeit fixierte Raumempfinden und wurde durch einen Neubau in spätromanischer Formensprache ersetzt. Auch im Innern wurde das Laienrefektorium durchgreifend restauriert: Alle Zwillingssäulen wurden ausgewechselt, die Kapitelle kopiert und die Gewölbe erneuert.

<sup>56</sup> KNAPP 1997, S.73.

<sup>57</sup> Ebd., S. 65 f.



Abb.7: *Laienflügel von Westen. Photo 1996*

Für die freie Sicht auf das neu gestaltete Bauwerk mußte nun auch die Speisemeisterei, ein dem Laienrefektorium vorgelagertes Gebäude des 18. Jahrhunderts, abgerissen werden (vgl. Abb. 6 b). Voraussetzung für den Abbruch war die Neueinrichtung des Küchenbaus östlich am Refektorium, wo er auch schon zu klösterlicher Zeit bestanden hatte. Bis zum erneuten Umbau um 1970 strahlte dieser neue Küchenbau innen wie außen seiner Formensprache nach biedere Burgenromantik aus, die uns ständig an Wirtshausbauten der Jahrhundertwende begegnet.

#### **Abbruch der Famulus-Wohnung**

Zur gleichen Zeit verschwand auch das sogenannte Schlössle, der bereits erwähnte Giebelaufbau über dem Kalefaktorium (Abb. 8 a, b). Argumentativ wurde der marode Zustand des Gebäudes für den Abriß ins Feld geführt. Im Grund stand dieser Aufbau nicht nur optisch dem ungestörten Blick auf die mittelalterliche Klosteridylle im Weg; mehrfach gingen Beschwerden über Verunreinigungen im Kreuzgarten ein – kurz, die alltägliche Betriebsamkeit eines Hinterhofs störte an dieser Stelle die weltabgeschiedene Ruhe des Klausurgevierts erheblich<sup>58</sup>.

#### **Klosterkirche**

Die Ausstattung der Klosterkirche erfuhr ebenfalls einige Veränderungen. Chorgestühl und Dreisitz wurden repariert, wobei vor allem der letztere phantasie-

<sup>58</sup> ASM Bd. 129, 1. Juli 1895.



Abb. 8 a: Nordflügel des Klosters vor den Baumaßnahmen Ende des 19. Jahrhunderts, mit den Fachwerkaufbauten über dem Laienrefektorium und dem Kalefaktorium. August Berger 1891



Abb. 8 b: Plan von 1891 für den Umbau des Nordflügels, ausgeführt 1896/98

volle Ergänzungen im neugotischen Stil erhielt<sup>59</sup>. Die Fenster im Mittelschiff des Langhauses erhielten eine neue Verglasung. Der Plan, über den romanischen Chorschranken eine Empore samt Brüstungen in romanischen Formen zu errichten, wurde nicht ausgeführt<sup>60</sup>. 1879/80 sind an den Wandgemälden Restaurierungsarbeiten vorgenommen worden, deren Analyse bis heute aussteht<sup>61</sup>.

<sup>59</sup> LKAS A 26/291. Ausführung durch Bildhauer Gloss (Closs?), Stuttgart.

<sup>60</sup> An dieser Stelle soll bereits in spätgotischer Zeit, als die romanischen Chorschranken zum Lettner ausgebaut wurden, eine Empore errichtet worden sein, die einerseits auf den Chorschranken, zur anderen Seite auf dem Chorgestühl aufgelegt haben soll. Sie wäre über eine hölzerne Wendeltreppe vom Chor aus erreichbar gewesen und soll um 1890 wieder entfernt worden sein. Nachgewiesen ist die Existenz dieser spätgotischen Empore bislang nicht.

<sup>61</sup> LKAS A 26/291.

### Der Brunnen im Kreuzgang

Dem schöpferisch veranlagten Paulus lag besonders die Wiederherstellung des Brunnens in der Brunnenkapelle des Kreuzgangs am Herzen (Abb. 9 a, b)<sup>62</sup>. Vom mittelalterlichen Brunnen hatte sich hier noch die unterste, aus einem Stein gehauene Sandsteinschale erhalten. Den sogenannten Abtsbrunnen im östlichen Klosterhof vor dem Oberamtshaus, dem ehemaligen herzoglichen Jagdschloß, hatten die Gelehrten als alten Aufbau des Brunnens im Kreuzgang identifiziert. Es lag wohl in Paulus' Absicht, diese Schalen wieder zusammenzuführen. Als Aufsatz für den Brunnen im Kreuzgang war die Steinschale vom Abtsbrunnen jedoch ungeeignet. An ihrer Stelle wurde eine zum Bronzaufsatz vermittelnde, frei rekonstruierte Steinschale mit wasserspeienden Löwenköpfen eingefügt; die Steinschale vom Abtsbrunnen fand als Blumenkübel im Kreuzgarten Verwendung.

Die Frage, ob diese Wiederherstellung richtig sei, diskutierte und beantwortete Adolf Mettler schon 1909: Für eine durch übereilte Rekonstruktion entstandene Fälschung des mittelalterlichen Brunnens in der Brunnenkapelle wurde *ein wertvolles gefälliges Denkmal des Mittelalters zerstört*, nämlich der Abtsbrunnen<sup>63</sup>. Auf dessen Platz vor dem ehemaligen herzoglichen Schloß, dem Oberamtshaus im östlichen Klosterhof, kam ein neuer Brunnenstock in gotischen Formen. Der Brunnen im Kreuzgang ist heute aus dem Kloster nicht mehr wegzudenken. Als poetischer Schmaus für Augen und Ohren wurde er zu Maulbronns unverrückbarem Wahrzeichen.

*Werfen wir noch, vor dem Scheiden, einen Blick über das Kloster hin; klar und bestimmt [...] zeigt es uns die Entwicklung, das Wachsen, Blühen und Ausblühen des Mittelalters. [...] Wie im Besonderen, so gibt auch im Großen Stil und Stellung der verschiedenen Bauwerke immer neue stimmungsvolle Einblicke, überraschende Durchsichten, malerische Gruppen; und dabei sind diese Bilder der Kunst meistens nicht allein, sondern unauflöslich verknüpft mit denen der Natur und prägen sich deßhalb um so unauslöschlicher in die Seele; sei es, daß wir Rast halten unter den Linden, vor uns die Vorhalle mit den rohrschlanken Säulen, im Garten des Kreuzgangs wandeln bei blühenden Rosenbüschen und dem Gemurmel des dreischaligen Brunnens oder im großen Ephoratsgarten unter rauschenden Wipfeln am epheuumspannenen Faustthurme träumen, bestaunend den Ernst der Kreuzarme der Kirche, oder daß wir einsam im Abendroth über dem Spiegel des tiefen See's nur noch die Spitzen des Klosters auftauchen sehen. Am schönsten im Herbst, wenn die Blätter fallen und die Vergänglichkeit des Naturlebens zusammenstimmt mit dem Geist, der diese von der Zeit verlassenen Hallen mit sanfter Wehmuth durchflüstert*<sup>64</sup>.

<sup>62</sup> PAULUS 1873–1879, S. 59 f.

<sup>63</sup> METTLER 1909, S. 127–141.

<sup>64</sup> PAULUS 1873–1879, S. 98–100.

## Ästhetik, neue Werkstoffe und Macht

Nicht nur die Konzepte der Heimatschutzbewegung, auch neue Baustoffe und Technologien kamen in der nächstfolgenden Instandsetzung der Maulbronner Klosteranlage zur Anwendung. Die Arbeiten dieser Instandsetzungsphase wurden zwischen 1919 und 1938 durch Oberbaurat Fridolin Rimmele, dem Leiter des Bezirksbauamts Heilbronn, ausgeführt<sup>65</sup>. Das Engagement des Oberbaurats und sein Tatendrang wurde von Richard Schmidt, dem zuständigen Konservator des Landesdenkmalamts, taktvoll, aber nicht immer erfolgreich gelenkt und in Zaum gehalten<sup>66</sup>.

Rimmeles Blick ging vom moralischen Standpunkt des ästhetisch geschulten Bildungsbürgers aus, er hatte aber trotz aller Volkstümelei, Mystizismus und auch politischem Konformismus ein umfassendes Verständnis für Problemzusammenhänge. Neue Werkstoffe, die das 20. Jahrhundert hervorgebracht hatte, kamen bei den Restaurierungsmaßnahmen zur Anwendung: Zement, Eisenbelegungen, Stahlbeton und Kunststoffe wurden eingebracht.

Aber auch mit neuen Inhalten wurde das Baudenkmal belegt. *Ordnung, Sauberkeit* und *Ästhetik* wurden nun der Klosteranlage abverlangt. Das Steigern des künstlerischen Wertes hieß für Rimmele immer noch Rückbau in vermeintlich ursprüngliche Formen; später Hinzugebautem begegnete er ungnädig. Gemäß dem Spruch, daß die Söhne die Leistungen ihrer Väter verkennen, konnte der Oberbaurat den gestalterischen Eingriffen und Hinzufügungen des 19. Jahrhunderts keine Wertschätzung angedeihen lassen. Restaurieren hieß nun auch Entfer-

<sup>65</sup> Am Ende seiner dienstlichen Laufbahn verfaßte Rimmele zwei Typoskripte (heute in der Bibliothek der Oberfinanzdirektion Karlsruhe). Das erste von 1938 enthält eine ausführliche Beschreibung der durchgeführten Bau- und Restaurierungsmaßnahmen, im zweiten (1950/51) sind die eigenen und die Erinnerungen des Klosterführers Gottfried Schempff an zahlreiche, heute verschwundene Details der Ausstattung und der Baulichkeiten festgehalten. Auf diese beiden Manuskripte und auf ein bei der Außenstelle Karlsruhe des Landesdenkmalamts ruhendes Aktenkonvolut zur Instandsetzung der Klosterkirche bezieht sich die nachfolgende Zusammenfassung.

<sup>66</sup> LDAK, Ortsakten Maulbronn. Instandsetzung der Klosterkirche. Brief Schmidts an Rimmele, 5. Juli 1932: *Da es Ihrer Tatkraft gelungen ist, für die Pflege des Klosters Maulbronn namhafte Mittel flüssig zu machen, ist es auch Ihr Verdienst, dass im Kloster viel geschieht. Die kommenden Geschlechter werden Ihnen dafür dankbar sein. Es wäre aber schade, wenn an den mit beträchtlichen Mitteln durchgeführten Arbeiten später berechnete Kritik geübt werden könnte. Wir wollen dabei selbstverständlich von einem etwaigen Wechsel in den Auffassungen der Denkmalpflege absehen. Es ist lediglich unsere Pflicht, nach den Grundsätzen zu handeln, die wir jetzt für richtig halten und die unserer gegenwärtigen Überzeugung entsprechen. [...] Unser Bausachverständiger möchte ferner dringend davon abraten, so viel Zement in den Mörtel zu mengen. [...] An den Klosterbauten selbst aber sollte nur Kalkmörtel aus gesumpftem Kalk verwendet werden, da die Erfahrungen der letzten 40 Jahre gezeigt haben, wie sehr der Zement den Sandstein angreift und der Verwitterung Vorschub leistet.*



Abb. 9 a: *Brunnenkapelle mit Brunnenschale vor der Rekonstruktion. Jakob August Lorent, Photographie 1865*



Abb. 9b: *Der Brunnen in der Brunnenkapelle – Maulbronn's Wahrzeichen. Photo 1996*



Abb. 10: *Schützende Maßnahme am Westportal der Klosterkirche. Photo um 1930*

nen dekorationsfreudiger Zutaten aus der jüngsten Vergangenheit, Rückführen auf das architektonische Skelett und archäologische Spurensuche.

Wiederum waren am Ende dieser Maßnahmen wertvolle originale Bestände geborgen und geschützt, manches aber auch verdorben worden; die Klosteranlage hatte ein Stück mehr von ihrer selbstverständlichen, unvermittelten Existenz zugunsten einer weiter um sich greifenden musealen Entrücktheit eingebüßt. Absichtslos ist dieser Wandel jeweils durch zeitgenössische Abbildungen dokumentiert: Hatte auf den früheren Darstellungen immer auch der Mensch – sei es als Seminarist, als Bewohner einer ländlichen Idylle, als Kunstfreund, Bauforscher, als Tourist oder auch als Komparse in Mönchskutte – eine Rolle gespielt, so erscheinen die klösterlichen Hallen nun menschenleer. Allein die statische Ruhe einer der menschlichen Gegenwart vollkommen entkleideten, lichtdurchfluteten Architekturkulisse galt als abbildenswert und wurde um so mehr kultiviert, je gewaltiger der Strom der in die Klöstereinsamkeit einkehrenden Besucher answoll. Der Anschluß Maulbronn an das Eisenbahnnetz war zwischenzeitlich erfolgt, der Kraftwagenverkehr angewachsen und die Jugend- und Wanderbewegung in voller Blüte. Zehntausende mehr oder weniger kunstsinniger Touristen strömten jährlich nach Maulbronn und hinterließen dort entsprechende Spuren. Der Geister, nach denen gerufen worden war, mußte man sich nun bereits wieder erwehren. Erstmals realisierten die Denkmal-Advokaten, daß das Kloster nicht nur für den Kunstliebhaber, sondern auch vor ihm geschützt werden mußte: Die romanischen Portale der Klosterkirche wurden mit einem Lattenverschlag vor

Zerstörungen durch Besucher geschützt (Abb. 10). Am Chorgestühl und am Dreisitz waren Schnitzarbeiten abhanden gekommen.

Darüber hinaus erreichte in den 30er Jahren die Vereinnahmung und Instrumentalisierung Maulbronn für machtpolitische Interessen einen bis dahin nicht dagewesenen Höhepunkt. Der vorausseilende politische Gehorsam des Oberbau-rats hatte der Klosterkirche 1933 eine neue Glocke beschert, die mit Stolz als *erste Hitler-Glocke des deutschen Reichs* bezeichnet wurde. Rimmele verfaßte einen Text, der dekorativ in den Guß eingearbeitet wurde und beim Läuten die Bot-schaft ins Land trug: *Dem Kanzler des deutschen Volkes Adolf Hitler* (usw.). Die Glocke läutet übrigens noch heute auf dem Kirchturm der nahegelegenen Ge-meinde Serres<sup>67</sup>.

### Die dritte Instandsetzung um 1930

#### Die Klosterkirche: Maßnahmen zwischen Pragmatismus und ästhetischem Anspruch

Mit seinem Bestreben, die prestigeträchtige Klosterkirche baulich zu verbessern und in ihrem *künstlerischen Werte zu steigern*<sup>68</sup>, versuchte Rimmele den Spagat zwischen notwendigem Pragmatismus und ästhetischem Anspruch. Bald mußte der Oberbaurat erkennen, daß sein Traum, *den ursprünglich einheitlichen, rein romanischen Charakter der Basilika wieder herzustellen*, wohl aussichtslos bleiben würde<sup>69</sup>. Am Innenraum der Kirche war ihm das spätgotische Netzgewölbe im Langhaus ein nicht geringes Ärgernis. Sein besonderer Ehrgeiz galt dem Ziel, die Kirche *von allen hässlichen Zutaten eines früheren, nach heutigen Kunstbe-griffen falsch eingestellten Zeitabschnitts zu säubern*. Er scheiterte am Widerstand der Maulbronner Kirchengemeinde.

Ästhetischen Genuß zog der Oberbaurat aus dem Farbenspiel der moosgrün überzogenen Steine des Sockelgemäuers im Chor, stellte ihn aber hinter der Notwendigkeit, der Feuchte im Mauerwerk Abhilfe zu schaffen, zurück, ließ Stufen und Steinplatten austauschen und eine Feuchtesperre aus Bimsbeton einbauen<sup>70</sup>.

<sup>67</sup> Freundlicher Hinweis von Martin Ehlers, StadtM.

<sup>68</sup> LDAK, Ortsakten Maulbronn. Instandsetzung der Klosterkirche, 11. April 1932.

<sup>69</sup> RIMMELE 1938, S. 8: *Beim Betreten der Sommerkirche [...] wird bei empfindsamen und künstlerisch gut vorgebildeten Besuchern [...] ein dreifaches Bedauern ausgelöst: Einmal über die 1424 erfolgte Einziehung der Deckengewölbe des langen Mittelschiffes im gotischen Geiste, dann über das Vorhandensein einer späteren Kirchenbestuhlung und endlich über die teppichartig gemusterte, wenig befriedigende, aus der zweiten kunstlosen Hälfte des vorigen Jahrhunderts stammende Verglasung des grossen gotischen Prachtfensters im Chor.*

<sup>70</sup> Ebd., S. 12.

In der Sockelzone der östlichen Chorkapellen wurden Luftlöcher eingehauen, im südlichen Seitenschiff die vermauerten gotischen Fensteröffnungen, die in den Dachraum der Seitenkapellen führen, wieder aufgeschlagen, um den Kirchenraum besser zu belüften.

Eine Farbfassung des Innenraums aus einer rosa getönten Kalkschlämme und aufgemalten Fugen, die vielleicht die optische Angleichung an den roten Sandstein des Außenbau beabsichtigte und dem 18. Jahrhundert zuzuordnen ist, ließ Rimmele 1937 beseitigen. *Zu Recht*, wie er meinte, wegen des besseren und lebendigeren Aussehens der gelbgrünen Schilfsandsteine und ihrer natürlichen Fugen. Besonders gründlich wurde nicht vorgegangen, denn Reste dieses eigenwilligen Anstrichs haben sich an den Wänden, Pfeilern, Chorschranken und auch im Kreuzgang bis heute erhalten.

Eine außergewöhnliche Beachtung erfuhr die Neuverglasung der großen Chorfenster. Zunächst (1924) war zwischen Bezirksbauamt und Landesdenkmalamt verabredet worden, die Teppichmuster-Scheiben im großen Maßwerkfenster durch ein *leicht gefärbtes eintöniges Kathedralglas* zu ersetzen<sup>71</sup>. Später, 1936, wurde der Wettbewerb für ein *künstlerisch hochwertiges, den ganzen Raum ins Festliche steigerndes Glas* ausgeschrieben, der sowohl Darstellungen mit figürlichen Szenen als auch Entwürfe mit feierlicher Wirkung nur im Farbenspiel der Fläche einbrachte. Auch Richard Schmidt formulierte seine Wünsche: *Ikonographisch wollte er auf die Simroksche Übertragung des Heliand zurückgegriffen wissen, da dieses Epos das Christentum in deutsches Blut und Leben verwandelt habe. Der Schauplatz ist in die deutschen Wälder gerückt, vor Burgen mit hochgehörnten Zinnen, die Apostel sind sächsische Recken, und nicht selten bricht die hochherzige Gesinnung deutscher Helden hervor, die rührende Treue der Degen zu dem fürstlichen Gebieter und Herrn. Etwas vom Geiste dieser Anschauung müßte auch in den Bildern zu finden sei und ich glaube, dass dann etwas Neues und Artgemässes entstehen könnte*<sup>72</sup>. Dem Kunstwollen der Zeit entsprechend, laut und pathosgeladen wäre diese neue Verglasung ausgefallen, hätte nicht aus Geldmangel auf die Ausführung verzichtet werden müssen.

Hingegen gelang es, die Farbverglasung der südlichen Seitenschiffkapellen, *wie sie in den 80iger Jahren des vorigen Jahrhunderts fast in allen Kirchen anzutreffen war und auf die jene Zeit ohne allen Grund recht stolz war*, zugunsten von *leicht und mattfarbig getönten antik geätzten Gläsern* zu ändern. Denn *für eine Klosterkirche von der Bedeutung Maulbronns war eine solche – d. h. die des 19. Jahrhunderts – mit den Farben nur spielende, im übrigen aber völlig kunstlose Verglasung untragbar*<sup>73</sup>.

Die Bestuhlung im Langhaus wurde neu geordnet, so daß die gotischen Altarbiborien und das mittelalterliche Gestühl im nördlichen Seitenschiff freigestellt

<sup>71</sup> LDAK, Ortsakten Maulbronn. Instandsetzung der Klosterkirche, 19. April 1924.

<sup>72</sup> Ebd., 5. August 1936.

<sup>73</sup> RIMMELE 1938, S. 12 f.



Abb. 11: Die „Maulbronner Madonna“.  
Vor der Restaurierung. Photo 1931/32

Nach der Restaurierung. Photo 1932

waren. Das große Chorgestühl und der Dreisitz mußten repariert, abhanden gekommene Details ergänzt werden. Dem Mißstand, daß die hohen Rückwände des Chorgestühls ein *wenig würdiges Bild* boten, wurde durch einen in der Farbe passenden Stoffbezug abgeholfen.

Mittelalterliche Bildwerke sollten den Innenraum aufwerten<sup>74</sup>; 1927 war die *Kleine Madonna* (dat. um 1394) aus dem Ephoratgarten in die Nische unter dem südlichen Altarbaldachin eingebracht worden. Die große, um 1300 datierte *Maulbronner Madonna*, die heute in der Nische der nördlichen Chorwand plaziert ist, stand auf dem Hochaltar. Sie wurde 1932 restauriert und stark ergänzt, um *die Störungen des künstlerischen Genusses zu beseitigen* und ihre *ästhetische Gesamtwirkung* zu heben; auf die Rekonstruktion der Farbfassung wurde verzichtet (Abb. 11). Ausgebessert wurde auch der Treppenaufgang zum Dorment im nördlichen Querhaus, da dessen Begehen angeblich gefährlich geworden war.

Auf die Hebung der Grabplatten in den Seitenschiffkapellen, die vor weiterer Abnutzung durch die Besucher geschützt werden sollten, wurde erfreulicher-

<sup>74</sup> Zur gleichen Zeit gelang es dem Direktor der Württembergischen Landeskunstsammlungen, Abt. Gemäldegalerie, den kunsthistorisch bedeutenden Flügelaltar von 1432 aus dem Kloster ins Museum nach Stuttgart zu holen. LKAS A 32/28, 11. September 1924.

weise verzichtet. Statt dessen begnügte sich das Bezirksbauamt mit der einfachen, aber wirkungsvollen Lösung, die Kapellen mit Ketten abzusperren.

### Jörg Ratgeb in Maulbronn?

Sämtliche Wandmalereien im Klosterbereich ließ Rimmele einer umfassenden Restaurierung unterziehen. Den Auftrag erhielt der in Frankfurt ansässige Gemälde-restaurator Wilhelm Ettle. Ettle galt schon vor seinem Auftritt in Maulbronn als schillernde Figur der Restauratorenszene. Eher berüchtigt als berühmt wurde er durch seine Überarbeitung von Mathias Grünewalds Stuppacher Madonna; auch an der Instandsetzung des Wandmalereizyklus von Jörg Ratgeb im Frankfurter Karmelitenkloster war Ettle beteiligt. Den Maulbronner Auftrag erhielt er auf Betreiben des Oberbaurats; der zuständige Konservator äußerte sich skeptisch und betrachtete Ettles Wirken in Maulbronn mit zunehmendem Argwohn<sup>75</sup>. Wohl noch unter dem Eindruck der Restaurierung an den Frankfurter Malereien Jörg Ratgeb wollte Ettle die Hand dieses Meisters auch in Maulbronn wiedererkennen. Die zeitgenössischen Kunsthistoriker und Fachkollegen widersprachen heftig – aber das von Ettle an die Öffentlichkeit gebrachte Gerücht, der Schöpfer der Gewölbmalereien im Brunnenhaus und Herrenrefektorium sei Jörg Ratgeb und er habe sich auch mit einer Porträtdarstellung verewigt, wurde von der Allgemeinheit begeistert aufgegriffen und hat sich wohl unausrottbar bis heute gehalten.

### Sicherung der Vorhalle und des Dormentgebäudes

Umfangreiche konstruktive Sicherungsmaßnahmen ließ Rimmele im Paradies und im Dormentgebäude durchführen<sup>76</sup>. Im Paradies war beim Freilegen der

<sup>75</sup> LDAK, Ortsakten Maulbronn. Instandsetzung der Klosterkirche. Briefwechsel SCHMIDT/FIECHTER/RIMMELE/ETTLE, 1935/36. – RIMMELE 1938, S. 13 f. Zur Festigung der Malschichten wandte Ettle das Verfahren des *Fluatierens* an: Die Wandflächen wurden mit Fluatlösungen getränkt und die Malereien mit Gummiwalzen festgepreßt. Fluatsen – so Ettle – Kieselsäure-Fluorwasserstoffsäure-Verbindungen, die mit dem Kalk des Untergrundes unlösliche Verbindungen eingehen, ihn neutralisieren und gegen Salpeter und andere Salze isolieren. Die Fluatbehandlung verringerte die Porosität des Verputzes und die Wasseraufnahmefähigkeit. Schmidt lehnte die Methode des *Fluatierens* von vornherein ab. Nach Ettles Restaurierung stellten sich an den Wandgemälden gelbe Flecken ein. Ettle, der die bereits im 19. Jahrhundert freigelegten Malereien im wesentlichen gefestigt hatte, schrieb sich selber die Entdeckung der bemalten Gewölbefelder im Herrenrefektorium und im Chor zu, ergänzte diese durch sein Firmenschild und nahm obendrein die Zuschreibung an Jörg Ratgeb vor. Unter der Dekorationsmalerei aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Gewölbefeldern des Brunnenhauses konnte Ettle weitere Malschichten feststellen, wohl auch eine blaue, mit goldenen Sternen belegte, die er jedoch nicht weiter freilegte.

<sup>76</sup> RIMMELE 1938, S. 6, 7, 27f.

Fundamente unter den bereits brüchigen und zerklüfteten Werksteinen des Unterbaus eine morsche Pfahlgründung zutage getreten. Folglich wurden sämtliche Pfeiler der Vorhalle mit Eisenbeton unterfangen und durch unterirdische eisen-armierte Strebepfeiler gegen weiteres Ausweichen gesichert. Die angrenzenden Fußbodenplatten und Kandelrinnen wurden abgedichtet; als Feuchtesperre wurde ein Unterbeton eingezogen. Gelegentlich dieser Maßnahme wurde auch der Fußboden neuverlegt. Von der beabsichtigten Hebung und Neubestattung der Skelette sah man wegen größerer Komplikationen ab und verzichtete auf weiterführende, die Ruhe der Toten störende Ausgrabungen. *Zur konstruktiven Verbesserung der Vorhalle wurden die Gewölbe durch Einziehen neuer Holzbalken entlastet; das Gebälk des Dachstuhls wurde ergänzt, teilweise verstärkt und gründlich verschludert. Der Dachraum wurde mit einem Fußboden aus Bimsbeton und Drahtgeflechteinlage versehen, um so die Gewölbe vor gelegentlicher Durchfeuchtung infolge eindringenden Regens zu schützen*<sup>77</sup>.

Anlaß für die Arbeiten im Dormentbau gaben Rißbildungen im Gewölbe und im Mauerwerk, das Ausweichen der nördlichen Giebelwand und das angeblich mangelhafte Gefüge der Quadersteine. Quer durch das Gebäude hindurch wurden die westlichen und östlichen Außenwände im ersten Stock verschludert. Das Mauerwerk und die Gewölbe des Erdgeschosses wurden mit Zementmörtel verpreßt, um einen Verband aller konstruktiven Teile herzustellen. Anschließend wurde eine Nachgründung vorgenommen, indem man die Außenmauern und Strebepfeiler unterfing.

### Maßnahmen im Klausurbereich

Im Klausurbereich wurde wieder einmal gründlich aufgeräumt. Wo keine alte Farbfassung zu konservieren war, erhielten die Räume *für den gut gepflegten Eindruck* einen neutralen, gelbweißen Kalkanstrich, Dachrinnen und Abfallrohre eine neue, d. h. versteckt angelegte Führung. Die Steinmagazine im Laienrefektorium und Parlatorium wurden ausgeräumt und vermauerte Wanddurchbrüche geöffnet, um ältere räumliche Funktionszusammenhänge kenntlich zu machen.

Der Umgang mit dem Bauwerk als Geschichtszeugnis wurde jedoch keineswegs konsequent betrieben. So entfernte man im Kapitelsaal an der zum Kreuzgang gerichteten Westwand *70 cm hohe, völlig unprofilierte und schmucklose Steinplatten [...], die wie eine Art Sitzlehne wirkten und mit den Säulen teils lose, teils konstruktiv fest verbunden waren*, denn sie entsprachen *in ihrer kunstlosen, nüchternen Form keineswegs dem Geiste des vornehm und reich gehaltenen Kapitelsaals*<sup>78</sup>. Weiterhin wurde im Kapitelsaal der verschüttete Hohlraum unter der Johanniskapelle ausgeräumt und so weit vertieft, daß er *mit Hilfe einiger gelegter*

<sup>77</sup> Ebd., S. 6.

<sup>78</sup> RIMMELE 1938, S. 24.

*Stufen wenigstens in gebückter Haltung eingesehen werden kann*<sup>79</sup>. Den gruftähnlichen Raum interpretierte Rimmele als Heiliges Grab zur Aufnahme einer Nachbildung des Leichnams Christi am Karfreitag.

Eine Neuinterpretation wagte er auch für den Raum gegenüber dem Laienrefektorium, nun *Cellarium* genannt, als Vorratskeller für den Elfinger, den Maulbronner Klosterwein. Ebenso wurde der bis dahin als Lagerraum genutzte, nicht näher bestimmte gewölbte Raum am östlichen Ende des nördlichen Kreuzgangflügels zugänglich gemacht, und auch im Großen Keller des Dormentbaus sah Rimmele eine potentielle Besucherattraktion. In der Frateria erhielt die Trennwand zur *Geißelkammer* zu deren besserer Belüftung eine Durchgangsöffnung, und der westliche Ausgang zum Kreuzgang wurde wieder geöffnet. Bedenkenlos wurde die Treppe mit geschlossenem Steingeländer, die in das obere Stockwerk führte, entfernt, denn ihre gotischen Formen galten als *völlig kunst- und wertlos*. Eine hierbei zutage getretene Kaminöffnung schien dem Abbruch dieses nicht näher untersuchten, möglicherweise aus spätgotischer Zeit stammenden Treppeneinbaus gesteigerte Berechtigung zu verleihen und über einen vielleicht doch empfundenen Verlust hinwegzutrusten.

Im Kreuzgang wurde ein großer Teil der Grabplatten gehoben, in die Kirche verbracht und an der nördlichen Langhauswand aufgestellt. Anlaß für diese Maßnahme gab die Abnutzung der Platten durch die Besucher. Zwar war diese Veränderung in einem ersten Antrag vom Denkmalamt abgelehnt worden, das um die *Poesie* der Lokalität fürchtete; erst ein Wiederholungsantrag von 1924 wurde genehmigt. *Der gefürchtete Verlust an Poesie wird, wenn er je eingetreten sein sollte, in Unkenntnis des früheren Zustandes kaum empfunden werden*<sup>80</sup>, konstatierte der Oberbaurat lakonisch, dem die Poesie als solche noch lange nicht zum Argument taugte.

Der Kreuzgarten, der im 19. Jahrhundert einen Wandel vom Nutz- zum Ziergarten mitgemacht hatte, wurde nun – bis auf die prächtige Magnolie und zwei alte Eiben – vollständig ausgeräumt, damit die Architektur *ungehindert in volle Wirkung* treten konnte; *sauber gepflegte Wege rahmen die saftig grünen, streng aufgeteilten Rasenbeete ein*<sup>81</sup>. Die romanische Brunnenschale aber, die bei der Rekonstruktion des Brunnens im Brunnenhaus durch Eduard Paulus übriggeblieben und im Kreuzgarten abgestellt worden war, kam wieder auf ihren alten Platz vor dem Oberamtshaus, wo ihr – neu arrangiert – die alte Funktion wiedergegeben wurde. Der neugotische Brunnenstock, dem Rimmele den Charakter eines Grabsteins zuschrieb (Abb. 12), wanderte auf den Schafhof.

Mißfallen erregten die neuromanischen Formen des Sandsteinaufbaus über dem Laienrefektorium. Leblos, nüchtern und kalt empfand Rimmele ihren Anblick vom Klosterhof aus. Rankende Efeugewächse sollten *die Langerweile dieser*

<sup>79</sup> Ebd., S. 24.

<sup>80</sup> Ebd., S. 18.

<sup>81</sup> Ebd., S. 20.



Abb. 12: *Brunnen im östlichen Klosterhof mit neugotischem Brunnenstock. Photo um 1930*

*Gebäudefront* deshalb auflockern. Trotz der verhüllenden Begrünung erfuhr der Laientrakt einige Schönheitsreparaturen: Er erhielt neue *normale* Kamine, eine weniger auffällige Wasserrinne am Hauptgesims und einen neuen Fußbodenbelag aus Steinplatten. *Abmilderung* verschuf Rimmele auch den baulichen Erweiterungen vom Ende des 19. Jahrhunderts an der Rückseite des Dormentbaus (Abortanbau und nördlich anschließende Aufstockung), die für Rimmele *mit zum Schlimmsten gehörte, was dem Kloster je zugefügt wurde*<sup>82</sup>.

Nachhaltige Verdienste erwarb sich der Oberbaurat sicherlich durch seine Verbesserung der Abortanlagen im gesamten Klosterbereich und seine geschickten Bemühungen, möglichst im Einklang mit den Strukturen des historischen Baubestands den gesamten sanitären Bereich auf einen zeitgemäßen Standard zu bringen.

---

<sup>82</sup> Ebd., S. 28 f.

### Das Klosterareal als Denkmälerensemble

Im Sinn des Heimatschutzes rückten die Gebäude außerhalb des Klosterkernbereichs ins Zentrum denkmalpflegerischer Bemühungen. Aufmerksamkeit schenkte man nun auch der Einbindung der Anlage in Natur und Landschaft. Die Wehrmauern wurden durchweg mit neuen Wasserableitungen und Wasserriegen versehen, von Pflanzenwuchs befreit, teilweise neu unterfangen und wasserdicht ausgefugt. Der östliche Bereich war während der vergangenen Jahrzehnte von der Natur weitgehend vereinnahmt worden. Die überwucherte Pfründhaus-Ruine wurde als erhaltenswert erkannt und in ihrem Bestand gesichert. *Auch wurde zum Vorteil der überaus malerischen Bildes der Ruine die dortige Wildnis wesentlich gesäubert, ohne damit den Reiz natürlicher Bewachsung zu stören*<sup>83</sup>.

Der Faustturm mußte, nachdem er durch gezieltes Fällen einzelner Bäume wieder freigestellt war, gründlich instandgesetzt werden. Gelegentlich dieser Instandsetzung wurde auch die *aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts stammenden, farbig und kitschig verglasten Fenster* in der Turmstube gegen *leicht getönte altertümliche Bleiverglasungen* ausgetauscht<sup>84</sup>. Besondere Beachtung erfuhren die alten Bäume im Klosterhof westlich der Kirche, die mit Schlaudern und Zugankern vor Windbruch so lange geschützt werden sollten, bis die jungen, nachgepflanzten Bäume herangewachsen seien und der Verlust der alten besser verschmerzt werden könne.

Die denkmalpflegerische Wertschätzung des Klosterhofs brachte neue Nutzungsanforderungen an die Gebäude mit sich. *Nach der Machtübernahme*, so Rimmele, zeigte sich, daß den Maulbronner Bürgern kein geeigneter Fest- und Versammlungsraum zur Verfügung stand. Dafür hielt man das aus dem 13. Jahrhundert stammende und im 16. Jahrhundert veränderte Gebäude des Fruchtkastens geeignet. Außer geringfügigen Veränderungen, die 1869 beim Einbau der Turnhalle vorgenommen worden waren, hatte der große Bau bis dahin noch keine nachhaltigen Eingriffe erfahren. Für den Ausbau zur Festhalle mit neuem Haupteingang und großzügig kalkulierter Infrastruktur waren erhebliche Umbaumaßnahmen erforderlich, die ohne Rücksicht auf vorhandene statische Gefüge, historische Substanz und bestehende Strukturen getroffen wurden – *lauter Maßnahmen*, so der württembergische Baubeamte, *die dem Baudenkmal nur zum Vorteil gereichten* (Abb. 13). Über dem Haupteingang ließ Oberbaurat Rimmele als Inschrift sein politisches Bekenntnis anbringen: *Als Adolf Hitler seinem Volk das neue Deutschland sieghaft erkämpft hatte, wurde dieser alte Fruchtkasten im Jahre 1937 für die Bürgerschaft der Klosterstadt und alle Volksgenossen*

<sup>83</sup> RIMMELE 1938, S. 36.

<sup>84</sup> Ebd., S. 35.



Abb. 13: Zeichnerischer Entwurf für die Dekoration der Festhalle im Fruchtkasten um 1934

*umgebaut zu einer Stätte festlicher Freude und der Pflege des Gemeinschaftsgeistes*<sup>85</sup>. 1935 hatte Hitler dem Kloster einen Besuch abgestattet.

Die Klostermühle war gegen Ende des 19. Jahrhunderts an einen privaten Elektrizitätswerkbetreiber verkauft worden, der hier zur Elektrifizierung der Klosteranlage ein kleines Kraftwerk eingebaut hatte. Die baulichen Veränderungen, die diese Umnutzung im Innern mit sich gebracht hatten, und das ungepflegte Erscheinungsbild der ehemaligen Mühle erregten den Unmut des Oberbaurats. Um Verunstaltungen dieser Art zu verhindern, sollten alle privaten Häuser, sofern sie einen wichtigen Bestandteil der Klosteranlage bildeten, zwecks Sicherung ihres Bestandes und sachgemäßer Unterhaltung in staatliches Eigentum übernommen werden, forderte Rimmele. Daß sich der Oberbaurat angesichts der erheblichen Eingriffe, die er am Fruchtkasten hatte vornehmen lassen, über den Denkmalschaden, den ein Privatbesitzer angerichtet hatte, ereifern konnte, liegt in der Natur der Denkmalpflege, die immer auch eine Frage des Standpunktes sein kann. Nachdem 1923 die Karlsruher Wandervogel-Vereinigung die Überlassung des Faustturms zu Übernachtungszwecken erbeten und daraufhin einen abschlägigen Bescheid erhalten hatte<sup>86</sup>, wurde 1926/27 in der Klostermühle eine Jugendherberge eingerichtet.

<sup>85</sup> RIMMELE 1938, S. 41.

<sup>86</sup> LKAS A 32/83, 23. Oktober 1923.



Abb. 14: Rückseite des Weingartmeisterhauses.  
Mit den früheren Anbauten.  
Photo um 1930

Nach Entfernen der Anbauten.  
Photo um 1930/35

Alles in allem aber wurde bei der Instandsetzung der Gebäude im Klosterhof und ihrer durch die Neunutzung erforderlichen Modernisierung durchaus mit Bedacht vorgegangen. Rimmele hat sich um den Klosterhof verdient gemacht. Seine Liebe zu baulichen Details und zum traditionellen Handwerk, seine Vorsicht beim Umgang mit neuen Materialien und chemischen Substanzen sind durchaus vorbildhaft. Allerdings fielen seinem – durchaus zeittypischen – Ordnungssinn Geschichtszeugnisse vor allem aus der nachklösterlichen Zeit zum Opfer. Denn schließlich war der Klosterhof nun Bestandteil des Denkmals, und nur ein ordentliches Denkmal ist auch ein gutes Denkmal. Um Ordnung zu schaffen, wurden weitere Relikte des ehemaligen, zwischenzeitlich längst vor die Klostertore gezogenen Dorfgangers abgeräumt: Alte Schweineställe verschwanden ebenso wie *unsaubere Abortschläuche* und *hässliche Anbauten*, die dem Auge des Oberbaurats *ein unerträgliches Bild* boten (Abb. 14).

Mancherlei andere Verbesserungen wurden getroffen, resümiert Rimmele am Ende seines Berichts, durch Neuanstriche von Holzwerk aller Art *in passenden Farben und Tönen*, durch Herausfassen alten *Fachwerks*, durch *Auswechslung hässlicher Duzendware von Beleuchtungskörpern*, durch Ersatz von *eisernen Toren durch solche aus Holz*, durch *Beseitigung störender Nummern und Aufschriften*, durch *Ausputzen von Anpflanzungen bezw. Neusetzen von geeigneten Pflanzen und dergleichen mehr*<sup>87</sup>. Um den Erfolg all dieser Hinwendung, die der

<sup>87</sup> RIMMELE 1938, S. 45.

*Oberbaurat dem Kloster angedeihen ließ, zu vervollkommen, fehlten nur noch die Störche, die er leider vergeblich, auf dem hohen Zeltdach des Hexenturms anzusiedeln versucht hatte.*

### **Maulbronn: Weltkulturerbe und Denkmalpflege**

Aus der Begründung für Maulbronn Aufnahme in die Liste des Weltkulturerbes und seiner einzigartigen Bedeutung wegen ergibt sich das denkmalpflegerische Konzept, das heute in Maulbronn zum Tragen kommt: So viel es geht soll hier im Großen, d. h. am Gesamtbild, wie im Kleinen, d. h. an historischer Substanz, erhalten werden. So wenig wie möglich Neues, weder an Baustoffen noch an Hinzufügungen anderer Art, soll eingebracht werden – gerade auch dann, wenn es um Reparaturen geht. Das Prinzip der schonenden Instandsetzung und behutsamen Reparatur bezieht sich dabei nicht nur auf die sichtbaren Bauteile der Klosteranlage und die künstlerische Ausstattung im Innern der Klosterkirche, es schließt genauso das unter dem Bodenniveau verborgene hochempfindliche Gründungssystem der Bauwerke auf dem weichen Talboden ein<sup>88</sup>.

Jede Nutzung sollte, egal welchen Charakter sie trägt, schonend eingebracht werden, und sie sollte am Denkmal orientiert sein. Das heißt für Maulbronn wie für alle anderen historischen Bauwerke auch, daß der verantwortungsvolle Umgang mit dem, was die Vergangenheit uns treuhänderisch für die Zukunft überlassen hat, im Vordergrund stehen sollte. Die ehemaligen Klostergebäude werden von der Liegenschaftsverwaltung, vom Seminar, der Stadtverwaltung und einigen Privateigentümern genutzt. Alle, die in Maulbronn Nutzungsrechte besitzen und sich für den Erhalt des Klosters einsetzen, müssen sich an diesem Punkt immer wieder neu verständigen. Die Gratwanderung, das Leben, Wohnen und Arbeiten in den alten Gebäuden auch in Zukunft zu ermöglichen und gleichzeitig das Geschichtszeugnis Maulbronn zu bewahren, sollte auch in Zukunft gewagt werden.

Keine besonders rosige Zukunft allerdings läßt sich für die noch immer deutlich sichtbaren Relikte einer ehemals weitläufigen klösterlichen Kulturlandschaft prognostizieren<sup>89</sup>. Ihr Schutz vor der Vereinnahmung durch zunehmende Flächennutzung für Wohnbauten und Gewerbe und nicht zuletzt auch vor der Vereinnahmung durch die Natur läßt sich ganz besonders schwer bewerkstelligen. Die veränderten Produktionsbedingungen und Lebensgewohnheiten in unserer Gesellschaft machen die Kultivierung der natürlichen Umgebung und die Bewirtschaftung des Bodens weitgehend überflüssig. Früher wurden die aufgestauten

<sup>87</sup> RIMMELE 1938, S. 45.

<sup>88</sup> Zu den Untersuchungen und Sicherungsarbeiten am Dortmentgebäude vgl. Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke, Jahrbuch 1993 des SFB 315, S. 219–408. – WENZEL, HASSLER 1997.

<sup>89</sup> Zur Maulbronner Kulturlandschaft vgl. SEIDENSPINNER 1997.

Seen regelmäßig gesäubert, und noch bis vor ungefähr 30 Jahren wurden auch die künstlichen Kanäle, die einst von den Mönchen zur Ableitung des Oberflächenwassers in den Wäldern und auf den Wiesen rund um das Kloster angelegt worden waren, immer wieder ausgebessert. Heute verkommen die Kanäle zusehends, die Seen verschwinden, weil sie verlanden. Immerhin: Die Stadt Maulbronn hat zwischen 1997 und 1999 die alten Weinberge rekultivieren lassen in der Weise, wie sie zur Zeit der Mönche angelegt waren. Nach heutigen Maßstäben sind die kleinen, zwischen Stützmauern parallel zum Hang ausgerichteten Weingärten unwirtschaftlich und unrentabel. Die höheren Investitionen, die hier für den Ertrag – sei es in der Herstellung oder beim Kauf – getätigt werden müssen, zahlen sich aber auf einer anderen Seite wieder aus: Sie leisten einen Beitrag, das Denkmal und Weltkulturerbe Maulbronn mitsamt seiner einzigartigen Kulturlandschaft zu erhalten.

# Das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal

## Geschichtliches und Baugeschichtliches

### Klösterliche Kontinuität seit mehr als 750 Jahren

Die Geschichte Kloster Lichtenthals ist von seiner Gründung 1245 an mit jener der Markgrafen von Baden aufs engste verbunden<sup>1</sup>. Als Hauskloster der badischen Herrscherdynastie und durch einen Hausvertrag von 1765 besonders geschützt<sup>2</sup>, wurde Lichtenthal als einzige Klosterkommunität in Baden 1803 von der Säkularisation ausgenommen. So kann das Zisterzienserinnenkloster, das in einer Schleife der Oos bei Baden-Baden liegt, heute eine mehr als 750jährige klösterliche Kontinuität aufweisen.

Irmengard, die Witwe des Markgrafen Hermann V. von Baden, stiftete 1245 die Anlage als *Monasterium Lucida Vallis* nur wenig östlich vom Herrschaftssitz des badischen Markgrafengeschlechts, der Burg Hohenbaden, gelegen. Die Oos war damals Grenzfluß zwischen den Bistümern Speyer und Straßburg. Baden gehörte zum Speyerer Sprengel – folglich mußte auch die Klostergründung auf Speyerer Territorium gebracht werden. Um dies an der ausgewählten Stelle zu bewerkstelligen, soll ein Stück des anrainenden Berges weggesprengt und der Flußlauf nach Süden umgelenkt worden sein. Der Gründungskonvent kam aus dem Zisterzienserinnenkloster Wald bei Meßkirch, die Äbte von Maulbronn und Tennenbach wurden zu Visitatoren des Klosters bestimmt, und 1247 wurde Lichtenthal vom Generalkapitel in Cîteaux dem Orden eingegliedert.

### Klosterkirche und Klausur

Die ersten Gebäude waren die im Gründungsjahr 1245 begonnene und 1248 geweihte Klosterkirche sowie die Konventgebäude. Die spätromanische Kirche mußte im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts dem heute bestehenden gotischen Neubau weichen, dessen Chor 1332 geweiht wurde<sup>3</sup>. Der Außenbau der gotischen Klosterkirche, in dessen Umfassungsmauern noch Reste des Vorgänger-

<sup>1</sup> Zur Geschichte des Klosters vgl. SCHINDELE O.J. – SCHWARZMAIER 1995, S. 23–34.

<sup>2</sup> Der Vertrag garantierte den im Territorium der katholischen Baden-Badener Linie gelegenen Klöstern, wie etwa den Zisterzienserinnen in Lichtenthal, den Franziskanerinnen auf dem Fremersberg und den Augustinerinnen in Ottersweier auch bei einem Heimfall an die protestantische Baden-Durlacher Linie ihren Besitzstand. Vor 1802/03 stellte sich folglich in der gesamten Markgrafschaft die Frage der Säkularisation nicht.

<sup>3</sup> STÖBER 1995. – COESTER 1995. Dort auch weiterführende Literatur.

baus stecken, hat sein mittelalterliches Aussehen weitgehend bewahrt; die fünf westlichen Fenster und die Westfassade allerdings wurden im Zusammenhang mit den Umbaumaßnahmen des 18. Jahrhunderts verändert, als die Empore vergrößert und die Kirche nach Westen verlängert wurde. Den langgestreckten Saalraum beschließt im Innern nach Osten ein polygonales Chorghaupt. Im Westen ragt die Nonnenempore weit in das Kirchenschiff hinein. Südlich an die Klosterkirche schloß der Konvent an. Bereits 1252 war das zweigeschossige Klausurquadratum fertiggestellt. Die Gebäude blieben dann im wesentlichen unverändert, bis sie 1728 durch einen Barockbau ersetzt wurden.

### Grablege der Markgrafen von Baden

Mit der Gründung verlegten die Badener die Grablege ihres Hauses von Backnang nach Lichtenthal. Schon 1248 wurde am Tag der Weihe des Chors der Leichnam des Markgrafen Hermann V. vor dem Hochaltar beigesetzt. Lichtenthal wurde zur Fürstengrablege und blieb es für sieben weitere Generationen des Zweiges der badischen Dynastie, die auf der Burg Hohenbaden ihren namengebenden Wohn- und Verwaltungssitz hatte. Irmengard, die Stifterin, verbrachte ihre letzten Lebensjahre in Lichtenthal, starb hier um 1260 und wurde neben ihrem Gemahl bestattet. Ein Jahrhundert nach ihrem Tod fertigte der Straßburger Bildhauer Wulflin ein Grabmal für die Markgräfin, das seinen Platz vor dem Hochaltar fand; erst in neuester Zeit wurde es in die Fürstenkapelle verbracht.

Die fürstliche Grabkapelle, unmittelbar nördlich der Klosterkirche gelegen und achsenparallel zu dieser ausgerichtet, geht auf den Sohn Irmengards, Rudolf I., zurück<sup>4</sup>. Für deren Erbauung tätigte er kurz vor seinem Tod eine Schenkung an das Kloster, mit der Bestimmung, dort eine Kapelle mit drei Altären zu errichten. 1288 wurde mit dem Bau der Kapelle begonnen. Sie war ein schlichter Putzbau mit eingezogenem, rippengewölbtem Chor, bis sie 1830 einer weitreichenden Neugestaltung unterzogen wurde, die für das heutige mittelalterlich-historisierende Aussehen der Kapelle verantwortlich ist. Klosterkirche und Grabkapelle waren über eine Brücke miteinander verbunden, so daß die Nonnen ungesehen von der Empore in der Klosterkirche in die Kapelle gelangen konnten. Hier war eine hölzerne Winkelempore eingestellt, von der aus wiederum ein Zugang in das östlich gelegene klösterliche Krankenhaus bestand.

Die Empore in der Klosterkirche wurde am 11. Juni 1470 geweiht<sup>5</sup>. Dieses Weidedatum paßt zu den spätgotischen Bauformen, die das westliche Langhaus der Klosterkirche trägt. Gelegentlich der Emporenweihe erfuhren die Kirche insgesamt, die Fürstenkapelle und weitere *heilige Stätten* eine Wiederweihe. So kann

<sup>4</sup> SCHWARZMAIER 1995, S. 28. Rudolfs Tochter, Adelheid von Baden, regierte als Äbtissin von 1263 bis 1295 in Lichtenthal.

<sup>5</sup> STÖBER 1995, S. 95.

das Datum vom 11. Juni 1470 als Schlußpunkt einer langen Reihe von Bauunternehmungen interpretiert werden, die ein architektonisches Ensemble hervorgebracht haben, das den vielfachen Anforderungen hinsichtlich Nutzung und Liturgie entsprach. Es erfüllte die strengen Klausurvorschriften für Frauenklöster des Zisterzienserordens, gab Klerikern und Laien Raum und wurde als fürstliche Grablege in Anspruch genommen. Die enge Beziehung zwischen Lichtenthal und dem badischen Haus bestimmte auch die weitere Entwicklung des Konvents im Spätmittelalter.

### Lichtenthal unter baden-badischer Herrschaft

Erstmals sah sich das Kloster mit einer drohenden Aufhebung konfrontiert, als 1612, wenige Jahre vor dem Dreißigjährigen Krieg, sich zwischen den beiden Linien des badischen Hauses ein Erbstreit auftrat und die protestantisch gewordenen Markgrafen von Baden-Durlach ihre Rechte als Erbkastenvögte und Schirmherren der Abtei geltend machten. Beigelegt wurde der Streit erst 1622, als nach der Niederlage der Protestanten in der Schlacht bei Wimpfen der Kaiser die Gelegenheit zugunsten des katholischen Markgrafen Wilhelm von Baden entschied. Der Weiterbestand Lichtenthals war damit gesichert.

Trotz der Strategie der *verbrannten Erde*, mit der General Mélac im Pfälzer Erbfolgekrieg 1689 den ganzen mittleren Oberrhein und auch die Stadt Baden-Baden in Schutt und Asche legte, entging Lichtenthal einer Brandschatzung durch die französischen Truppen. Markgraf Ludwig Wilhelm, der zwar vor Wien gegen die Türken so erfolgreich war, dafür aber sein eigenes Land am Oberrhein Ludwig XIV. preisgegeben hatte, starb 1707. Bestattet wurde er in der Stiftskirche von Baden-Baden, sein Herz jedoch kam in einer silbernen Kapsel nach Lichtenthal und wurde in der Fürstenkapelle vor dem Hochaltar beigesetzt. Sybilla Augusta von Sachsen-Lauenburg, die Markgräfinwitwe, war eine große Gönnerin des Klosters. Während sie in Rastatt den von Ludwig Wilhelm begonnenen Schloßbau weiterführte, setzte in Lichtenthal eine rege Bautätigkeit ein, die aus den noch immer mittelalterlichen Gebäuden eine moderne, repräsentative Klosteranlage des 18. Jahrhunderts machte. Zwar waren in der Zwischenzeit an den Gebäuden immer wieder Veränderungen vorgenommen worden, aber der Bestand der mittelalterlichen Klosteranlage hatte in seinen Grundzügen fast 250 Jahre überdauert, bis nach dem Ende der Kriege mit Frankreich auch am Oberrhein wieder Geld für größere Bauvorhaben bereitgestellt werden konnte und die antiquierten mittelalterlichen Gebäude im Sinn und im Stil des Barock erneuert wurden. Agnes Polentari (1720–1726) und Euphrosina Wunsch (1727–1738) waren die beiden Äbtissinnen, die aus Lichtenthal ein repräsentatives, modernes, den Ansprüchen des 18. Jahrhunderts genügendes Kloster machten<sup>6</sup>.

<sup>6</sup> Ebd., S. 98–107.

### Neugestaltung der Klosteranlage durch Peter Thumb

Nicht nur Kirche und Konvent, die gesamte Anlage, einschließlich Wirtschaftsgebäuden, Gärten, Ummauerung, Wasserleitungssystem und Brunnenanlagen, wurde modernisiert. Die umfassende Neugestaltung begann 1723 am Frauenchor in der Klosterkirche und zog sich über fast drei Jahrzehnte hin (Abb. 1 a). Die Gesamtplanung lag in den Händen des Vorarlberger Barockbaumeisters Peter Thumb (1681–1766), der in den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts am Oberrhein und im Schwarzwald eine Monopolstellung für Ordensarchitektur besaß. Er war der meistgefragte Ordensbaumeister schlechthin und stand gleichermaßen im Dienst von Zisterziensern wie Benediktinern. Thumb bespielte zeitweise gleichzeitig die Baustellen in Ebersmünster, Guebwiller, Ettenheimmünster, Thierenbach, Schuttern, St. Peter, Schwarzach, Friedenweiler, Frauenalb, Tennenbach, Günterstal, Königsbrück, Wippertskirch, Waldkirch, St. Trudpert, St. Ulrich und Mengen. Thumbs Architektur ist weder besonders raffiniert noch einmalig. Die Formensprache seiner Bauwerke ist geprägt durch die formelhafte Verwendung stets derselben Elemente, sein Gestaltungsprinzip ist gleichermaßen zweckorientiert wie repräsentativ. Sparsamkeit und Pragmatismus spricht eher aus seiner Architektur als Großartigkeit und Pracht. Es waren aber gerade Thumbs machbare



Abb. 1 a: Kloster Lichtenthal aus der Vogelschau. Ansicht nach der Umgestaltung durch Peter Thumb, die 1723 begann. Federzeichnung von P. Balthasar Schmid 1775

und wenig phantastische Lösungen, die den schon allein aus finanziellen Gründen nach Zurückhaltung strebenden Vorstellungen der Bauherren am Oberrhein und im Schwarzwald entgegenkamen.

Den einschneidendsten Eingriff in die Lichtenthaler Gesamtanlage bedeutete der Umbau des Konvents. Aus der zweigeschossigen Vierflügel- wurde eine dreigeschossige Dreiflügelanlage; auf den nördlichen Kreuzgangflügel an der Klosterkirche verzichtete man. Da in der Klausur regelmäßig Prozessionen nach einem durch den Orden festgelegten Schema abgehalten wurden, hatte das Fehlen des Nordflügels mit Sicherheit Auswirkungen auf die Prozessionsabfolge<sup>7</sup>. Der dreiflügelige Kreuzgang in Lichtenthal ist übrigens keine Besonderheit, sondern entspricht den Baugewohnheiten des 18. Jahrhunderts. Die Abtei nahm Thumb aus dem Klausurquadratum heraus und legte sie diesem an der Nordseite in Verlängerung der Klosterkirche im rechten Winkel vor. Der Konventtrakt versank gänzlich hinter Kirche und Abtei. Letztere war nun axial zum Hauptportal der Gesamtanlage ausgerichtet und gewann auf dem leicht ansteigenden Gelände die monumentalen Züge eines barocken Schloßbaus.

#### **Der Wechsel von der katholischen zur protestantischen Linie der Badener**

Die enge Anbindung Lichtenthals an das badische Haus überdauerte auch den Wechsel von den katholischen Markgrafen in Rastatt zu ihren protestantischen Verwandten in Durlach, der 1771 vollzogen wurde, nachdem die Linie der Baden-Badener erloschen war. Sie bewahrte die Abtei schließlich auch vor der Aufhebung nach dem Reichsdeputationshauptschluß von 1803. Der Kurfürst und spätere Großherzog Carl Friedrich, der auf die vollständige Vereinnahmung der Abtei verzichtete, wurde daraufhin als ihr *zweiter Stifter* bezeichnet.

Aber: die Autonomie der Klosterverwaltung war aufgehoben und die Liegenschaften und Gebäude zumindest in Teilen in großherzoglichen Besitz übergegangen. In der Folgezeit waren es nicht mehr die Belange der Klosterkommunität allein, die als Maßstab für bauliche Veränderungen galten. Fremdbestimmte Ansprüche wurden von außen an das Kloster herangetragen und flossen in die architektonische Gestaltung der Gebäude ein. Die Anlage war jedoch weiterhin in allen Bereichen genutzt, und so blieben sämtliche Gebäude, auch diejenigen im Wirtschaftshof, bis auf den heutigen Tag erhalten.

---

<sup>7</sup> Zur Prozessionsordnung vgl. LiKA, Cistercienser-Chronik 19 (1907), S. 119–124. 1946 wurde auf den mittelalterlichen Fundamenten der vierte Kreuzgangflügel wiedererrichtet (Kommuniongang). Vgl. den Essay über Kloster Allerheiligen in dieser Studie. In Allerheiligen wurde ebenfalls im 18. Jahrhundert der Nordflügel des Kreuzgangs abgebrochen.

## Kloster Lichtenthal heute: Der Baubestand

Die kontinuierliche, rege Bautätigkeit in der mehr als 750jährigen Geschichte des Zisterzienserinnenklosters brachte eine Anlage hervor, deren Baubestand Abbild der gemeinsamen Tradition mit dem badischen Haus und des bis in die Gegenwart konstant gebliebenen klösterlichen Lebens ist. Als geschichtlich gewachsenes Ensemble gibt sie darüber hinaus Auskunft über die jeweils sehr unterschiedliche Auffassung vom Umgang mit der bereits vorhandenen, mit der historischen Bausubstanz.

Das Hoch- und Spätmittelalter hat neben der Gesamtdisposition der Anlage (Abb. 1 b) im Grundriß vor allem das architektonische Erscheinungsbild der Klosterkirche festgelegt, der Barock hat dem Konvent und großen Teilen der Wirtschaftsgebäude ihre Gestalt gegeben, und das 19. Jahrhundert hat durch eine tiefgreifende Restaurierung und Umgestaltung vor allem die Fürstenkapelle geprägt. Die Denkmalpflege des 20. Jahrhunderts wiederum hat viele Hinzufügungen des 19. Jahrhunderts in der Klosterkirche beseitigt und entscheidend zum heutigen Erscheinungsbild ihres Innenraums beigetragen. Die ehemaligen Wirtschaftsgebäude wurden in der jüngsten Vergangenheit instandgesetzt und modernisiert. Sie werden heute als Tagungsräume, als Verkaufsräume für klostereigene Produkte und als Unterkünfte für die Gäste des Klosters genutzt.

Eingebettet in eine Schleife der Oos ist das umwehrte Kloster nur von Westen her zugänglich. Durch einen Torbau gelangt man in den weiten Wirtschaftshof. Auf der gegenüberliegenden Seite erhebt sich in axialer Verlängerung die dominierende barocke Schaufassade des Abteigebäudes. Östlich an die Abtei anschließend sieht man im Hintergrund die Klosterkirche mit einem schlichten Barockdachreiter. Ehrenhofartig rahmen die Ökonomiegebäude das Areal vor der Kirche und der Abtei im Halbrund entlang der Ummauerung. Unmittelbar vor der Klosterkirche und achsenparallel zu dieser ausgerichtet liegt die Fürstenkapelle, die 1288 durch Rudolf von Baden gestiftete markgräfliche Grablege. An diese schließt das ehemalige klösterliche Amtshaus an, in dem heute die Grundschule des Ortes untergebracht ist. Vollkommen abgeschirmt vom öffentlichen Bereich im Südosten der Klosterkirche liegt die Klausur mit Friedhof, Totenkapelle und der ehemaligen Krankenstation St. Gertrudis. Soweit ist die Klosteranlage, wie sie die Jahrhunderte über bis zur Säkularisation gewachsen war, ihrer Struktur nach erhalten geblieben, und auch in den Gebäudefassaden spiegelt sich – mal mehr, mal weniger – noch immer die Zeit wieder, als Lichtenthal noch ausschließlich Kloster war.

Im Innern freilich wurden die Gebäude entsprechend den Nutzungsanforderungen häufig verändert und umgebaut. Nicht nur die ehemaligen Ökonomiegebäude, gerade auch die Konventgebäude wurden immer wieder modernisiert, um den Bewohnern einen jeweils entsprechenden Standard an Komfort bieten zu können, den Betrieb der Gemeinschaft funktional zu gestalten und auch, um liturgischen Veränderungen gerecht zu werden. Von der historischen Substanz ist hinter der historischen Fassade deshalb oft nur wenig übriggeblieben.

Der Fürstenkapelle als Grablege der badischen Dynastie und der ehemaligen Klosterkirche wurde als Monumenten der vaterländischen Geschichte schon früh im 19. Jahrhundert Wertschätzung entgegen gebracht. Wie sich deren Bild in der Folgezeit gerade unter dem Einfluß denkmalpflegerischer Bemühungen verändert hat, verdient eine nähere Betrachtung.



- |                         |                            |
|-------------------------|----------------------------|
| 1 Klosterkirche         | 11 Abteigebäude            |
| 2 Pfarr- und Gästehaus  | 11a Konventgebäude         |
| 3 Einfahrtstor          | 12 bedeckter Gang          |
| 4 Verwalterhaus         | 13 Einsiedelkapelle        |
| 5 Scheuer und Stall     | 14 Fürstliche Totenkapelle |
| 6 Klostermühle          | 15 St. Gertrudis           |
| 7 Schmiede und Metzger  | 16 Mädchenschule           |
| 8 Bordhaus              | 17 Brunnen                 |
| 9 Schweinehof und Stall | 18 Dunglege                |
| 10 Abteiküche           | 19 Gartenhaus              |

Abb. 1b: *Kloster Lichtenthal, Lageplan 1962/65*

## Das Kloster und die Säkularisation

### Unter markgräfllich-badischer Administration

Als die Verhandlungen über die Entschädigung des badischen Markgrafen für seine linksrheinischen Verluste in Gang gekommen waren, erging es Lichtenthal zunächst wie allen anderen Klöstern im Land. Im Vorgriff auf die Beschlußfassung der Reichsdeputierten und um eventuellen Rechtsunsicherheiten vorzubeugen, ließ Carl Friedrich schon am 19. November 1802 das Kloster in Besitz nehmen und stellte das gesamte Eigentum unter markgräfliche Administration<sup>8</sup>. Daß die Lichtenthaler Klosterkommunität aber dann doch nicht aufgehoben wurde, hat sie aus der Sicht des badischen Hauses dem Umstand zu verdanken, daß es *von einer Markgräfin Unseres Namens und Stammes gestiftet worden ist, bei dem sich die Ruhestätte Unserer Ältesten Ahnherren vorfindet, und das nie aus den Grenzen devoter Dankbarkeit gegen Unser Fürstliches Haus ausgewichen ist*<sup>9</sup>.

Dennoch wurden sämtliche Besitzungen, Gerechtsame und Einkünfte des Klosters konfisziert, die Aufnahme von Novizinnen war verboten und der Rang der Äbtissin sollte auf den einer Priorin herabgesetzt werden. Der Ordensgemeinschaft wurde der Fortbestand aber in Aussicht gestellt, wenn sie ein *fortsetzendes gutes Betragen* und auch *die Gemeinnützigkeit seines Daseyns* unter Beweis stellen würde<sup>10</sup>.

Vom Zisterzienserorden war Lichtenthal isoliert, denn sämtliche anderen Niederlassungen im Land (Tennenbach, Wonnental, Günterstal, Friedenweiler) waren aufgehoben, und zeitweise war Lichtenthal Sammelkloster für Nonnen aus anderen Frauenkonventen. Ziel und Zweck des Umgangs mit den Lichtenthaler Frauen waren offensichtlich: Die Ordensgemeinschaft sollte an Einfluß und Ansehen gering gehalten werden. Darüber, was mit dem Konvent in Zukunft nach dem Ableben der Konventualinnen geschehen sollte, wollte man sich zunächst noch nicht festlegen, denn immerhin war Lichtenthal das badische Hauskloster, in dem für das Seelenheil der Ahnen gebetet und die Erinnerung an diese wachgehalten wurde.

### Einrichtung einer Mädchenschule

Wie in Abschnitt IX des Vierten Badischen Organisationsedikts vom 14. Februar 1803 für die Frauenklöster in Baden-Baden, Mannheim und Rastatt festgelegt war, konnte der Fortbestand nur gesichert werden, wenn der Konvent die Auf-

<sup>8</sup> Vgl. hierzu und im folgenden BRÜMMER 1995, S. 137–145.

<sup>9</sup> Viertes Organisationsedikt vom 14. Februar 1803. Zit. nach SCHINDELE (o.J.), S. 18. – H. SCHMID 1980 a, S. 341f.

<sup>10</sup> Ebd., S. 196f.

gabe eines Lehr- und Erziehungsinstitutes übernehmen würde<sup>11</sup>. Darauf konnten sich die Klosterfrauen einlassen. Sie erklärten sich bereit, im ehemaligen klösterlichen Amtshaus eine Mädchenschule einzurichten. Lichtenthal gehört zu den acht Frauenklöstern in Baden, die nach dem Erlaß des *Regulativs für die katholischen weiblichen Lehr- und Erziehungsinstitute des Großherzogthums* vom 16. September 1811 so und unter einer Reihe weiterer Bedingungen der Aufhebung entgegen. Die betroffenen Klöster waren ausdrücklich auch weiterhin als *Communitäten* anerkannt, hatten aber einem bestimmten Staatszweck, dem Schulunterricht, zu dienen. Die Lehrfrauen trugen zwar ihren bisherigen Habit, aber alle ordensspezifischen Bräuche, Übungen und Satzungen waren abgeschafft und durch Regeln des badischen Landesherrn ersetzt.

### Lichtenthals Sonderrolle

Im Gegensatz zu den übrigen Frauenklöstern widersetzten sich die Klosterfrauen von Lichtenthal der Umwandlung in ein Säkularinstitut. Um den Status der Gemeinschaft entstand zwischen der Klostervorsteherin<sup>12</sup> einerseits und dem Großherzog, der Kirchensektion und dem bischöflichen Ordinariat andererseits ein zähes Ringen. Letztendlich konnte der Konvent den Ordensstatus beibehalten, obwohl Lichtenthal vom Zisterzienserorden de facto getrennt und dem Bischof unterstellt war. Am 9. Februar 1815 wurde die Schule schließlich eröffnet.

Lichtenthals Rolle blieb auch weiterhin äußerst brisant. Das Kloster besaß nach wie vor eine in der Familientradition der badischen Herrscher tief wurzelnde Bedeutung, die nicht so einfach abgelegt werden konnte. Zu eng war dessen Geschichte mit der des Hauses Baden verbunden. Stephanie Beauharnais, die katholische Gemahlin Großherzog Karls, hielt ihre Hand schützend über das Kloster, und besonders Franz Joseph Herr (1778–1837), der katholische Halbbruder Großherzog Leopolds, setzte sich für Lichtenthal ein. Letztlich ist es seinem unermüdlichen Engagement zu verdanken, daß Lichtenthal nicht aufgehoben wurde und unter seiner Regie sich zu einer Lokalität mit einer für das Haus Baden neuen, politischen Bedeutung entwickelte. Den Schlüssel hierzu lieferte die Fürstenkapelle.

<sup>11</sup> H. SCHMID 1980a, S. 197. – BRÜMMER 1995, S. 139.

<sup>12</sup> Der Titel *Äbtissin* wurde ihr schließlich doch belassen, als Pension standen ihr aber nur die Einkünfte einer Priorin zu.

## Die Fürstenkapelle

### Neugestaltung als Mausoleum der vaterländischen Geschichte

Die Pflege der „vaterländischen“ Monumente war ein wichtiges Mittel der politischen Stabilisierung, denn den großen politischen, territorialen und dynastischen Brüchen konnten die badischen Großherzöge nur die historische Kontinuität entgegensetzen<sup>13</sup>. Die Existenz der Kapelle bei der Lichtenthaler Klosterkirche, die als Grablege der badischen Markgrafen gestiftet wurde, ließ die Geschichte der Dynastie sichtbar in die Gegenwart einmünden und bot – wenn man sie entsprechend einzusetzen vermochte – dem regierenden Fürsten eine Gelegenheit, sich auf die großen Namen der Vorfahren zurückzubeziehen.

Vor diesem Hintergrund wurde für den Umgang mit der Fürstenkapelle – bis zu ihrer Umwidmung im 19. Jahrhundert schlicht *Totenkapelle* genannt – das Zusammenwirken von Geschichtswissenschaft, Denkmalpflege, populärem Geschichtsverständnis und aktueller Politik bestimmend. Sie wurde zum Zeugnis der badischen Geschichte, zur dynastischen Gedenkstätte stilisiert, wo aller ehemaligen Regenten des badischen Hauses gedacht werden sollte<sup>14</sup>.

Urheber dieses Gedankens waren der zukünftige Regent Leopold und Franz Josef Herr, Pfarrer zu Kuppenheim, zugleich auch Stiftsarchivar, Historiker des badischen Hauses und Deputierter der Zweiten Kammer im badischen Landtag<sup>15</sup>. Als außerehelicher Sohn Carl Friedrichs fühlte er sich seinem Halbbruder Leopold, Sproß der morganatischen Verbindung Carl Friedrichs mit Luise Caroline von Hochberg, wohl in besonderem Maß verbunden. Denn beide nahmen innerhalb der Familie eine Sonderstellung ein – der eine seiner Herkunft nach illegitim, der andere unebenbürtig. Indem er die Interessen des umstrittenen Thronfolgers zu seinen eigenen erhob, baute Herr seine Position am Hof aus und machte sich in gewisser Weise auch unentbehrlich. Sein Vater hatte ihm 1809 die Pfarrei in Kuppenheim beschafft, wo er mit Unterstützung aus Karlsruhe ein Regiment als Ortspatriarch führen konnte. 1823 ernannte ihn Papst Pius VII. zum Pronotator. Seine Einflußmöglichkeiten wußte er bei der Einrichtung der Erzdiözese Freiburg geschickt einzusetzen – den Freiherrn von Wessenberg betrachtete er als Erzfeind<sup>16</sup>. Dank seiner privilegierten Stellung konnte Pfarrer Herr für Lichten-

<sup>13</sup> Zur Fürstenkapelle vgl. KRIMM 1995, S. 147–158. Konrad Krimm hat aus der Sicht des Historikers die Neugestaltung der Fürstenkapelle nicht nur ausführlich und erschöpfend behandelt, sondern auch scharfsinnig analysiert. Meinen folgenden Ausführungen liegt dieser Aufsatz zugrunde. – Vgl. auch STÖBER 1995, S. 108–115.

<sup>14</sup> HERR 1833. Herrs Schrift ist die wichtigste Quelle zur Baugeschichte der Fürstenkapelle, da die Akten der Bezirksbauinspektion über die Renovierung verlorengegangen sind. – RÖGELE 1927, S. 82.

<sup>15</sup> Zur Biographie Franz Josef Herrs vgl. RÖGELE 1927.

<sup>16</sup> LiKA, Fach 22/3, Geheimrat Herr 1809–1840. Briefwechsel mit dem Nuntius von Luzern, der die Verstrickung Herrs in die Intrigen gegen den Konstanzer Bistumsverweser Ignaz Freiherr von Wessenberg belegt, um 1823.

thal Gemälde, Skulpturen, vor allem aber Reliquien aus Säkularisationsgut erwerben. So gelangten Reliquiare aus der Ettlinger Jesuitenkirche und die Bibliothek des Klosters Fremersberg hierher. 1829 verlegte er aus Krankheitsgründen seinen Wohnsitz von Kuppenheim nach Lichtenthal. Nach seinem Tod 1837 wurde Herr in der von ihm errichteten Antoniuskapelle in Kuppenheim bestattet. Daß er sein Herz in der Fürstenkapelle in Lichtenthal beigesetzt haben wollte, besiegelt die enge Verbundenheit, die er dem Haus Baden und seiner Lebensaufgabe, der Sorge um dessen Grablegen, entgegenbrachte<sup>17</sup>.

Davon, daß man sich in Karlsruhe des politischen Potentials der Kapelle schon früh bewußt war, zeugt der Auftrag zur Renovierung der Kapelle, den Franz Joseph Herr bereits 1803 von Carl Friedrich erhalten hatte. Daraufhin widmete sich Herr mit Eifer der Erforschung der Grablege (Abb. 2) und veranlaßte 1807 die Translation der markgräflichen Herzurnen aus der Baden-Badener Kapuzinergruft in die Herzgruft vor dem Hochaltar der Fürstenkapelle<sup>18</sup>.

Wegen der anhaltenden Kriegswirren und Geldknappheit konnte Herr erst im Spätjahr 1828 mit der Durchführung der Renovierung beginnen. Obwohl die Arbeiten zur *Verschönerung respective Wiederherstellung* der Fürstenkapelle schon lange begonnen und auch wiederholt von Großherzog Ludwig bereits am 14. Dezember 1829 genehmigt worden waren, teilte Herr die Bauherrenschaft später dessen Nachfolger Leopold zu<sup>19</sup>. Der Sinn dieser umgedeuteten Urheberschaft war offensichtlich: Pfarrer Herr ermöglichte so dem Halbbruder, der 1830 die Regierung angetreten hatte, ein bildhaftes Zeugnis für die Legitimität der Thronfolge abzulegen<sup>20</sup>.

Als Baurat und Vertreter der Ministerialbürokratie trug auch Heinrich Hübsch (1795–1863) mit seinem Schlußgutachten über die Arbeiten zur Verunklärung der Bauherrenschaft bei. Mit der Versetzung der Tennenbacher Klosterkirche und ihrer Umwandlung in die Freiburger Ludwigskirche hatte Hübsch 1828 dem Großherzog Ludwig zu einem gebauten Monument verholfen. Nun aber handelte er im Sinn des neuen Auftraggebers Leopold, indem er attestierte, daß die Fürstenkapelle zu Anfang des Jahres 1830 in einem *fast baulosen Zustand* und dem Einsturz nahe gewesen sei; er verschwieg dabei alle Maßnahmen, die bereits in der Zeit Großherzog Ludwigs zur Ausführung gekommen waren<sup>21</sup>.

Bezirksbauinspektor Ludwig Weinbrenner, ein Neffe Friedrich Weinbrenners, leitete gemeinsam mit Herr die Erneuerungsarbeiten; im Oktober 1829 hatte Weinbrenner dafür den Voranschlag ausgearbeitet. Noch zu Lebzeiten Großherzog Ludwigs hatten Pfarrer Herr und Weinbrenner an Leopold ihre Pläne zur Kenntnis geschickt. Zunächst war primär wohl noch die Renovierung eines mit-

<sup>17</sup> KRIMM 1995, S. 157.

<sup>18</sup> K Karlsruhe 1995, S. 392.

<sup>19</sup> HIRSCH 1914/15, S. 4 f. – HERR 1833, S. 30.

<sup>20</sup> KRIMM 1995, S. 147.

<sup>21</sup> Ebd., S. 149.

telalterlichen Bauwerks und eines liturgischen Raums beabsichtigt. Dann aber, ab 1830, beteiligte sich Leopold bis ins Detail an dem Projekt, dem nun die Neukonzeption als Mausoleum zur anschaulichen Inszenierung badischer Geschichte unterlegt wurde<sup>22</sup>. Schon am siebten Tag nach Regierungsantritt soll Leopold die Renovierung der Kapelle, die *im decenten, aber jenem Zeitalter entsprechenden Geschmack* vorzunehmen sei, veranlaßt haben<sup>23</sup>.

Mit dem befreundeten preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Bauherrn des prominentesten Nationaldenkmals im preußischen Königreich, des Kölner Doms, teilte Leopold sein historisches Interesse, die Begeisterung für die gotische Architektur und nicht zuletzt für Fragen der Denkmalpflege. Daß Leopold mit dem späteren König Friedrich Wilhelm IV. auch politisch auf gleicher Linie lag, prägte die badische Geschichte bis zum Ende der Monarchie. Die Fürstenkapelle ist nur eins von vielen Bauwerken im Großherzogtum, die Leopold als Monumente der dynastischen und vaterländischen Geschichte schaffen ließ<sup>24</sup>.

An die propagandistische Wirkung der Lichtenthaler Gedenkstätte stellten Fürst und Pfarrektor große Erwartungen: *Es wird [...] etwas ans Tageslicht kommen, das sich darf sehen lassen und somit die Kritik, der man bisher so ungerecht ausgesetzt war, in diesen, im Sommer von der halben Welt besuchten Ort verstummen müßte*<sup>25</sup>, schrieb Herr an Bezirksbaudirektor Weinbrenner, als dessen Vorgesetzter auch Heinrich Hübsch das Spektakuläre an der Sache explizit hervorhob: *Und diese schon im Allgemeinen anerkannte Forderung einer anständigen würdevollen Herstellung tritt bei der fürstlichen Todenkapelle in verstärktem Maasse hervor, theils im Hinblick auf ihre Bestimmung, theils mit Rücksicht auf den Ort, in dessen Nähe sie gelegen ist und von dem aus ihr jährlich tausend und tausend Besuchende zuströmen*<sup>26</sup>.

Vom nahegelegenen, zur vornehmsten Kurstadt Europas avancierten Baden-Baden pilgerte europäisches Publikum über die Lichtenthaler Allee zur Grablege des badischen Hauses. Pfarrer Herr gab Ansichtenblätter und lithographierte Veduten des Klosters und vor allem der Fürstenkapelle in Auftrag, die helfen sollten, die Popularität des Ortes als Ausflugsziel zu steigern<sup>27</sup>. In Lichtenthal fand sich Prominenz ein, und die großherzogliche Familie benutzte das Kloster gezielt für repräsentative Auftritte. 1814 kam die russische Zarin Elisabeth, eine Schwester des Großherzogs Karl, mit großem Gefolge nach Lichtenthal. Stephanie Beauharnais hatte dem Kloster die Schleppe ihres Brautkleides gestiftet und zu einem Chormantel umarbeiten lassen. Dieses Pluviale trug der Freiburger Erz-

<sup>22</sup> Ebd., S. 149 f.

<sup>23</sup> HERR 1833, S. 30.

<sup>24</sup> HÄFNER 1990, S. 52, 53, 86. – KRIMM 1995, S. 156.

<sup>25</sup> Brief F. J. HERRS an Ludwig Weinbrenner vom 5. März 1830. Zit. nach HIRSCH 1914/15, S. 11.

<sup>26</sup> GLAK 237/43317, Gutachten Heinrich Hübschs vom 18. Februar 1833.

<sup>27</sup> Verlegt 1833 bei J. Velten.

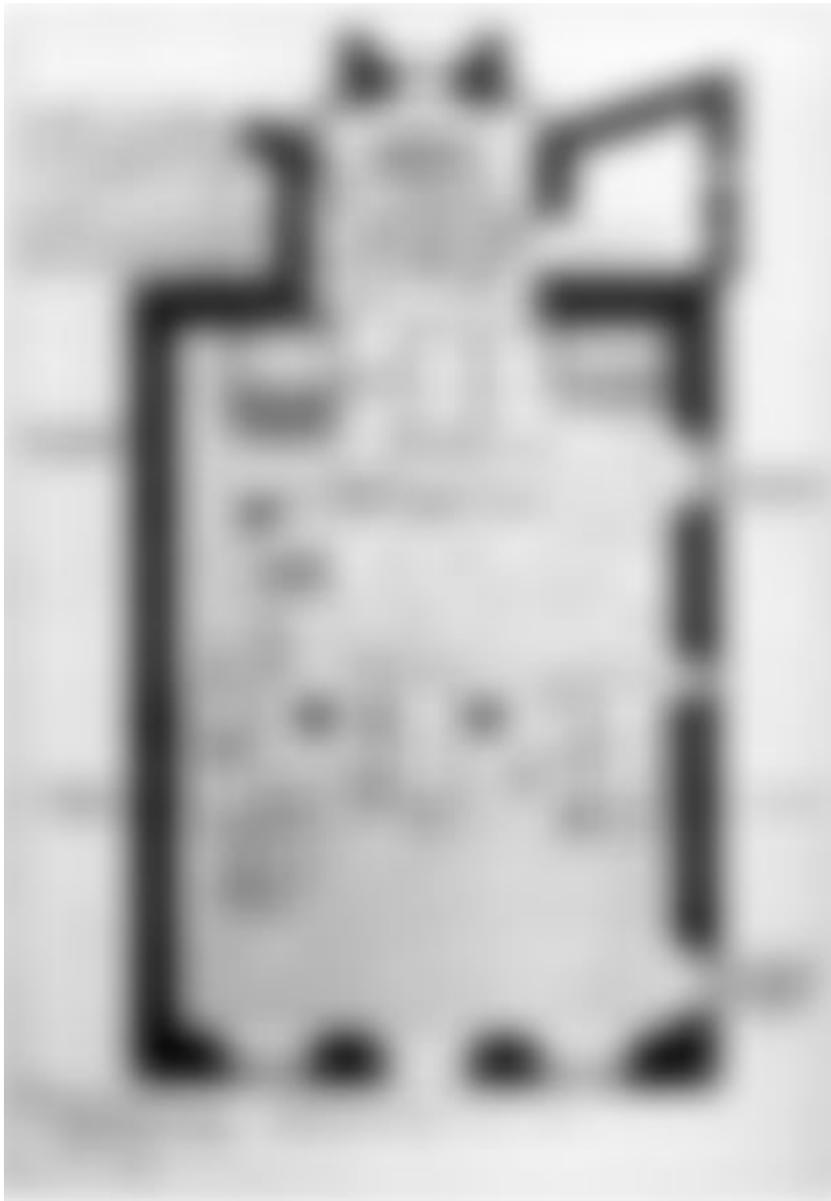


Abb. 2: Grundriß der Fürstenkapelle mit Gräberplan vor der Restaurierung. Farbige angelegte Tuschzeichnung von Louis Wagner nach Angaben und mit Beschriftungen von Franz Josef Herr 1804

bischof Hermann von Vicari beim Pontifikalamt, das anlässlich des 600jährigen Klosterjubiläums in Lichtenthal gehalten wurde<sup>28</sup>.

### Renovierung und Umgestaltung

Herr hatte in Lichtenthal den weitgehend unveränderten Gründungsbau von 1288 angetroffen. Die Ausstattung mit Altären und Grabmälern war sukzessive gewachsen, die Bemalung von Decke und Chor ging auf eine Renovierung von 1503 zurück. Der vollständig mit Grabplatten belegte Fußboden allerdings hatte bei einer Erneuerung zwischen 1720 und 1726 stark gelitten. Feuchtigkeit und häufiges Anheben der Platten bei Bestattungen hatten zu Schäden geführt, so daß der Boden neu geebnet und belegt werden mußte. Die zerbrochenen Platten waren weggeschafft und die Räume zwischen den willkürlich wieder ausgelegten restlichen Steinen anstelle der Tonplättchen mit Ziegeln gefüllt worden<sup>29</sup>. Herr fand Fragmente der entfernten Grabplatten im gesamten Klosterbereich als Spolien vermauert vor. 1740 war die Erneuerung von Dach, Dachstuhl, Dachreiter und der Bau eines Verbindungsgangs ins Krankenhaus notwendig geworden. *Das Innere und Außere der Kapelle war, man darf sagen, schlecht, besonders das Mauerwerk so elend, als mir nichts aus jener Zeit, je vorgekommen [...]*<sup>30</sup>, beschrieb Herr den Zustand der Kapelle. Der mittelalterlichen Ausstattung und den wenigen Stücken, die von der farbigen Fensterverglasung erhalten geblieben waren, maß Herr besondere Wertschätzung zu. Die noch vorhandenen Altäre, Grabsteine und Skulpturen ließ er aufwendig restaurieren und ausbessern<sup>31</sup>.

Zeittypisch fiel Herrs Urteil über die vorgefundenen Reste der mittelalterlichen Wandmalerei im Innern der Kapelle aus: *Ursprünglich war [...] die Kapelle ganz mit Heiligen und Legenden bemalt, die [...] geeignet wären, Furcht und Schrecken, aber nicht Andacht zu erwecken. Roth, Grün und Gelb waren die Hauptfarben. [...] Unter der Regierung der Abtissin Maria, Prinzessin von Baden, wurde die Kapelle [...] 1503 [...] neu bemalt, das Chörlein grün und so auch die Seitenwände angestrichen, das Gewölb des Chörleins blau mit gelben Sternen*

<sup>28</sup> BRÜMMER 1995, S. 140.

<sup>29</sup> HERR 1833, S. 25: *Unglücklicher Weise kam ihre [i. e. der Äbtissin Maria Agnes Polentar, K. St.] Meinung auch an die Fürstenkapelle und traf vorzüglich das Merkwürdigste darin, den Boden, der mit lauter großen Grabsteinen der darin begrabenen Fürsten und Fürstinnen, wie deren noch 14 da sind, belegt, die Zwischenräume aber mit gebrannten, schön geformten und mit eingedrückten Verzierungen versehenen Plättchen belegt war.*

<sup>30</sup> Ebd., S. 25 f.

<sup>31</sup> Ebd., S. 23: *Von den ersten gemalten Fenstern waren nur noch im Chor zwei Sterne übrig, welche wieder da sind, die übrigen sind mit denen der Kirche [...] zwischen 1519 und 1544 zu ewigem Schaden hinweggethan worden. Sie müssen prachtvoll gewesen seyn, wie die Reste zeigen. Das kleine Kapellenfenster rechts oben mit dem gothischen Thürmchen und Reblaub ist ein Überbleibsel der Kirchenfenster, das man noch auf der Bühne fand [...]. Die zwei Sterne sind die Scheiben im Vierpaß der Chorfenster.*

*und rother Einfassung. Abermals viele Heilige in schrecklichen Gestalten, und eine weiß und roth bemalte Oberdecke vollendete die Verunstaltung. Wie mögen die schönen Holzgemälde auf Goldgrund, und die schönen Schnitzarbeiten, die eben damals herkamen, dazu gepaßt haben<sup>32</sup>?*

Mit Johann Belzer, Steinhauer- und Maurermeister aus Weisenbach im Murgtal, wurde der Generalakkord geschlossen, die Zimmermannsarbeiten übernahm Lorenz Barth<sup>33</sup>. Belzer, *ein in allem Technischen bewundernswert erfahrener Handwerksmeister nach mittelalterlichem Muster [...] und auch der höheren Künste wie der Bildschnitzkunst in Stein und Holz beflissen*, hatte für den Pfarrrektor bereits 1818 die Arbeiten an der Antoniuskapelle in Kuppenheim und 1827 an der Heiligkreuzkapelle in Oberndorf übernommen<sup>34</sup>.

Voranschläge und Rechnungen über Bauarbeiten an der Kapelle sind seit März 1829 erhalten. Im Sommer 1829 entstand der gedeckte Brückenbogen zwischen Kapelle und Kirche, der *den schlichten Verbindungsgang in eine markante architektonische Klammer zwischen beiden Baukörpern verwandelte*<sup>35</sup>. Im Herbst des gleichen Jahres wurde mit der Umgestaltung der Westfassade begonnen. Das Portal mit dem badischen Wappen in weißem Murgtalsandstein kam erst 1831 hinzu (Abb. 3, 4).

Laut Herr war das Mauerwerk des oberen Fassadengiebels so schadhaft, daß ihm der Einsturz drohte. Beim Abbruch des oberen Giebelstücks zeigte sich, daß auch der untere Teil erneuert werden mußte. Der ehemals schlichte Westabschluß wurde durch eine in neugotischen Formen reich dekorierte Fassade ersetzt. Mit dieser Fassade zeigt sich die Fürstenkapelle noch heute: Die horizontale Gliederung in zwei Fensterzonen greift die Zweiteilung des Innenraumes durch die Empore auf; die vierteiligen Maßwerkfenster seitlich des gerahmten Portals dienen der Ausleuchtung des Raums unter der Empore. Im Giebelfeld ist der Wand Schleierwerk vorgeblendet, welches im Bereich der Bogenfelder durchfenstert ist. Getreppte Strebevorlagen mit Fialtürmchen flankieren die Fassade auf beiden Seiten. Von dem ursprünglich rötlichen Verputz mit aufgetragener Quaderung und den Einfassungen aus Buntsandstein hob sich der architektonische Fassadendekor aus weißem Murgtalsandstein plastisch ab und setzte vertikale Akzente. Die Fassadengestaltung mittels verschiedenfarbiger Natursteine geschah in Anlehnung an die damals hochaktuelle Architekturlehre Heinrich Hübschs<sup>36</sup>.

Die beiden hochgotischen Steinskulpturen für die Giebelwand der Fürstenkapelle – Propst Gerungus aus Allerheiligen und Uta von Schauenburg – erhielt Herr aus dem säkularisierten Prämonstratenserkloster Allerheiligen. Vor ihrer Neuaufstellung wurden die Figuren nach Weisenbach gebracht und von Bild-

<sup>32</sup> HERR 1833, S. 22–24.

<sup>33</sup> GLAK 237/43317, 13. März 1830.

<sup>34</sup> SAUER 1933, S. 252, 333, 628.

<sup>35</sup> KRIMM 1995, S. 148.

<sup>36</sup> HÜBSCH 1828. – DERS. 1847.



Abb. 3: Der Brunnen im Klosterhof zu Lichtenthal. Im Hintergrund ist der Blick auf die Totenkapelle vor ihrer Umgestaltung zur Fürstenkapelle freigegeben. Für die Klosterfrauen war die Verbindung zur Kirche über eine Fachwerkbrücke hergestellt. Lithographie von J. Velten nach einer Zeichnung von Carl Kuntz 1828

hauer Franz Günther restauriert und ergänzt<sup>37</sup>. Die dritte Figur im Giebfeld, Kaiserin Helena, ist aus weißem Murgtalsandstein und wurde 1832 neu gefertigt<sup>38</sup>.

Auch der hintere Giebel über dem Chor wurde abgebrochen und neu aufgemauert. Linksseitig am Chor mußte ein neuer Strebepfeiler vorgelegt werden<sup>39</sup>. Das mittlere Chorfenster wurde in der unteren Hälfte vermauert<sup>40</sup>, die seitlichen erhielten eine neue Maßwerkfüllung. Schließlich wurde der Verbindungsgang zur Klosterkirche so erneuert, daß er als gemauerte Bogenstellung die Kapellenwand stabilisiert.

<sup>37</sup> GLAK 60/2068, Beilage 4.

<sup>38</sup> GLAK 235/47822, Aktenvermerk Otto Lindes vom 15. Mai 1942. Daß Herr an dieser Stelle eine Steinskulptur der hl. Helena, der Kaiserin, die der Legende nach das Kreuz Christi wiederaufgefunden hat, anbringen ließ, mutet merkwürdig an. Aber auch in Kuppenheim existiert ein Wetterkreuz vom Anfang des 19. Jahrhunderts, das eigentlich das Gehäuse für eine Reliquie bildet. Diese Reliquie besteht aus zwei kreuzförmig angeordneten Splintern vom Kreuz Christi, und sie soll von Pfarrer Herr gestiftet worden sein.

<sup>39</sup> GLAK 237/43317, 17. Dezember 1832; 29. Januar 1833.

<sup>40</sup> LiKA Foto-Ordner Fürstenkapelle, Beschriftung von Sr. Mafalda Baur, 1958.

Baulich-konstruktiv gesehen war im Innern der Kapelle die Feuchtigkeit das vorherrschende Problem, mit dem man sich auch in Zukunft bei Instandsetzungsarbeiten immer wieder befassen mußte. Zunächst versuchte man, den starken Feuchteschäden durch die Zufuhr von Licht und Luft Herr zu werden. Dafür wurde die Sakristei an der Südseite des Chors ab- und ein großes Fenster am linken Seitenaltar sowie 4 *Unterfenster nebst Zuglöcher* neu ausgebrochen<sup>41</sup>. Die Fundamente wurden ausgebessert, das beschädigte Mauerwerk an der Südwand repariert, der Dachstuhl samt Dachreiter und der Verbindungsgang zum Krankenhaus erneuert.

Den Innenraum ließ Herr farbig fassen. Die neue Farbfassung orientierte sich an Hübschs Architekturlehre, die das Sichtbarmachen des Materialcharakters zum Prinzip erhebt: Die Rippen und Wände im Chor sowie der Kielbogen über dem Grabmal Rudolfs IV. wurden *mit Steinfarb* gefaßt, während die Balken der



Abb. 4: Hof des Klosters Lichtenthal mit der neugestalteten Fürstenkapelle. Carl Ludwig Frommel, Aquarell über Bleistift 1831

<sup>41</sup> HERR 1833, S. 22: *Neben der Kapelle stand eine sehr enge und feuchte Sakristei, wozu die eiserne Gitterthür der Eingang war, welche so lang, als täglich fünf Messen in der Kapelle gelesen worden, nöthig, jetzt überflüssig war und deswegen bei jetziger Restauration, wegen Gewinnung des Raums, Lichts und Lufts, abgebrochen wurde.* – Das Fenster am linken Nebenaltar verschwand 1890 beim Anbau der Hamilton-Kapelle.

neuen Holzdecke im Langhaus *Holtzfarb* bemalt wurden<sup>42</sup>. Gewölbekappen und Bohlenfelder erhielten einen himmelblauen Anstrich mit gelben Sternen. Im Langhaus stellte ein umlaufender Maßwerkfries aus Stuck, der die Gliederung des Plafonds aufgriff, den Übergang zwischen Decke und Wänden her. Die Wände in *Rötlicher Steinfarb* wiederum vermittelten farblich zum Ziegelrot des Fußbodens. Die weißgrauen Grabmonumente und Epitaphien, von denen zahlreiche in der Werkstatt Johann Belzers neu gefertigt wurden, waren in die warmen Rot-Töne von Wand und Boden eingebettet.

### Raumbild, Bedeutung und Effekt

1832, nach seiner Fertigstellung, präsentierte sich der Innenraum dem Besucher als Mausoleum des badischen Großherzogs (Abb. 5, 6, 7). Der Eintretende fand sich zunächst im Raum unter der Empore wieder, dessen zeitgenössische Bezeichnung als *Leopold- und Sophien-Halle* samt der kostbaren Ausstattung seine



Abb. 5: Innenansicht der Fürstenkapelle im Zustand vor dem Umbau. Carl Ludwig Frommel, lavierte Pinsel-/Bleistiftzeichnung 1821/23

<sup>42</sup> GLAK 60/2068, Beilage 7 a.



Abb. 6: Fürstenkapelle nach Osten. Klosterfrauen und Priester halten am Grabmal Rudolfs VI. einen Jahrtag. Blatt VIII aus dem Mappenwerk von Constantin Guise, *Das Kloster Lichtenthal*. Im Auftrag von Pfarrer Herr anlässlich der Neugestaltung bei J. Velten herausgegeben. Lithographie 1833

Bedeutung im Gesamtkonzept vermittelte. Die Halle eröffnete sozusagen den Gang durch die Geschichte der badischen Dynastie: Rechts war die Markgrafentafel von Hans Baldung Grien (1833 durch eine Kopie ersetzt) aufgestellt, gegenüber an der nördlichen Wand der Hohenlandenberger Altar aus Konstanz. Als lichtdurchflutete Ahnenprobe waren in den beiden Westfenstern 16 gemalte Wappenscheiben der hier beigesetzten Frauen eingelassen. Herr hatte sie bei Josef Völlinger, der auch die Altäre restaurierte, in Auftrag gegeben; bei der Instandsetzung von 1958 wurden diese Scheiben wieder entfernt. Eigentlich hätte dieser als *Halle* bezeichnete Vorraum das Herzstück des ganzen Unternehmens werden sollen, denn er war auch als Schrein für die Gebeine der ältesten badischen Markgrafen gedacht, die Pfarrer Herr aus Backnang nach Lichtenthal zu translozieren beabsichtigte. Baldachinähnlich überspannt die neue Sandsteinempore mit den aufwendig gearbeiteten Pfeilern und Bögen das Gehäuse. Die hölzerne Winkelempore, die zuvor für die Nonnen die Verbindung zwischen Klosterkirche, Fürstenkapelle und Krankenhaus hergestellt hatte und deren Rundstützen auf Herrs



Abb.7: Fürstenkapelle nach Westen. Blatt X aus dem Mappenwerk von Constantin Guise. Lithographie 1833

Grundriß eingetragen sind, wurde dafür entfernt. Obwohl für Herr erst mit dieser Umbettung die Fürstenkapelle eigentlich vollendet gewesen wäre, wurde sie nicht durchgeführt, denn von Leopold waren die dafür notwendigen Schritte nie eingeleitet worden<sup>43</sup>.

Der Kapellenraum wurde beherrscht vom Epitaph Markgraf Rudolfs VI. Über dem Grab in der Mittelachse und auf den Hochaltar hin ausgerichtet bezeichnete sie, auffällig inszeniert, auch den Platz für die liturgische Memoria der Dynastie, wo die Jahrtagsfeier abgehalten wurde. Für dieses kurz nach 1400 entstandene Epitaph ließ Pfarrer Herr von Belzer vier mächtige, eigenwillig ornamentierte Kandelaber in Stein hauen; ein Weihwasserbecken wurde ebenfalls in der Mittelachse plziert. Erst 1968, als das Irmengard-Epitaph aus der Klosterkirche in die Kapelle kam, verlor die Platte ihre dominierende Position; die Kandelaber stehen heute bezugslos im Raum. Im Chorfenster wird die Mittelachse der Kapelle ein weiteres Mal betont aufgegriffen, um das Haus Baden zu inszenieren. Hier ließ

<sup>43</sup> KRIMM 1995, S. 151.

Pfarrer Herr eine neue Buntglasscheibe mit dem badischen und Eberstein'schen Wappen von der Firma Lorenz Helmle in Freiburg einfügen.

Entlang der Wände sind zehn steinerne, in Form und Dekor reich variierte Gedenktafeln aufgereiht. Das große Inschriftenprogramm in kunstvoll stilisierten, lateinischen Lettern erwähnt die älteren Markgrafen bis zurück zu Berthold I. von Zähringen, dem Stammvater der Dynastie. Die Grabplatten, die im Fußboden eingelassen und im 18. Jahrhundert gehoben und verändert worden waren, ließ Herr heben und in chronologischer Ordnung neu verlegen. Außer den markgräflichen Gräbern waren aber in der Fürstenkapelle auch nichtadlige Grabstätten von Klosterfrauen, Klosterbeamten und Pfründnern zur Ruhe gebettet. Neun dieser Grabstätten ließ Pfarrer Herr entfernen, *so daß jetzt nur fürstliche Begräbnisse des Hauses Baden darinnen sind*<sup>44</sup>.

Bekrönt von badischen Staatswappen und eingefasst durch einen Kranz von Heiligenfiguren präsentierte sich die Inschrift im Chorbogen: *BADENSIUM PRIMUS RUDOLFUS CONSTRUXIT MCCLXXXVIII / BADENSIUM PRIMUS LEOPOLDUS RESTAURAVIT MDCCCXXXII*. In monumentalen Lettern ist hier die Geschichte der Kapelle zusammengefaßt, die darauf hinweist, daß die Geschichte der Dynastie ununterbrochen fortläuft. Typologisch gesehen ist die Inschrift im Triumphbogen im näheren Umfeld ohne Vorbild; sie erinnert aber an die berühmte Widmung Galla Placidias im Triumphbogen von San Paolo fuori le mura, die Leopold 1817 während seines Aufenthaltes in Rom gesehen hat<sup>45</sup>.

Das gesamte Ausstattungsprogramm der Fürstenkapelle war darauf ausgerichtet, die dynastische Tradition auf den Bauherren Großherzog Leopold zulaufen zu lassen und seinen Namen in eine Reihe mit den großen Vorfahren zu stellen. Großzügig wurde die Stiftung deshalb auch mit künstlerischen Pretiosen der badischen Geschichte versehen, die Leopold aus eigenem Besitz beisteuerte oder von Pfarrer Herr aus Säkularisationsgut beschafft wurden<sup>46</sup>: Hier waren die Votivtafel Christophs I., ein Tragaltar des Markgrafen Ludwig Georg, das silbernen Armreliquiar des selig gesprochenen Markgrafen Bernhard und der Hohenlandenberger Altar ausgestellt. Als begeisterter Scheiben-Sammler ließ Leopold die geringen Reste der alten Lichtenenthaler Fensterverglasung durch die spätmittelalterliche Scheiben aus Durmersheim ergänzen; auch über den Wert der im Chor eingebrachten Schweizer Wappen- und Kabinettscheiben war er sich wohl im klaren. Die noch freigebliebenen Flickfriese und Ausfüllstücke wurden mit modernem Buntglas gefüllt<sup>47</sup>.

Die Kosten für die ausgeführten Arbeiten überstiegen den errechneten Voranschlag um mehr als das Doppelte (5097 fl. statt 2181 fl.). Also wurde die reno-

<sup>44</sup> Zit. nach ebd., S. 155.

<sup>45</sup> Ebd., S. 154.

<sup>46</sup> Ebd., S. 154.

<sup>47</sup> GLAK 237/43317, 17. Dezember 1832.

vierte Kapelle einer ausführlichen Begutachtung durch den Baurespizienten des Finanzministeriums, Ministerialrat Regenauer, und Oberbaurat Heinrich Hübsch unterzogen. Die Begutachtung hatte zum Ziel, den von der Domänenkasse zu finanzierenden Anteil der Kosten ausfindig zu machen und erfolgte nach dem Grundsatz, daß *eine mit Sparsamkeit, aber doch mit Anstand zu besorgende Herstellung des Äußeren und des Inneren der Kapelle* zu leisten sei. Die Gutachter kamen nach einem Ortstermin mit Herr zu dem Schluß, daß *der Baupflichtige hier mehr als gewöhnlich leisten darf, ja soll, wenn er sich nicht dem wohlverdienten Vorwurf einer unanständigen Kargheit zuziehen will*<sup>48</sup>, und daß 2365 fl. durch die Domänenkasse zu finanzieren seien. Der Restbetrag von 2735 fl. für die Anschaffung neuer Grabmale, Statuen, Heiligenbilder, für die gemalten Fenster, die neue Glocke und die aufwendig gearbeiteten Portale, Tür- und Fenstergestelle sei aus der großherzoglichen Handkasse zu bezahlen.

Das Restaurierungsprogramm ging also über Wiederherstellung und Hinzufügung weit hinaus, es griff in den Bestand ein und veränderte ihn absichtlich. Für das dynastische Denkmal wurde die liturgische Bedeutung zurückgedrängt, inhaltliche und formale Änderungen wurden vorgenommen. Am deutlichsten in diesem Sinn verfuhr Herr mit den Stifterfiguren aus Allerheiligen, die er an der Westfassade der Fürstenkapelle anbringen ließ: Er verwandelte sie kurzerhand in den Markgrafen Hermann I. als Cluniazenser-Mönch und in Markgräfin Irmengard. Daß sie in Allerheiligen als Propst Gerungus und Uta von Schauenburg bekannt waren, störte Herr weiter nicht – beide rechnete er der badischen Großfamilie zu, und im übrigen seien die Figuren *würdig verwertet*<sup>49</sup>. Authentisches, Dazugewonnenes und Neugestaltetes tauchten die Fürstenkapelle in die seltsame Raummystik einer stimmungsvollen Mischung aus Weihe, Pathos und Kitsch. Als sie am 4. November 1832 im Beisein des Großherzogs eingeweiht wurde, hatte es zwischen Leopold und Franz Joseph Herr noch ein dramatisches Vorspiel gegeben<sup>50</sup>.

### **Stilgetreu, stilgemäß oder stilistisch richtig – Zur Diskussion um die Fürstenkapelle an der Jahrhundertwende**

Joseph Durms Gutachten von 1892

Im Auftrag Großherzog Friedrichs wurde 1890 an der Nordwand der Fürstenkapelle die Gruftkapelle für die 1888 verstorbene Herzogin Marie von Hamilton

<sup>48</sup> GLAK 60/2068, 10. Januar 1833, 11. Februar 1833; 237/43317, 11. Februar 1833.

<sup>49</sup> KRIMM 1995, S. 155.

<sup>50</sup> Zwischen dem Großherzog und Herr war es zum Zerwürfnis gekommen. Noch am 25. September 1832 hatte Leopold gedroht, Lichtenthal aufzuheben. RÖGELE 1927, S. 192, 195–197.

nach Plänen des Bezirksbauinspektors Kredell im neugotischen Stil errichtet. Der Wunsch nach einer *zeitgemäßen Restaurierung* der Kapelle entstand erneut, als bei den Beisetzungsfestlichkeiten der Herzogin der durch Feuchtigkeit geschädigte Bau einen verwahrlosten Eindruck hinterlassen hatte<sup>51</sup>. Josef Durm (1837–1919), Leiter der Großherzoglichen Baudirektion, hatte die Leopoldinische Zeit selbst noch erlebt. Als Schüler Heinrich Hübschs betrachtete er dessen Architekturlehre *durch die Brille des Überwinders* als falsche Richtung<sup>52</sup>. Sein Gutachten vom 7. Oktober 1892 zum Zustand der Kapelle fiel mangels zeitlichen Abstandes wenig objektiv aus. Durm hielt eine *sachgemäße Wiederherstellung* für wünschenswert, *wenn einer solchen die so bedenklichen Restaurationen aus der Zeit des Großherzogs Leopold nicht vorausgegangen wären. Man müßte alles entfernen was damals gemacht worden ist, um ein stilvolles Ganzes zu gewinnen und dazu haben wir kein Recht und wohl auch keine Verpflichtung*<sup>53</sup>.

Josef Durm war 1891 als Sachverständiger des Landes Baden Angehöriger der Kommission, die sich mit dem denkmalpflegerischen Schlüsselfall „Heidelberger Schloß“ befaßte, und sprach sich gegen dessen Wiederherstellung und für die Erhaltung des Bestehenden aus<sup>54</sup>. Trotz aller Vorbehalte, die er gegenüber den Veränderungen der Fürstenkapelle in Leopoldinischer Zeit hegte, trat er für einen zurückhaltenden Umgang bei der notwendig gewordenen Instandsetzung ein.

Die Vorschläge der Bezirksbauinspektion (G. F. Kredell) reduzierte er in seinem Gutachten auf das seiner Meinung nach Nötigste. Die Holzdecke wollte er entgegen Kredells Vorschlag beibehalten, instandsetzen und *stilgemäß färben*. Dem von der Bezirksbauinspektion vorgelegten Entwurf von Kunstmaler Carl Ph. Schilling aus Freiburg zur *stilgemäßen Dekoration* der Kapellenwände und des Chorgewölbes stimmte Durm zu. Der Wandputz sollte jedoch nicht abgekratzt, sondern nur ausgebessert werden. Den Bodenbelag empfand er *im Stile*, zur Einfachheit der Kapelle passend und *in seiner Art originell durch die Mischung aus Backsteinfliese, der großen und kleinen Sandsteingrabplatten*. Schon aus *Pietätsrücksichten* sollten hier lediglich die schadhafte Backsteine ausgebessert werden, *vor dem Einfügen eines sog. sauberen Plättchenbodens sollte man sich hüten*.

Weiterhin riet Durm auch von einer Verkleidung der Wände im unteren Bereich *mit Fayence oder Steinzeugplättchen* aus optischen Gründen ab. Realisiert hatte Kredell eine solche geflieste Verkleidung mit Rapportmuster bereits in der

<sup>51</sup> Die Quellen zur Geschichte des Kapellenanbaus fehlen. Altar und Schlußsteine für die Hamilton-Kapelle fertigte die Eberle'sche Kunstwerkstätte in Überlingen, die Fenster Glasmaler Geiges in Freiburg. Josef Durms Beurteilung der Kapelle fiel ungnädig aus. Er beklagte, daß die hochgotische Form *sowenig mit dem ursprünglichen Bau übereinstimmt wie die [...] Leopoldinischen Zuthaten*; er hätte am liebsten *alles anders gemacht*. KRIMM 1995, S. 158.

<sup>52</sup> HIRSCH 1914/15, S. 12.

<sup>53</sup> Ebd., S. 12.

<sup>54</sup> GLAK 422/1690.



Abb. 8 a: Westansicht

Abb. 8 a–d: Vier Pläne von der Fürstenkapelle, gefertigt im Auftrag des bautechnischen Leiters der Großherzoglichen Bezirksbauinspektion Kredell. Sie geben den Zustand wieder, in welchem sich die Kapelle seit der Erneuerung durch Pfarrer Herr erhalten hatte. Tusche auf Architektenpapier 1904



Abb. 8b: Schnitt nach Westen und Osten. An der Nordwand ist die 1890 durch Kredell angebaute Grufkapelle für die Herzogin Marie von Hamilton eingezeichnet

Hamilton-Kapelle. Die Fliesen wurden als Feuchteschutzmaßnahme anstelle einer direkt auf den Verputz aufgetragenen Schablonenmalerei angebracht, die nach mittelalterlichem Vorbild einen Wandbehang imitiert<sup>55</sup>.

Wenig Gnade vor Durm fand die Fensterverglasung, die auf Pfarrer Herr zurückging, und den Wert der Glasgemälde schätzte er nicht besonders. In seinen Augen waren sie *keineswegs sehr alt*, denn sie gehörten *der deutschen Renaissancezeit an und sind Schweizer Arbeiten*. Darüber hinaus seien *die Ausfüllstücke und Flickfriese bei diesen Fenstern geschmacklos im höchsten Grade, und in der Art, wie man in den dreißiger und vierziger Jahren die Vorplatzthüren bunt zu verglasen pflegte*. Die *kleinen Schweizer Glasbilderchen* seien in den vereinigten Großherzoglichen Sammlungen besser aufgehoben, sie könnten durch neugefertigte *spätgotische* ersetzt werden. Durms negative Bewertung der Lichtenthaler Kabinettsscheiben entsprang der Ablehnung, die seine Architektengeneration ge-

<sup>55</sup> Die hohe Feuchtigkeit in der Fürstenkapelle führte regelmäßig zu Abplatzungen am Wandverputz. Eine Verkleidung mit Fliesen als Schutzmaßnahme vor Feuchteschäden ist ungeeignet, weil im Sockelbereich der Wand die Verdunstungsflächen entfallen und die Feuchte im Mauerwerk aufsteigt. Frdl. Hinweis von Dr.-Ing. Hannes Eckert, SFB 315, Universität Karlsruhe.



Abb. 8c: *Ansicht von Süden*

genüber der deutschen Renaissance hegte. Sein Urteil forderte die Reaktion der untergeordneten Bezirksbauinspektion heraus, die in einer Stellungnahme zu Durms Gutachten ihrerseits den Scheiben *einen beachtlichen Altertumswert* beimaß<sup>56</sup>.

Zu einer weiteren Diskussion um die Instandsetzung der Fürstenkapelle kam es vorläufig nicht, das Projekt wurde mangels finanzieller Mittel verschoben. Erst 1904, nachdem Kredell als bautechnischer Referent wiederum die *ordnungsgemäße Instandsetzung* empfohlen hatte, wurden Maßnahmen zur Entwässerung der Kapelle durchgeführt. Die Innenrenovierung wurde weiter verschoben, obwohl Kredell nun auch die Bedeutung der Fürstenkapelle als Ausflugsziel argumentativ ins Feld geführt hatte (Abb. 8a–d)<sup>57</sup>.

#### Friedrich Ratzel zum Instandsetzungsprojekt von 1907

In der Auseinandersetzung, wie sie Ende des 19. Jahrhunderts um den richtigen Umgang mit den Denkmälern geführt wurde, hatte sich ein Richtungsstreit ent-

<sup>56</sup> HIRSCH 1914/15, S. 14.

<sup>57</sup> GLAK 237/43317, 24. Juni 1903: [...] *um so mehr, als sie [die Kapelle] [...] von Fremden wegen der darin enthaltenen Kunstdenkmäler öfters besucht wird.*



Abb. 8 d: *Schnitt nach Süden*

wickelt. Die eine Gruppe der Fachkollegen forderte unbeirrt die „stilgetreue“ Restaurierung und Wiederherstellung der alten Bauwerke; ihr Hauptvertreter in Südwestdeutschland war Oberbaurat Carl Schäfer (1844–1908), der seit 1890 an der Technischen Hochschule in Karlsruhe lehrte. Die andere Gruppe um Georg Dehio und Cornelius Gurlitt trat gegen Wiederherstellung und für Instandhaltung ein. Die Diskussion um die Denkmalwerte hatte zu einer Akzeptanz auch des zeitgenössischen Kunstschaffens geführt. Zaghafte floß diese Tendenz 1907 in den Antrag der Bezirksbauinspektion zur Instandsetzung der Lichtenthaler Kapelle ein<sup>58</sup>.

Für die Neudekoration wurde nun – vorbehaltlich, daß sich unter der Wandtünche nicht noch alte Malereien fänden – eine Ausstattung nach dem Vorbild der Konradikapelle im Konstanzer Münster empfohlen. Die Konradikapelle war 1875–76 nach einem Gesamtentwurf von Fr. Desiderius Lenz, dem Gründer der Beuroner Kunstschule, mit Malereien ausgestattet worden. Die seit 1868 bestehende Schule schuf mit ihrem neuen Stilwollen eine Kunst von einheitlicher Prägung und Feierlichkeit, die weit ins 20. Jahrhundert vorausweist<sup>59</sup>.

<sup>58</sup> GLAK 237/43317.

<sup>59</sup> Zur Beuroner Schule vgl. SIEBENMORGEN 1978. – DERS. 1983. – KRINS 1988.

Friedrich Ratzel (1869–1907), Schüler von Carl Schäfer und Professor für Architektur an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, wurde mit einem Gutachten zu den Kostenberechnungen der Bezirksbauinspektion beauftragt<sup>60</sup>. Der Vorschlag, die Chorbemalung nach der Konstanzer Konradikapelle ausführen zu lassen, fand seine Zustimmung nicht. *Das Ganze ist ein reizvolles Werk der Benrather Schule von ganz persönlichem Charakter, so daß es sich kaum zu einer Wiederholung eignen dürfte.* Mit Bezug auf die Fürstenkapelle fuhr Ratzel fort: *Die nüchterne stillose Gotik der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts ist an der Architektur der Empore und den seitlichen Grabsteinen leicht zu erkennen. [...] Der Raum ist deshalb eigentlich stillos*<sup>61</sup>. Übrigens strafte auch noch Eugen Lacroix im Kunstdenkmäler-Inventar der Stadt Baden-Baden (1942) die *Monumente* in der Fürstenkapelle mit Verachtung, da sie für ihn *keinen Quellenwert* besaßen<sup>62</sup>.

Friedrich Ratzel störte sich an den bunten Fenstern über der Empore und den *häßlichen, grellfarbenen Friese aus neuerer Zeit*; sie sollten durch Blankverglasung ersetzt werden. Das Wappenfenster im Chor wollte er wegen des *unangenehmen, scharf ultramarinblauen Grundes* nach der Empore versetzen. Ratzel fand, daß die *schönen alten Altarbilder die Hauptnote der Ausschmückung* zu geben hätten. Die Fassung der Wände müsse neutral bleiben, damit die Bilder auf Beste zur Geltung kämen. Als Schäfer-Schüler hatte er den Kunstwert der Kabinettsscheiben erkannt und widmete ihnen in seinem Gutachten besondere Aufmerksamkeit. Für Ratzel, den Architekten der Sammlungsgebäude des Badischen Generallandesarchivs und des Badischen Kunstvereins, war die Kapelle in erster Linie architektonischer Rahmen für eine künstlerisch wertvolle Ausstattung; ihre Funktion als Grablege und Monument ließ er nur in zweiter Linie gelten. Diesen Gedanken machte später auch Fritz Hirsch zur Grundlage für seine Restaurierung.

#### Friedrich Ostendorf zum Instandsetzungsprojekt von 1907

Im darauffolgenden Jahr lieferte Friedrich Ostendorf (1871–1915), der wie Friedrich Ratzel Schäfer-Schüler war und erst kurz zuvor eine Professur an der Technischen Hochschule in Karlsruhe übernommen hatte, ein weiteres Gutachten zur Fürstenkapelle ab<sup>63</sup>. Mit aller Schärfe verurteilte Ostendorf – nicht nur als Architekt, sondern auch als Baugeschichtsforscher mit Schwerpunkt Mittelalterarchitektur – die Ausstattung der Leopoldinischen Zeit, für die, wie er meint, kein vernünftiger Mensch auch nur einen Pfennig ausgeben wolle, wenn sie nicht die Grablege des Herrscherhauses wäre. Nur als solche wäre sie ein der Erhaltung

<sup>60</sup> GLAK 237/43317, Gutachten vom 5. Juni 1907.

<sup>61</sup> HIRSCH 1914/15, S. 16.

<sup>62</sup> Die Kunstdenkmäler Badens Bd. 11/1, S. 420–437.

<sup>63</sup> GLAK 237/43317, Gutachten vom 4. Dezember 1908.

würdiges Monument. Bei der Restaurierung sei die Kapelle unrettbar verschandelt worden und die Eingangsseite *in einem überaus geistlosen Stile ganz neu erbaut* worden; der Innenraum sei *in denselben öden Formen* ausgestaltet worden. Da die Beseitigung aller bei der letzten Restaurierung erneuerten Teile – was er im Grund für richtig hielt, aber ablehnte, weil es einem Neubau gleichkäme – der Kosten halber wohl nicht machbar wäre, wollte er sich auf die *Gewinnung eines stimmungsvollen Innenraumes mit einfachsten Mitteln* beschränken.

Deshalb schlug er vor, den Raum von allem Beiwerk der letzten Restauration zu reinigen. Die Empore, die ihn ganz besonders störte aber nicht zu beseitigen war, sollte durch eine verglaste Holzwand vom Raum abgetrennt werden. Die Decke sollte unter einer neuen Vertäfelung *in der stilistischen Haltung des 17. und 18. Jahrhunderts* verschwinden, der Maßwerkfries aus Stuck sei abzuschlagen, die Konsolen und Baldachine der Figuren über dem Chorbogen sollten ebenso wie die *stilistisch und künstlerisch abscheulichen Grabsteine* entfernt werden. Die alten Kunstwerke wollte Ostendorf ebenso wie Ratzel auf weißgetünchter Wand wirken lassen. Die Vorschläge wurden nicht genehmigt, die Restaurierung abermals verschoben, bis sie endlich von Fritz Hirsch 1914/15 ausgeführt werden konnte.

### Die Instandsetzung durch Fritz Hirsch

Dem Architekten, Kunsthistoriker und Denkmalpfleger Fritz Hirsch wurde, nachdem er 1913 zum hochbautechnischen Referenten des Finanzministeriums ernannt worden war, die Instandsetzung der Fürstenkapelle übertragen. Nicht nur gemäß der Einsicht, daß Söhne zunächst verkennen und erst Enkel ein angemessenes Urteil zu finden imstande seien, konnte er dem Kunstschaffen der Leopoldinischen Zeit respektvoller begegnen; auch die Skepsis der eigenen Zunft gegenüber veranlaßte ihn, zur *gleichmäßigen Wertschätzung und Erhaltung der Kunst aller vergangenen Zeiten, auch der unmittelbar vorangehenden Zeit aufzurufen. Denn der Altertumswert, den wir an letzterer naturgemäß vermissen, wächst ihr von selber zu. Es muß [...] eine Zeit kommen, in der sogar die heute beliebte Ausrottung der Erzeugnisse des Jugendstiles [...] bedauert werden wird und in der man für die infolge dieser Ausrottung rar gewordenen Dinge Liebhaberpreise bezahlen wird*<sup>64</sup>. Hätte man, so Hirsch, entsprechend den Empfehlungen seiner Vorgänger in der Lichtenhaler Kapelle die vielgeschmähte Gotik von 1830 ausgerottet, wäre an deren Stelle keineswegs eine Gotik von 1300 sondern eine von 1900 entstanden. Deshalb kam für Hirsch nur eine Wiederherstellung der Leopoldinischen Schöpfung in Frage (Abb. 9).

Zunächst wurde für eine Beseitigung der Feuchtigkeit im Fußboden und an den unteren Wandteilen gesorgt. Der Boden wurde zeichnerisch und photogra-

<sup>64</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: HIRSCH 1914/15, S. 19–25.



Abb. 9: Fürstenkapelle nach der Instandsetzung durch Fritz Hirsch. Innenansicht nach Osten. Photo 1915

phisch dokumentiert, um den abgenommen Belag nach Einfügen einer mit Asphalt überzogenen Betonschicht Stein für Stein wieder in den vorherigen Zustand verlegen zu können. Die zerbrochenen Backsteine ließ er durch neue ersetzen, die als Handstrichsteine angefertigt wurden.

Eine Sandsteinverkleidung wurde vor die Wand geblendet, welche die Feuchteschäden kaschieren und eine Luftschicht zur Austrocknung des Mauerwerks freilassen sollte. Der Raum wurde beheizt und von außen belüftet, um künftigen Feuchteschäden vorzubeugen. Reste alter Wandmalereien fand Hirsch unter dem vorhandenen Verputz nicht mehr. Deshalb machte er für die Raumgestaltung die Erhaltung alles Vorhandenen und den Gedanken Ratzels, die wertvollen Altarbilder zur Hauptnote der Ausschmückung zu erheben, zu seiner Richtschnur. *Anstelle des Rosa-Tones wurde ein für die Altargemälde besser wirkender neutraler graugrüner Ton gewählt. Vom Wiederanbringen der Aufschriften über den beiden Seitenaltären wurde aus künstlerischen Gründen abgesehen.* Die Holzdecke wurde belassen, erhielt aber einen braunen Anstrich.

Die Buntverglasung der Emporenfenster wurde durch weißes Glas ersetzt, dem Wappenfenster im Chor und den Flickfriesen wurde durch Übermalung im kalten Verfahren die unangenehm empfundene grelle Wirkung genommen. Hirsch nahm die Veränderung von Decke und Fensterscheiben als eine der wenigen Konzessionen an den heutigen Kunstgeschmack in Kauf, *da neben dem Leitsatz der Pietät gegen das Werk von 1830 der praktische Zweck der Renovation nicht völlig außer acht gelassen werden durfte, dem Kunstempfinden der die Kapelle benützenden heutigen Generation und ihrer Gefühlsvorstellung von Raumstimmung Rechnung zu tragen.* Deshalb sei auch der Chor bewußt dunkel gehalten. Am Triumphbogen wurden die zehn Figuren, die Pfarrektor Herr 1832 fertigen und auf Konsolen und unter Baldachinen aufstellen ließ, gegen sechs zuvor auf dem Annenaltar plazierte Figuren unterschiedlicher Entstehungszeit und Provenienz ausgetauscht.

*Badensium Fridericus secundus iterum restauravit 1915,* ließ Hirsch auf der Innenseite des Triumphbogens einmeißeln.

### Die Instandsetzung von 1958

Über die Renovierung von Fritz Hirsch hinaus prägt die Instandsetzung von 1958 das heutige Erscheinungsbild der Kapelle. Den Arbeiten ging ein Aktenvermerk Otto Lindes von 1942 über den Zustand des Außenbaus voraus<sup>65</sup>. Linde war von 1934 bis 1939 Geschäftsführer des Badischen Landesdenkmalamtes und auch noch nach seiner Pensionierung ehrenamtlich tätig<sup>66</sup>. Er forderte die Erneuerung des Hausteinimitationsverputzes, der abblätterte und viele mürbe Stellen aufzeigte. Die praktischen Maßnahmen wurden von Linde präzise vorgegeben. Die Verputzerneruerung sollte *nur mit einem guten, mit gewaschenem Rheinsand hergestellten Speisverputz, der vom Maurer mit der Kelle aufzutragen ist, vorgenommen werden.* Die Hausteinarchitektur der Fassade sollte repariert,

<sup>65</sup> GLAK 235/47822, Aktenvermerk Otto Lindes vom 15. Mai 1942.

<sup>66</sup> Frdl. Hinweis von Dr. Karlfriedrich Ohr, LDAK.

die Bildhauerarbeiten gereinigt, wo konservatorisch notwendig ausgebessert, aber nicht ergänzt werden. Lindes Antrag wurde vom Finanz- und Wirtschaftsministerium aufgrund der Zeitverhältnisse abgelehnt, zumal, wie es in der Begründung hieß, die *fortschreitende Verwitterung kein Kunstgut bedroht, da ja die ganze Fassade ihre Gestaltung bis auf zwei Figuren bei der unrichtigen Wiederherstellung in den Jahren 1830–32 erhalten hat*.

Als dann 1958 das Äußere der Kapelle in Anlehnung an Lindes Vorschläge renoviert wurde, trug man anstelle des rötlichen Hausteinimitationsverputzes einen beigefarbenen Glatzverputz auf<sup>67</sup>. Gleichzeitig wurde auch im Innern der Verputz erneuert und die Fenster repariert. Am Triumphbogen wurden die *unförmigen Baldachine des 19. Jahrhunderts* und die vielgeschmähte Verglasung der Fenster in der Westfassade aus Pfarrer Herrs Zeiten entfernt<sup>68</sup>.

Als schließlich 1968 das Irmengard-Grabmal aus der Klosterkirche in die Kapelle kam, wurde das Grabmal Rudolfs VI. gegen die Nordwand verschoben. Die symmetrische Anordnung der beiden Grabmäler gab die Mittelachse frei. Anlässlich des 750jährigen Klosterjubiläums wurde 1995 in der Fürstenkapelle erneut aufgeräumt. Staub und Patina von nahezu vier Jahrzehnten verschwanden, die Wände erhielten einen neuen Anstrich, die Ausstattungsstücke wurden gereinigt und konservatorisch gesichert. Heute erfreut sich die Kapelle nicht nur als Sehenswürdigkeit und Monument größter Beliebtheit, sie wird in den letzten Jahren immer häufiger als stimmungsvoller Rahmen für Hochzeitsfeiern in Anspruch genommen. Die Kapelle scheint auch dafür die formalen und ästhetischen Ansprüche zu erfüllen.

## Klosterkirche und Klausur

### Die Klosterkirche wird Pfarrkirche

Schon 1804 stand fest, daß die Lichtenhaler Klosterkirche als Pfarrkirche genutzt werden sollte. Aber wie sollte der notwendige Platz für die Pfarrgemeinde geschaffen werden? Drei Vorschläge wurden bei der Baudirektion eingereicht: das Langhaus nach Osten zu verlängern, einen Neubau zu errichten oder einen Teil der Nonnenempore abzubrechen. Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner entschied sich für die dritte Lösung, denn die Kirche hielt er für überproportional lang, und außerdem gefielen ihm die eingereichten Neubaupläne nicht, sie seien *keine schöne[n] Architektonische[n] Projekte. [...] In der schon vorhandenen sehr schönen [...] Klosterkirche* wollte Weinbrenner die Einrichtung für den Pfarrgot-

<sup>67</sup> An der Westfassade finden sich unter dem glatten Verputz noch Reste des Hausteinimitationsverputzes.

<sup>68</sup> LiKA Foto-Ordner Fürstenkapelle, Beschriftung von Sr. Mafalda Baur, 1958.

tesdienst mit geringem Aufwand bewerkstelligen<sup>69</sup>. Um Raum zu gewinnen, sollte der Frauenchor wieder auf seine alte, vorbarocke Größe gebracht und bis zum Gewölbeansatz der Unterkirche gekürzt werden, die Grabmäler – auch dasjenige der Stifterin Irmengard – sollten aufrecht und ebenso wie die Seitenaltäre parallel an den Wänden aufgestellt werden<sup>70</sup>.

Obwohl die Umbauarbeiten im Frühjahr 1809 bereits eingeleitet waren, gelang es den Klosterfrauen, durch Protest bei Großherzog Carl Friedrich die Maßnahmen zu stoppen. Vermutlich auf großherzogliche Anordnung hin ließ Weinbrenner den Umbau einstellen und schlug als die für den Pfarrgottesdienst geeignetere Kirche die Jesuitenkirche in Baden-Baden vor<sup>71</sup>.

Für Lichtenthal freilich ließ sich die Einrichtung des Pfarrgottesdienstes nicht mehr abwenden. Im Sommer 1810 wurde zunächst der Raum unter der Empore zum Langhaus hin geöffnet; Fenster wurden eingebrochen, um Helligkeit zu gewinnen<sup>72</sup>. Da die Nonnen einem Teilabbruch der Empore nur unter der Bedingung zustimmten, daß die Verbindung von Klostergebäude mit Kirche und Krankenhaus bequem hergestellt und die Galerien so eingerichtet würden, daß die Kommunion für die Nonnen von der Kanzel aus stattfinden könne, wurde der Frauenchor 1811 um fünf Meter gekürzt<sup>73</sup>. An den Wänden blieben zwei Galerien bis zur ehemaligen Chorfluchtlinie als Zugang zur Kapelle und zur Kanzel bestehen. Das Irmengard-Grabmal wurde von seinem Platz vor dem Hauptaltar an die Nordwand hinter den Seitenaltar gerückt<sup>74</sup>. Aber erst 1869, nachdem der Innenraum gereinigt, getüncht und mit neuen Ausstattungsstücken versehen war, fand die Einweihung der Lichtenthaler Pfarrkirche statt.

In den folgenden Jahren verschwand die Ausstattung der Barockzeit (Abb. 10). Am Hochaltarblatt hingen die Nonnen wohl besonders, denn es wurde als verkleinerte Kopie in ein neugotisches Gehäuse übernommen. Die barocken Bilder der Seitenaltäre wurden an die Kirche in Ohlsbach bei Offenburg abgegeben. An ihre Stelle kamen neugotische Retabel mit Gemälden von Amalie Benzinger aus Mannheim, eine spätnazarenische Malerin, die während eines Aufenthaltes in Lichtenthal 1860 zum katholischen Glauben übergetreten war<sup>75</sup>.

1870 wurde das Presbyterium vom Langhaus durch eine Holzbalustrade, die gleichzeitig Kommunionbank war, geschieden; 1871 erhielten die Fenster neue

<sup>69</sup> GLAK 422/1688, Bericht vom 27. Oktober 1804.

<sup>70</sup> GLAK 422/1688, Baukostenrechnung vom 25. August 1808.

<sup>71</sup> GLAK 92/77, 21. August 1809–19. Januar 1810.

<sup>72</sup> BAUR 1946, S. 13.

<sup>73</sup> Ebd., S. 14. – GLAK 422/1687, Bauakkord mit Werkmeister Wagner vom 7. Juni 1817.

<sup>74</sup> GUTGESELL 1888, S. 20.

<sup>75</sup> Die beiden neugotischen Seitenaltäre wurden zunächst im rechten Winkel zur Wand, später parallel unmittelbar an der Wand aufgestellt. Die Gehäuse stammten aus dem Kunstatelier des Pfarrers Laib in Ödheim (Wttbg.). Die Kopie des Hochaltarblattes fertigte 1867 Rudolf Buisson aus Baden-Baden, das neugotische Altargehäuse Bildhauer Paul Sayer aus München (1874). Bei der Kirchenrenovation 1946–48 verschwanden die neugotischen Altäre wieder.



Abb. 10: *Blick in den Chorraum der Lichtenthaler Klosterkirche. Einzig bekannte Innenansicht, die Teile der Barockausstattung wiedergibt. Photographie von einer verlorengegangenen, um 1800 entstandenen Federzeichnung*

Buntglasscheiben mit Rapportmuster und Bordüren, und 1884 ließen die Klosterfrauen an der Westseite ihres Chores auf einer Holzempore den *Winterchor* als abgeschlossenen, beheizbaren Raumteil errichten<sup>76</sup>.

<sup>76</sup> Der Winterchor wurde 1934 wieder entfernt.

### Die Instandsetzung kurz vor der Jahrhundertwende

Feuchteschäden gaben Anlaß, daß 1893 in der Klosterkirche erhebliche Instandsetzungs- und Neugestaltungsmaßnahmen ausgeführt wurden. Der Fußboden im Langhaus wurde deshalb um fast einen halben Meter erhöht, über der Ziegellage des gotischen Baus eine Zementschicht eingezogen und die Sandsteinplatten durch Tonplatten ersetzt. Um mehr Raum zu gewinnen, wurden anschließend die Seitenaltäre parallel vor die Wand gestellt, weshalb das Irmengard-Grabmal wiederum versetzt und näher am Hochaltar plaziert werden mußte. Anstelle zweier Gänge links und rechts der Bankreihen führte nunmehr ein Gang durch die Mittelachse<sup>77</sup>.

Was aber lag im ausgehenden 19. Jahrhundert näher, als die schlicht getünchten Wände der Klosterkirche mit einem prachtvollen Bilderschmuck zu versehen und damit eine Botschaft zu vermitteln, die das Vaterland in das Reich der christlichen Weltreligion einband? Eine Verknüpfung ließ sich über den hl. Bernhard von Clairvaux, seinen Namensvetter den sel. Bernhard von Baden und Hermann von Baden herstellen. Da eine aufwendigere Ausmalung durch Spenden finanziert werden mußte, hatten die Nonnen bezüglich Programm und Ausführung ein Mitspracherecht. Die Bemalung sollte *al fresco stattfinden, einfach und würdig gestaltet sein und ihre Motive aus der vaterländischen Geschichte entnehmen, etwa aus dem Leben der Stifter des Klosters, des hl. Bernard und des hl. Hermann von Baden*, lautete der Vorschlag des Konvents gegenüber dem Großherzog<sup>78</sup>.

Von den eingereichten Entwürfen hatten die Klosterfrauen für die szenischen Darstellungen dem Kunstmaler Josef Schultis den Vorzug gegeben, denn sie trauten Schultis zu, *den Bildern Leben und Frömmigkeit einzuhauchen, was für die Kirche eines Frauenklosters besonders zu empfehlen sein wird*<sup>79</sup>. Carl Ph. Schilling sollte die Dekorationsmalerei ausführen. Bezirksbauinspektion und Erzbischöfliches Bauamt lehnten Schultis' Entwürfe ab: *Der Verfertiger verfügt nicht über die [...] erforderlichen Kenntnisse der mittelalterlichen Dekorationsweise*<sup>80</sup>.

Als Baudirektor nahm Josef Durm auch zur Instandsetzung der Klosterkirche Stellung<sup>81</sup>. Zunächst reduzierte er den Maßnahmenkatalog der Bezirksbauinspektion erheblich. Gegen eine umfassende Ausbesserung der gotischen Gewölbe äußerte er sich energisch, denn er hatte erkannt, daß die Verschiebungen in der Gewölbezone bereits kurz nach der Erbauung eingetreten sein müssen und seit

<sup>77</sup> BAUR 1946, S. 20.

<sup>78</sup> GLAK 60/2069, Brief des Konvents an den Großherzog vom 29. Februar 1892: *Wollen Eure Königliche Hoheit huldvollst gestatten, daß wir die unterthänigste Anfrage stellen, ob Allerhöchstdieselben in Betreff der anzubringenden Gemälde besondere Wünsche hegen!*

<sup>79</sup> Zit. nach BAUR 1946, S. 21.

<sup>80</sup> LiKA Fach 25, Bauakte Klosterkirche, Renovation 1892–1895, 3. März 1893.

<sup>81</sup> GLAK 422/1690, Bericht an die Domänenverwaltung vom 24. Mai 1893.

mehr als 300 Jahren unverändert geblieben sind. Bis auf eine Rippe, die ausgetauscht werden mußte, blieb das Gewölbe daraufhin unangetastet.

Ausführlich nahm Durm zu den Wandmalereien Stellung und forderte eine – im historistischen Sinn – *stilreine* Ausstattung nach dem Entwurf Schillings<sup>82</sup>. *Der Figureschmuck auf dem Schultis'schen Plan ist schön und im Stile frühgothischer Miniaturen gezeichnet und paßt daher weniger oder gar nicht zu der spätgothischen Architektur des Baues und zur spätgothischen Dekorationsweise des Schultis.*

Schilling wisse, *was der Stil verlangt und worauf es ankommt*. Die westlichen Bauteile der Klosterkirche erkannte Durm als Barockarchitektur. Der Wunsch nach einer *stilgerechten* Rückrestaurierung veranlaßten ihn deshalb, für die neue Langhausbemalung eine Ausführung im Stil des Barock zu fordern: *Die Architektur der Kirche zerfällt in 2 Theile, in einen spätgothischen Chorbau und in einen barocken Langhausbau. Unvermittelt sind diese aneinander gesetzt und was die Architectur gethan, das soll die Malerei nicht beiseite setzen. Würde man den Barockbau gothisch ausmalen, so würde man eine Geschmacklosigkeit begehen.* Auch hier habe Schilling das Richtige getroffen.

Allerdings hatte der Konvent dem Maler Schultis bereits Zusagen gemacht, so daß ein Kompromiß geschlossen werden mußte: Schultis sollte seine Bilder in einen spätgotischen Stil übertragen. Am neuen Entwurf, den Schultis für das Deckenbild im Frauenchor einreichte, fand Durm nur eingeschränktes Gefallen, dennoch stimmte er der Ausführung zu.

Nachdem die Kirche renoviert war, bedeckten reiche Dekorationsmalereien den gesamten Innenraum (Abb. 11). Ein Fries mit 28 Brustbildern von Ordensheiligen und Engeln durchzog Kirchenschiff und Chor, ganzfigurige Heiligendarstellungen schmückten die Apsis. Zwei große Wandbilder im Langhaus zeigten Geschichten aus dem Leben der Namensvettern Bernhard von Clairvaux und Bernhard von Baden. Auf der Epistelseite war die Legende von der Vision des hl. Bernhard dargestellt, der die zukünftige Gründung Lichtenthals weissagt. Als Gegenstück war auf der Südwand der sel. Bernhard von Baden beim Abschied von den Seinigen abgebildet<sup>83</sup>. Über der Empore war nochmals der hl. Bernhard beim Gebet im Speyerer Dom dargestellt. Weder die Entwürfe noch die Ausführung sind erhalten geblieben, so daß der üppige Raumdekor heute nur noch annähernd auf alten Photographien nachvollzogen werden kann.

Auch im Klausurbereich wurden im ausgehenden 19. Jahrhundert Baumaßnahmen vorgenommen. Die Räume bedurften einer dringenden Modernisierung, denn auch die Klosterfrauen stellten Ansprüche an Komfort, der einen angemess-

<sup>82</sup> Ebd. vom 6. Juni 1893.

<sup>83</sup> Bernhard von Baden soll auf die Regierung verzichtet haben, um sich ungestörter dem Dienst Gottes widmen zu können. Zu den ehem. Wandgemälden vgl. SR. DEODATA 1915, S. 155f.



Abb. 11: *Innenraum der Klosterkirche nach Osten. Der reich dekorierte Innenraum wurde von Josef Schultis und Carl Ph. Schilling ausgemalt. Photo 1893*

senen Standard an Lebensqualität ermöglichte. An den Kapitelsaal anschließend wurde im Ostflügel ein Raum für Turnübungen eingerichtet, hinter dem südlichen Flügel wurden die Holzschöpfe an der Oos als Badhaus ausgebaut.

### Archäologische Spurensuche und wissenschaftlicher Purismus: Neugestaltung des Kirchenraums um 1930

Nach dem Ende des Kaiserreichs konnte man an der historisierenden Dekorationsfreudigkeit keinen Gefallen mehr finden. Restaurieren hieß nun Entfernen der Zugaben des 19. Jahrhunderts und purifizierendes Rückführen auf das architektonische Skelett, das die Zeit vom Mittelalter bis zur Gegenwart überdauert hatte. Nun wurde nicht mehr auf dem Altar des Vaterlandes, sondern auf dem Altar der Wissenschaft geopfert: Für Archäologie und Baugeschichtsforschung wurden mitunter historische Baubestände, Kunstwerke und andere Geschichtszeugnisse zerstört.

Als die Klosterkirche 1934 erneut verändert und renoviert wurde, verschwand nahezu die ganze gründerzeitliche Pracht wieder (Abb. 12). Der Kirchenraum wurde hell monochrom getüncht, nur die drei szenischen Darstellungen an den Langhauswänden und der Decke über der Empore blieben vorerst noch erhalten. Ihre phantasievolle Einfassung wurde durch einen aufgemalten Rahmen ersetzt, so daß die Malereien wie Gemälde vor der gelbweißen Wand schwebten. Die Gewölberippen wurden grau abgesetzt.

Die Renovierung geschah im Anschluß an einen erneuten Umbau des Frauenchors<sup>84</sup>. Im Osten wurde er nochmals um zwei Meter auf seine heutige Länge gekürzt. Der Winterchor konnte aufgegeben werden, nachdem 1926 im Kloster eine neue Heizungsanlage installiert worden war; er wurde zur Orgelempore, mußte aber tiefer gelegt werden. Doppelsäulen, die den Frauenchor bislang getragen und durch die Kürzung überflüssig geworden waren, wurden als Stützen für die Orgelempore wiederverwendet. Auf der Orgelempore wurde auch der neue Chor für die Laienschwestern eingerichtet, die von hier *den besten Platz zur Schau auf den Hochaltar hatten*. Aus dem ehemaligen Schwesternchor hinter den Ställen der Frauen wurde ein Novitiatschor.

Gleichzeitig entstand an der Kirchensüdseite der Kommuniongang, sozusagen als Nachbau des vierten Kreuzgangflügels. Zuvor war bei archäologischen Grabungsarbeiten im Klausurbereich die Mauerflucht des mittelalterlichen Klausurums gefunden worden, so daß der neue Flügel über den Grundmauern des ehemaligen mittelalterlichen aufgeführt werden konnte. Der neue Flügel erhielt entsprechend dem barocken Kreuzgang ein Gratzgewölbe und der Boden einen Belag aus Sandsteinplatten. Auf das Pultdach wurde zugunsten eines Terrassenausbaus für Kranke verzichtet. In die Südmauer der Kirche wurde eine neue Treppe eingebaut, über welche die Empore vom Kreuzgang aus zu erreichen ist. Die Frauen empfangen von nun an die Kommunion nicht mehr auf der Empore von der Kanzel aus: Sie begaben sich von der Empore herab und zogen über den Kommuniongang in den Vorraum der Sakristei. Die Treppe von der Kanzel zur Empore wurde abgebrochen (Abb. 13).

<sup>84</sup> BAUR 1946, S. 24–26. Leitender Architekt des Umbaus war Carl Isenmann.



Abb. 12: *Innenraum der Klosterkirche nach Osten. Photo nach 1934*

#### **Baugeschichtsforschung und Raumprosa nach 1945**

Das 700jährige Klosterjubiläum fiel ins Jahr 1945. Angesichts des Ausmaßes der Zerstörung, der historischen Zäsur und der politischen wie sozialen Desorientierung wurde die Beständigkeit und Unversehrtheit der Klosteranlage zum *Muster*



Abb. 13: Klosterkirche. Kanzel von Thomas König, 1606, am Ausgang zur Nonnenempore. Photo um 1910

*eines sinnvollen, geformten Bereiches menschlichen Lebens, der [...] uns Anhaltspunkte gibt [...] zum Neuaufbau unseres badischen staatlichen Bereiches*<sup>85</sup>.

Otto Linde widmete sich gemeinsam mit Sr. Mafalda Baur der archäologischen Untersuchung und Neugestaltung des Chorbereiches. Allerdings entwickelte

---

<sup>85</sup> WOHLER 1946, S. 8.

Linde seine Aktivitäten über den Kopf von Josef Sauer hinweg, der als Leiter der Kirchlichen Denkmalpflege von Freiburg aus das Kirchenbauwesen in Baden steuerte. Es kam zu heftigen Streitereien auch mit dem leitenden Architekten Carl Isenmann, so daß die Neugestaltung der Kirche sich zur Prestigefrage für die Beteiligten entwickelte<sup>86</sup>.

Die Grabungsarbeiten brachten neben aufschlußreichen Details zur Sepultur im Chorbereich auch die Mauerzüge zu Tage, aus denen sich die Ostteile des mittelalterlichen Gründungsbaus rekonstruieren ließen<sup>87</sup>. Großes Aufsehen erregte die Entdeckung der um 1730 vermauerten Nische zum Grabmal Johannes III. von Lichtenberg mit Resten hochgotischer Wandmalereien<sup>88</sup>. Das Irmengard-Grabmal kam wieder an seinen alten Platz vor dem Hochaltar, die Grabplatte Hermanns V. und die Platte vom Grabmal Conrads von Fürstenberg fanden an den Wänden Aufstellung<sup>89</sup>. Daß die mit Gittermaßwerk verkleidete Thumba abgebrochen wurde, die zum Fürstenberg-Grabmal gehörte, forderte harte Kritik heraus.

*Anscheinend meinen die Leute, wir trieben eine Art Altertumsschändung. [...] Oberbaurat Bosch hat sich sehr gegen die Aufstellung der Grabsteine ereifert. Grabsteine seien keine Wanddekoration und dann noch sie in symmetrischer Anordnung aufstellen*<sup>90</sup>, klagt Sr. Mafalda Baur betroffen, die sehr engagiert an den Arbeiten im Kloster teilnahm und sie ausführlich dokumentierte. Ungeachtet der Kritik wurden – aus Materialmangel – alte Platten zersägt und vermauert, die Gedenksteine, die im 19. Jahrhundert in die Kirche gekommen waren, wurden entfernt.

Das Presbyterium wurde um sechs Stufen angehoben, weil die optische Teilnahme an der Heiligen Messe vom Frauenchor aus *von jeher unmöglich war*<sup>91</sup>. Der neue Unterbau des Altars stand auf dem mittelalterlichen Stipus, der in die allseitig von geschwungenen Stufen umgebene Erhöhung eingemauert war. Die Kanzel wanderte ins Presbyterium, die Steinbrüstungen vom Ausgang zum Nonnenchor wurden seitlich als Teile des Chorabschlusses aufgestellt. Der neugotische Hochaltar war bereits 1940 abgeschlagen worden. Nun wurde der spätmittelalterliche Hochaltar rekonstruiert, ergänzt und im Chorraum aufgestellt. An Ende dieser Maßnahme war die Klosterkirche ein hell gestrichener, musealer Raum, der die mittelalterlichen Schätze zur Schau stellte. Die Wandbilder von

<sup>86</sup> BAUR 1946–1955.

<sup>87</sup> Ebd., S. 6–8.

<sup>88</sup> Die Nische wurde wohl vermauert, als ein Durchgang zur neu angelegten Sakristei notwendig wurde und der Kirchenraum seine Barockausstattung erhielt. Vgl. dazu NIESTER 1952, S. 217–224.

<sup>89</sup> 1968 kam die Platte in die Fürstenkapelle.

<sup>90</sup> Baur 1946–1955, S. 13.

<sup>91</sup> LDAK, Ortsakten Lichtenenthal. Aktenvermerk Otto Lindes, 27./30. März 1950, S. 1.

1893 jedoch blieben gegen den Willen Otto Lindes weiter erhalten<sup>92</sup>. Für die Rekonstruktion der mittelalterlichen Baugeschichte war die Entdeckung zweier Portalgewände an der Südseite und die ergrabene Mauerflucht des alten Klaufstrums von entscheidender Bedeutung. Der wiederaufgefundene Eingang zur alten Sakristei an der Südseite des Chors wurde zur Nische für den Seitenaltar.

Auf Wunsch des Konvents wurde der vordere Teil des Zwischenraumes unter der Frauenempore als Schwesternchor ausgebaut und durch drei flachbogige Öffnungen zum Kirchenschiff aufgebrochen. Für die Böden im Chor und Klaufstrum konnten Platten aus Solnhofner Marmor beschafft werden<sup>93</sup>. Der Chor erhielt eine äußere Umbauung. Für diesen Umgang, der den Kommunionraum, die Beichtgelegenheiten, einen neuen Sakristeiraum und einen östlichen Verbindungsgang zur Fürstenkapelle aufnimmt, mußten der Ölberg zwischen den südöstlichen Strebepfeilern und das spätmittelalterliche, als Geräteschuppen genutzte Beinhaus weichen<sup>94</sup>. Durch den Umgang führt auch der Weg der Bestattungsprozessionen zum Friedhof nahe der Klostermauer. Obwohl man bewußt auf gotisierende Detailformen verzichtete, geschah ein formaler Rückgriff auf die geschlossenen Chorkranzkapellen frühgotischer Zisterzienserkirchen. Als *sich gut an den Chor anschmiegendes, bescheidenes Bauwerk* lieferte das ehemalige Beinhaus die Proportionen für die polygonale Umbauung<sup>95</sup>.

*Mit diesem [...] Neubau war das gesamte umfangreiche Programm, welches die Äbtissin Maria Bernarda Geiler sich vorgenommen hatte, erfüllt worden, dessen Durchführung für sie ein Teil ihres Wirkens als Äbtissin bedeutet & mit dem sie sich ein bleibendes Andenken verschaffen hat*<sup>96</sup>.

### Die Neugestaltung nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil

Im Anschluß an die vom Zweiten Vatikanischen Konzil 1965 verabschiedete Liturgiekonstitution erfolgte die bis heute letzte Umgestaltung der Klosterkirche (Abb. 14). Die Forderung nach einem öffentlicheren und sozialeren Charakter der Meßfeier und größerer Nähe zwischen Ordensangehörigen und Kirchengemeinde bei der Austeilung der Heiligen Kommunion machten eine Neugestaltung des Presbyteriums und einen direkten Zugang von der Nonnenempore zum

<sup>92</sup> *Herr Prof. Linde mochte die beiden 1893 von Kunstmaler Schultis – Freiburg gemalten Wandbilder [...] zustreichen lassen. Wir können uns nicht dazu entschließen. Viele Leute sagen, sie seien nicht so schlecht und störend, daß man sie entfernen müßte. Wenn sie 100 Jahre alt sein werden, gelten sie als Kunstdenkmäler.* BAUR 1946–1955, S. 67.

<sup>93</sup> BAUR 1946–1955, S. 55: *Wir müssen Kirschwasser dafür geben.*

<sup>94</sup> Das Portal vom Beinhaus wurde als Zugang zum Garten zwischen Fürstenkapelle und neuer Sakristei vermauert.

<sup>95</sup> BAUR 1946–1955, S. 6–8.

<sup>96</sup> Ebd., S. 8.



Abb. 14: *Innenraum der Klosterkirche nach Osten. Photo 1985*

allgemeinen Kirchenraum notwendig<sup>97</sup>. Die Veränderungen wurden zwischen Konvent, staatlicher und kirchlicher Denkmalpflege, Hochbauamt und der Oberfinanzdirektion ausgehandelt. Am Ende der Instandsetzung war ein nach den neuen Richtlinien liturgischer Praxis mit nüchtern-sachlicher Ästhetik gestalteter Innenraum entstanden<sup>98</sup>.

Das Retabel wurde abgebaut, der mittelalterliche Stipes gehoben und nach vorne versetzt. Das Tabernakel erhielt einen neuen Aufbewahrungsort im spätgotischen Sakristeihäuschen. Die geschwungene Chortreppe wurde abgebrochen, die neuen Stufen zum Altar reichen nun von Wand zu Wand, damit der Priester ohne Aufstieg inzensieren kann. Die Chorschranken samt den alten Kanzelbrüstungen wurden ebenso entfernt wie die überflüssig gewordenen Seitenaltäre, deren Nischen man zumauerte<sup>99</sup>. Das ständig im Chorraum umherwandernde Irmengard-Grabmal zählte zu den nicht mehr erwünschten Ausstattungsstücken, weil es den Mittelgang verstellte und den Ablauf des Gottesdienstes behinderte. Zusammen mit der Grabplatte Conrads von Fürstenberg – 1946 an der südlichen Westwand aufgestellt, wo jetzt die Treppe zur Empore eingebrochen wurde – mußte die Stifterin in die Fürstenkapelle umziehen.

Der Boden bedurfte einer vollständigen Erneuerung, denn schon 1955 hatte sich unter der Zementschicht, die den Ziegelbelag luftdicht abschloß, der Hausschwamm gebildet. Anstelle der Tonplättchen wählte man einen Belag aus Sandsteinplatten. Die Frage, ob die beiden Wandbilder *Bernhard von Clairvaux* und *Bernhard von Baden* erhalten oder übertüncht werden sollten, erübrigte sich, denn die Schlitze für das neue elektrische Leitungsnetz wurden durch die Bilder gelegt und demolierten sie so sehr, daß die Entscheidung, sie zu entfernen, nicht schwer viel. Die Wände wurden hell getüncht, die Gewölberippen und die Einfassung des Nischengrabes steinfarben gefaßt.

Die zurückhaltende Raumgestaltung macht die neue Fensterverglasung von Emil Wachter zu einem optischen Höhepunkt. Die kräftige Farbigkeit der Chorverglasung klingt in den seitlichen Fenstern langsam ab und geht im barock veränderten Frauenchor in fast blankglasige Scheiben über. Die Resonanz auf die Neugestaltung der Kirche war groß. Als der Erzbischof am 30. Januar 1969 die feierliche Altarweihe vollzog, wurde allenthalben die edle Einfachheit und Schlichtheit des Raumes und die ehemals stark zerstörte, nun wiederhergestellte Einheitlichkeit gelobt.

Diese letzte Erneuerung liegt nun schon wieder mehr als drei Jahrzehnte zurück. Der Purismus der 60er Jahre, dem viele reiche Kirchengestaltungen des 19. Jahrhunderts zum Opfer gefallen sind, stößt schon seit einigen Jahren auf heftige

<sup>97</sup> RAHNER, VORGRIMLER 1966, S. 61, 68. – SELLE 1995, S. 170f.

<sup>98</sup> LDK, Ortsakten Lichtenthal. Aktenvermerk des Staatlichen Hochbauamtes zur Besprechung am 28. April 1966.

<sup>99</sup> Auf Wunsch des Konvents hätte die Kanzel zunächst aus dem Chorbereich entfernt, dann zerlegt und als Ambo verwendet werden sollen. Auf Betreiben des Denkmalamtes blieb sie als bedeutendes Kunstwerk erhalten.

Kritik. Hätte man nicht auch in der Lichtenthaler Klosterkirche die Wandmalereien retten, vielleicht sogar wieder freilegen können? War es nicht ein Akt der Pietätlosigkeit, das Grab der Stifterin zu entfernen? Warum wurden die Altäre abgebaut? Usw.

Als Bauwerk und Kunstdenkmal mußte die Kirche so gestaltet werden, daß sie den neuen Anforderungen gerecht werden konnte. Diejenigen, die sich um die Neugestaltung bemühten, verliehen ihr nicht ausschließlich das Antlitz vergangener Zeiten und verleugneten damit auch nicht ihr eigenes ästhetisches Empfinden. Diese Bemühungen haben als Ergebnis einen Raum hervorgebracht, der heute wieder eine intensive Auseinandersetzung verlangt, denn seine Qualitäten gilt es zu erkennen, zu würdigen und zu erhalten.

## Das Prämonstratenserkloster Allerheiligen

### Aus der Geschichte des Klosters

Auf fast 700 m Höhe, eingebettet in die rauhe, waldreiche Landschaft des tiefen Schwarzwaldes, liegen in einer engen Talkerbe im Westen der steil abfallenden Hänge des Schliffkopfes die Ruinen des ehemaligen Klosters Allerheiligen (Abb. 1). Nichts liegt näher als die Frage: Warum ließ am Ende des 12. Jahrhunderts die Stifterin Uta von Schauenburg ausgerechnet hier ein Kloster errichten? Keiner weiß es genau, aber es war wohl ein schwelender Streit um das zukünftige Erbe Utas, der die Klostergründung zustande kommen ließ<sup>1</sup>. Die Gründungssage berichtet von der Unsicherheit, mit der die Standortwahl für das Kloster getroffen wurde. Ein Esel, beladen mit einem Geldsack, sei von der Schauenburg aus losgeschickt worden<sup>2</sup>. Dort, wo das Tier den Sack mit dem Geld abwerfen



Abb. 1: *Die Klostersruine Allerheiligen im Schwarzwald. Friedrich von Gagg-Löwenberg, aquarellierte Bleistiftzeichnung 1849*

---

<sup>1</sup> SCHWARZMAIER 1996.

<sup>2</sup> Die Gründungssage wurde erstmals 1699 veröffentlicht. Vgl. H. SCHNEIDER 1978, S.348f.

würde, sollte das Kloster errichtet werden. Am Sohlberg scharfte der Esel mit seinem Huf die Erde auf, worauf eine Quelle entsprang, die später der Eselsbrunnen genannt und in Stein gefaßt wurde. An der Wasserscheide zwischen Acher- und Renchtal, wo sich heute die Paßhöhe St. Ursula befindet, warf er seine Last ab. Der Ort erschien der Gründerin jedoch zu rauh und unwirtlich für den Bau des Klosters, so daß sie als Stätte den unterhalb liegenden Talkessel wählte. Da, wo der Esel den Sack abgeworfen hatte, ließ Uta eine Kapelle zu Ehren der hl. Ursula errichten<sup>3</sup>. Solche Esels- oder Maultiersagen finden sich häufiger im Zusammenhang mit Klostergründungen, etwa in Heisterbach und ebenso in Maulbronn, wo ein geldbepacktes Maultier den geeigneten Platz für den Bau der Abtei ausfindig gemacht haben soll, und wiederum weist auch in Maulbronn ein Brunnen auf den richtigen Standort hin.

Der historische Auftakt erwies sich als typisch für den weiteren Verlauf der Geschichte der Prämonstratenserniederlassung im Schwarzwald, denn nur wenig ist urkundlich oder archivalisch belegt, eine Klosterchronik ist nicht erhalten geblieben, wurde vielleicht auch nie geschrieben – nicht einmal das genaue Gründungsjahr ist überliefert. Irgendwann zwischen 1191 und 1196 stiftete Uta von Schauenburg das Kloster als Propstei. Die Stiftung war von Anfang an mit einem ausgedehnten Waldgebiet ausgestattet. Bis zur Säkularisation blieb dieser Wald in klösterlichem Besitz, und auch noch lange Zeit danach hatte der *Allerheiligenwald* als Staatswald in seinen alten Grenzen Bestand. Erst 1975, im Zuge der Verwaltungsreform, kam es zur Aufteilung des Allerheiligenwaldes auf zwei getrennt verwaltende Forstämter<sup>4</sup>.

Die vornehmste Aufgabe des Prämonstratenserordens ist die Seelsorge. Das galt von Anfang an auch für Kloster Allerheiligen. Von hier aus wurden die Siedlungen und Gehöfte in den umliegenden Tälern seelsorgerisch betreut. Für das 13. und 14. Jahrhundert ist belegt, daß sich die Pröpste von Allerheiligen die Pilgerbewegung zunutze machten, um die klösterlichen Einkünfte aufzubessern. Eine Wallfahrt in das entlegene Hochtal sicherte einen stattlichen Ablass, so daß an den großen Festtagen des Kirchenjahres sich ein starker Pilgerstrom hinauf nach Allerheiligen wälzte<sup>5</sup>.

1470 zerstörte ein Brand große Teile von Kirche und Klausur. Dieses Ereignis nahmen die Kanoniker zum Anlaß, um die unwirtliche Gegend zu verlassen. Ein neues Konventgebäude wurde 1471 bei der Wallfahrtskirche in Lautenbach errichtet, und geschlossen siedelten sie ins Renchtal über. Dem unbeschwerteren Dasein im Tal setzte das Generalkapitel von Prémontré jedoch bald wieder ein Ende. Dieses befahl den Konvent an seinen angestammten Platz zurück, und so wechselte die Gemeinschaft 1484 wieder in die rauhen Gefilde. Kirche und Klausur waren zwischenzeitlich bereits repariert und wiederaufgebaut.

<sup>3</sup> Die Kapelle wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgerissen.

<sup>4</sup> GNÄDINGER 1982, S. 179.

<sup>5</sup> H. SCHNEIDER 1978, S. 356.

Im 16. Jahrhundert, als die kriegerischen Auseinandersetzungen um den Glauben ihren Höhepunkt erreichten, wäre es beinahe zum Niedergang des Klosters gekommen. Im Bauernkrieg wurde es geplündert. 1555 richtete erneut ein Brand erheblichen Schaden an Kirche und Klausur an. 1593 waren die rechtsrheinischen Territorien des Straßburger Bistums, zu denen Allerheiligen zählte, unter die Verwaltung des lutheranischen Markgrafen Johann Georg von Brandenburg gekommen. Der Konvent war in dieser Zeit hoch verschuldet. Die Zahl der Chorherren war auf drei gesunken, Novizen durften auf Anordnung des Markgrafen keine aufgenommen werden. Von der Klosterschule, die irgendwann im 16. Jahrhundert eingerichtet worden war, ist 1593 erstmals die Rede, als der Markgraf ihre Schließung anordnete. Letztlich verhinderte ein kaiserliches Mandat von 1599 die Aufhebung des Klosters gerade noch, bevor die Gegenreformation neuen Schwung in die Ordensbewegungen brachte und sich damit auch Allerheiligen wieder erholte.

1657 wurde die Propstei zur Abtei erhoben, die Zahl der Kanoniker stieg nun kontinuierlich an. Neue Reliquien wurden angeschafft und das Gymnasium wieder eingerichtet. Beides – Wallfahrt und Gymnasium – machten das Kloster bald über die Landesgrenzen hinaus bekannt. An den großen Feiertagen wurden hier mehr als 2000 Pilger gezählt. Die Wallfahrten erreichten ihren Höhepunkt, als 1773 Abt Felix Kemmerle die Gebeine des hl. Klemens und des hl. Bonifatius aus den Katakomben in das Schwarzwaldkloster bringen ließ. Das Gymnasium war eine Internatsschule mit hervorragendem Ruf und bot 50 Zöglingen, die aus der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht stammten, Platz.

### Die baugeschichtliche Rekonstruktion der Klosteranlage

Die Baugeschichte des Klosters ist quellenmäßig zwar nicht gut belegt, wissenschaftlich aber – soweit es die Ruine eben erlaubt – recht gut aufgearbeitet (Abb. 2)<sup>6</sup>. Die Klosterkirche wurde in rotem Sandstein errichtet. Der Zeit um 1200, der Bauzeit also, die sich unmittelbar an die Klostergründung anschloß, ist die Westfassade der Kirche zuzuordnen. Hier setzt sich die an vergleichbaren Anlagen wie Hirsau und Maulbronn erinnernde Portalrahmung als Sockel fort und kehrt an Querschiff und Chor wieder. Folglich war in spätromanischer Zeit der Grundriß der dreischiffigen, kreuzförmigen Basilika in seiner gesamten Ausdehnung bereits festgelegt. Wie lange sich die Bauzeit hinzog, ist unbekannt<sup>7</sup>.

Ihrer Ostteile wegen ist die Klosterkirche berühmt und bedeutend: Die hier auftretenden Tellerbasen, Kelch- und Kelchblattkapitelle sowie die kräftigen ab-

<sup>6</sup> Vgl. Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7, Kreis Offenburg, 1908, S. 214–265. – STAATSMANN 1914. – ZIMMERMANN 1948. – STÖBER, Allerheiligen. In: DEHIO 1997, Baden-Württemberg II, S. 7f.

<sup>7</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: SCHMIDT-THOMÉ 1978. – H. SCHNEIDER, 1978.



Abb. 2: *Ansicht des Klosters Allerheiligen von Westen. Lithographie nach älterer Vorlage um 1870*

gekanteten Gewölberippen gelten entsprechend ihrer Datierung um 1220–1250 zu den frühesten gotischen Bauformen, die am Oberrhein nachgewiesen worden sind. Ein Rippengewölbe überspannte die jeweils quadratischen Joche der ehemals turmbekrönten Vierung, des Chors und der Querschiffarme. Besonders malerisch nimmt sich der Kapellenanbau am südlichen Querschiffarm aus, denn das kleine, unversehrte Gehäuse aus der Mitte des 13. Jahrhunderts scheint den zerstörerischen Ereignissen getrotzt zu haben, während der große Kirchenbau nach und nach zur luftigen Ruine wurde. Vom Mittelschiff stehen nur noch die südlichen Arkaden. Nach dem Brand von 1470 wurde das Langhaus offenbar neu errichtet, denn die Sockel, Grundmauern und Mauerreste erlauben eine Rekonstruktion als dreischiffige Hallenkirche zu drei Jochen. In allen Teilen war sie mit einem Rippengewölbe eingedeckt. Der spätromanischen Westfassade der Kirche wurde im 13. Jahrhundert eine dreischiffige Vorhalle vorgelegt. Als Lapidarium birgt sie heute Architekturfragmente, Grabsteine und Sarkophage.

Über die Glaubenskriege hinaus waren die Territorien am Oberrhein durch die anhaltenden Auseinandersetzungen mit Frankreich im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert wirtschaftlich extrem geschwächt. Obwohl sich die katholische Kirche und die Ordensgemeinschaften im Zug der Gegenreformation rasch wieder

erholt hatten, kam es in den grenznahen Territorien deshalb nur vereinzelt, und wenn, dann vergleichsweise spät, zur Rezeption der barocken Baukunst. Auch in Allerheiligen baute man im Barock nicht neu. Nur der Innenraum wurde modernisiert und erhielt eine neue Ausstattung. Der Fußboden wurde um 40 cm höher gelegt<sup>8</sup>, neue Altäre wurden angeschafft und auch ein neues Chorgitter. Aber schon der Stuck wurde eingespart und der Innenraum nur weiß getüncht<sup>9</sup>. Von der mittelalterlichen Kirchengestaltung blieben nur die Sandsteinskulpturen der Uta von Schauenburg und des Propstes Gerungus, die wohl um 1300 entstanden sind, erhalten. Der Kuppenheimer Pfarrektor Franz Josef Herr sorgte dafür, daß sie nach der Säkularisation nach Kloster Lichtenthal kamen und links und rechts über dem Portal der Fürstenkapelle angebracht wurden<sup>10</sup>.

An der Südseite der Kirche schloß sich die Klausur an. Nach einer Urkunde von 1469 waren die Bauten im unteren Geschoß aus Stein, darüber aus Fachwerk<sup>11</sup>. Das entsprach dem allgemein üblichen Standard südwestdeutscher Klosteranlagen des Mittelalters. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden die Klausurgebäude weiter ausgebaut und verändert<sup>12</sup>. Wie im Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal wurde auch in Allerheiligen im 18. Jahrhundert der Nordflügel des Kreuzgangs abgebrochen. Im Westflügel war das Abtshaus untergebracht. Von hier aus führte eine hölzerne Brücke in das südlich außerhalb der Klausur gelegene Gästehaus des Klosters, daneben befand sich eine kleine Mühle. Gegenüber der Abtei an der Westmauer standen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem Garten die Metzger- und ein Badhaus. Südlich vom Garten erhob sich ein stattliches Gebäude, in dem die Knechte und die Pilger untergebracht wurden, und endlich schlossen sich nach Süden die Ställe und Scheunen an. Die ganze Anlage einschließlich der Kirche umgab eine Mauer mit drei Zugängen.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erfuhr die Anlage erneut bauliche Veränderungen: Die Abtei wurde aus der Prälatur im Westflügel in das Gästehaus verlegt; ein gewölbter Torweg verband nun die neue Abtei mit der Prälatur. Im Westflügel des Konvents, der im Kern noch in dem heutigen Gastronomiebetrieb erhalten ist, wurden Krankenwohnung, Kellerei und Küche eingerichtet. Die Metzger- und die Badhaus wurden in den südlichen Bereich des Wirtschaftshofs verlegt. An ihren Platz kam das Gymnasium. Die Gartenanlage wurde über drei Terrassen vergrößert und mit ausgedehnten Wegen, Ruhebänken sowie einer Balustradeneinfassung versehen.

So sah es in Allerheiligen bis 1802 aus, als der badische Staat das Kloster übernahm (Abb. 3). Schon wenige Jahre später waren von all dem nur noch die Kir-

<sup>8</sup> SCHMIDT-THOMÉ 1979, S. 10.

<sup>9</sup> H. SCHNEIDER, 1978, S. 373.

<sup>10</sup> Zur Person Franz Josef Herrs vgl. RÖGELE 1927. – Zu den beiden Skulpturen aus Allerheiligen vgl. xxx.

<sup>11</sup> H. SCHNEIDER 1978, S. 362.

<sup>12</sup> Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7, 1908, S. 263.

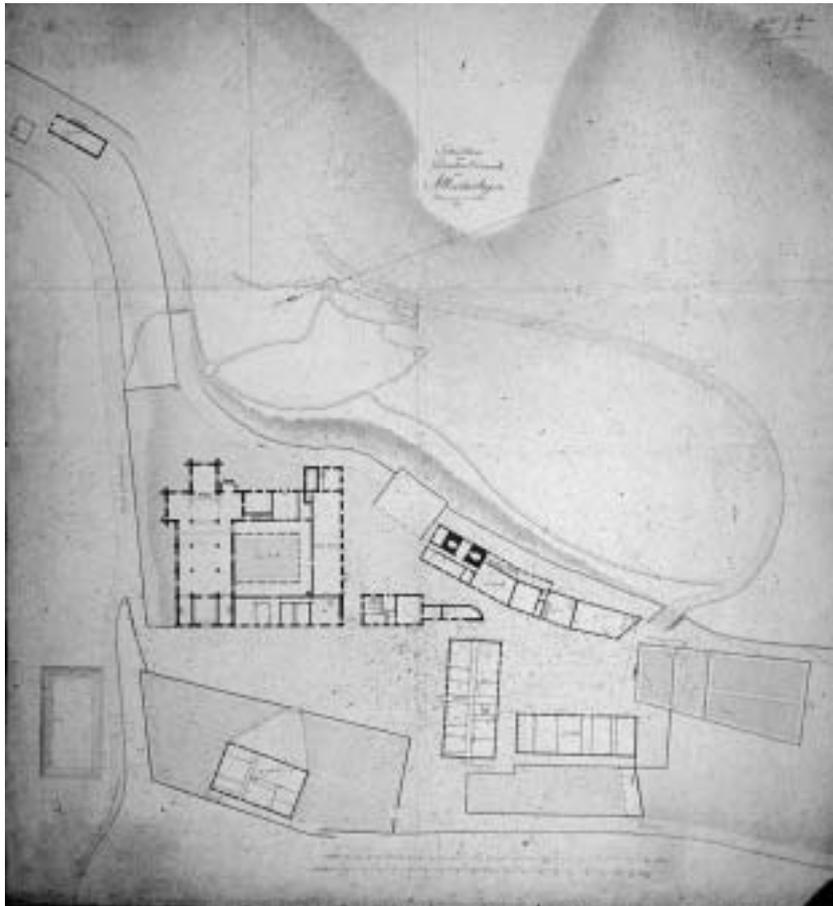


Abb. 3: Kloster Allerheiligen, Situationsplan. Aufgenommen unmittelbar nach der endgültigen Aufhebung des Klosters im Oktober 1803

chenruine, der westliche Konventbau, ein Teil des Gasthauses, ein Wirtschaftsgebäude, in dem heute das Informationszentrum und ein Kiosk untergebracht sind, und Reste der Garteneinfassung vorhanden.

### Lage und Landschaft

Allerheiligen ist heute ein beliebtes Ausflugsziel. Die Relikte des Klosters, einige Nebengebäude aus klösterlicher Zeit, zwei Hotelgebäude, die im späten 19. Jahrhundert entstanden sind, ein paar moderne, über alten Fundamenten errichtete

Gebäude und die Reste einer terrassierten, spätbarocken Gartenanlage füllen den Boden des Hochtals aus, bevor es sich weiter nach Süden wieder verengt und zur Schlucht wird. Drei gut ausgebaute Fahrstraßen führen, von Süden, Westen und Norden kommend, in die unmittelbare Nähe des Klosters zu den großzügig angelegten Wald- und Wanderparkplätzen. Von hier aus verbleiben bis zum Kloster kurze Distanzen, die auf bequemen Wegen zu Fuß zurückgelegt werden können. Der beliebteste und berühmteste dieser Fußwege ist derjenige entlang der Wasserfälle, die sich rühmen dürfen, mit ihrer siebenteiligen Kaskade die größten natürlichen Wasserfälle Deutschlands zu sein. Am Ende des schmalen Hochtals schließlich entschädigt den Fußgänger für die Mühsal des Aufstiegs nicht nur der Anblick der Ruine, sondern auch derjenige einer Einkehrmöglichkeit. Als touristische Sehenswürdigkeit gehören heute Ruinen und Wasserfälle untrennbar zusammen – das eine scheint ohne das andere nie existiert zu haben.

Dem war früher freilich nicht so, und auch die großzügigen Fahrstraßen täuschen für die klösterliche Vergangenheit eine Zugänglichkeit vor, die der Realität nicht entsprach. Allerheiligen war *eine öde Wüstenei, ein entsetzlicher Ort, einsam, rauh und kalt, weit entfernt von größeren Siedlungen*<sup>13</sup>. Es war ein gemiedenes und für eine Siedlung ungeeignetes Gebiet. Seit der Gründung am Ende des 12. Jahrhunderts gab es für das Kloster zunächst eine Hauptverbindung in die Welt über den Sohlberg nach Lautenbach und Oberkirch, die heute noch *Allerheiligensteig* heißt. Der zweite wichtige Weg zum Kloster führte über das Kappler und Unterwassertal, dann durch den Waldulmer Allmendswald zur Ursulakapelle oberhalb des Klosters, wo sich die beiden Wege vereinigten. Der dritte Weg führte nach Oppenau, aber nicht durch das Lierbachtal, sondern ebenfalls über die Ursulakapelle, den Eselskopf und den Langen Acker, den Braunbergrücken und den Rinkenhof, von wo aus dann das Lierbachtal begangen wurde<sup>14</sup>. Die Wasserfälle waren unzugänglich, und die steilen Felswände der *Büttenschrofen* genannten Schlucht mußten weiträumig umgangen werden.

In diesem gottverlassenen Hochtal gab es nichts, was das Kloster hätte zum Florieren bringen können. Der Unterhalt der Kanoniker war zwar über Stiftungen, die Waldwirtschaft sowie durch die Seelsorge in den umliegenden Tälern abgedeckt; seit dem 16. Jahrhundert brachte ein klostereigenes Gymnasium zur Ausbildung von Priestern geringe zusätzliche Einkünfte. Aber bis auf das Wenige, das die bescheidene Viehwirtschaft einbrachte, mußte alles, was das ganze Jahr über gebraucht wurde, hier hoch gebracht werden; es gab kaum etwas, das die Mönche zum Leben an Ort und Stelle vorfanden. Und so kam es in der Geschichte des Klosters nicht nur einmal vor, daß man versuchte, den unfreundlichen Ort zu verlassen, um ein erquicklicheres Dasein drunten im Tal zu führen.

<sup>13</sup> GLAK 84/62. Beschwerde der Mönche beim Generalvikar des Ordens. O. D., 18. Jahrhundert.

<sup>14</sup> GNÄDINGER 1982, S. 30.

Erst der umfangreiche Wegebau des 19. und 20. Jahrhunderts hat mit seinen vielen Straßen das Bild des Waldes hier einschneidend verändert. Der Verlauf der alten Wege ist nur noch unvollständig rekonstruierbar. Der Ausbau des modernen Wegenetzes aber war entscheidend für die weitere Geschichte des ehemaligen Klosters, nachdem es 1802 aufgehoben worden war.

## Allerheiligen am Ende des Alten Reiches

### Josef Ignaz Peter, *Jugenderinnerungen*

Die Schilderungen in den *Jugenderinnerungen* des Konstanzer Regierungsdirektors Josef Ignaz Peter, der von 1801 bis zur Schließung 1803 Schüler des klösterlichen Gymnasiums war, zählen zu den raren schriftlichen Zeugnissen, die – Peter schreibt aus der Sicht eines gerade dem Kindesalter entwachsenen Knaben – ein Stimmungsbild vom Leben droben in Allerheiligen kurz vor der Säkularisierung vermitteln:

*Am Morgen des 31. Oktobers 1801 reiste ich, begleitet von meinen Eltern [...], und trotz der abscheulichen Wege, die sich dazumal fast nur für Ochsenwagen eigneten, langten wir beizeiten in Allerheiligen an, wo wir herzlich willkommen geheißen wurden. Schon hatten sich die Zöglinge, oder die Studenten, wie man sie lieber nannte, in einer Stärke von wenigstens 50 Köpfen beinahe vollzählig eingefunden, und meine Mutter, die diesen Ort zum ersten Mal betrat, war erstaunt, in dieser Abgeschlossenheit so viel munteres Leben anzutreffen [...]. Das Studentenhäus, unweit vom Kloster und etwas höher gelegen, stand abgesondert in dem Garten [...], nur etwa ein Klafter weit von der Bergwand abstehend, ein langes und breites Gebäude, dessen oberes Stockwerk von Holz errichtet war, enthielt unten neben den Schul- und Studiersälen die Wohnung unseres Dieners, und wenn man so will unseres Türhüters. [...]*

*Die hohen geräumigen Schulsäle zu ebener Erde, nichts weniger als zierlich zu nennen, waren ihren Zwecken gemäß solide ausgestattet [...]. Im oberen Stock befanden sich unsere Schlafsäle – drei, wenn ich mich recht besinne – und durch einen breiten Gang davon getrennt die Wohnung des Magisters und seiner bejahrten Haushälterin. Die Schlafsäle der Studenten, mit Möbeln nur zur Notdurft versehen, hatten einen hölzernen Fußboden und enthielten zwei Reihen von Schlafzellen, die durch eine durch die ganze Länge des Saales laufende Bretterwand voneinander geschieden waren, wie auch die einzelnen Zellen unter sich durch einfache Bretterwände gesondert waren [...]. Nach oben wie nach vorne, nach der Fensterseite, standen die Zellen offen, und wer nicht so glücklich war, ein Fenster direkt vor sich zu haben, dem blieb nur der Blick auf die nackte Wand [...]. Ein Punkt nur machte eine empfindliche Ungleichheit. Es war nämlich gestattet, vor dem Fenster in einem Verschlage von Brettern ein Gärtchen anzulegen. Das mußte bei denen, die kein Fenster besaßen, Eifersucht erzeugen [...].*

*Mit Beichten waren wir nicht sonderlich geplagt, um so mehr dagegen mit Ministrieren. Um vier Uhr des Morgens schon hörte man das Glöckchen vom Kloster her, und hurtig mußte der, der an der Reihe war, aus dem Bett steigen, sich ankleiden und in die Kirche eilen. Aber bald tönte das Glöckchen wieder; ein anderer mußte springen, und so ging es fort, bis die Herren alle ihre Messen gelesen hatten. Im Winter – im Winter von Allerheiligen! – war das keine Kleinigkeit. Zum Glück bestand eine streng geregelte Abmachung, derzufolge das erste Aufstehen der Reihe nach an alle kam, und zudem hatten einige von den geistlichen Herren das in unseren Augen entscheidende Verdienst, ihre Messe schneller zu erledigen [...].*

*In der Andacht wurde Maß gehalten und Ziel. Doch mußten wir des Morgens mit dem Eintreten in die Studiensäle, dann vor und nach jeder Mahlzeit und abends vor dem Schlafengehen jeweils ein kurzes Gebet, und dies in Latein, unabänderlich verrichten [...]. Die anderen Herren im Kloster, die uns nicht zu erziehen hatten, waren gegen uns ohnehin voll Freundlichkeit, besonders zwei uralte Greise und auch der Prälat. Wie oft haben sie uns von ihren Zimmerfenstern herab schöne Äpfel in den Schnee geworfen!*

*Wir hatten drei Mahlzeiten [...]. Unser Speiseraum oder Refektorium war ein Saal im Erdgeschoß der Abtei; zwei Tafeln liefen an der Wand hin, und oben zwischen beiden stand der Tisch der drei Herren, die, wenigstens beim Mittag- und Abendessen, über uns die Aufsicht zu führen hatten. Was unsere Kost angeht, so konnte sie bei dem geringen Betrag des Pensionsgeldes nicht vornehm sein, und manchem von uns wollte sie in der Tat nicht munden, obwohl in der frischen Luft von Allerheiligen und bei der vielen Bewegung, die wir uns machten, der Appetit, der beste aller Köche, unzweifelhaft vorhanden war. In der dicken Mehlsuppe, die unser Frühstück ausmachte, in den hochbeladenen Platten mit „Knepfeln“ – einer obligaten Speise der Schwaben –, in dem Salat, den wir je nach Jahreszeit erhielten und in dem Ragout, das nicht selten auf die Tafel kam, entdeckte man mitunter allerdings Dinge, die nicht auf allzu große Sorgfalt und Reinlichkeit bei der Zubereitung schließen ließen und einen hinlänglichen Begriff von dem etwas summarischen Verfahren gaben, das in der Küche hinsichtlich der Studententafel gebräuchlich war [...].*

*Abends mit dem Schlag sechs Uhr längstens mußten wir zu Hause sein; in geschlossene Ortschaften durften wir ohne Begleitung der Vorsteher nicht gehen, und zu den großen Wasserfällen und Becken war uns der Zutritt ausdrücklich verboten. Unter jener Bedingung und mit diesen Ausnahmen hatten wir übrigens freien Flug [...].*

*In den ebenen Wegen um das Kloster her, besonders in der Großen oder Hauptallee, sah man an jedem schönen Tag die Professoren in der Mitte ihrer Schüler wandeln, um nach der Sitte des alten Athen gehend und im Freien zu lehren. Und in der Tat, wenn sich irgend eine Stätte dazu eignete, so war es dieser abgeschiedene stille Ort mit seinen gründurchsonnten Laubdächern [...]. So im Schatten und doch unter freiem Himmel und in frischer Luft geschah das Abbö-*

ren der Zöglinge; und zum Zweck des Unterrichts wurde alles vorgenommen, was an den Aufenthalt zwischen vier Wänden nicht unbedingt gebunden ist [...]. Ein täglicher Gang war der nach dem Kapellenberg, wo die Ursulakapelle stand. [...] Jedenfalls war hier oben ein genügender Raum zu unsern Ball- und anderen Spielen [...]. Das Schlittensfahren wurde hier mit klassischem Schwung betrieben. Jeder Studiosus hatte seinen eigenen, mit Namen bezeichneten Schlitten, nur einen halben Fuß hoch, aus hartem Holz stark gebaut, nicht viel breiter als ein Schub und kaum anderthalb Fuß lang [...].

Gegen die Faschingszeit hin wurden passende Schauspielstücke einstudiert. Es gebrach uns weder an einer Schaubühne, noch an bescheidenen Dekorationen und Kostümen. Der Geist des Scherzhaften und des Komischen, der zu solcher Zeit in die Leute fährt, war den Klöstern überhaupt nicht fern; nur durften weder die Geistlichen noch auch die Laienbrüder Rollen übernehmen. Um so geeigneter und um so aufgelegter dazu waren die Studenten; und wenn es nötig schien, ließen sich in der Nachbarschaft von Allerheiligen leicht ein paar Spaßvögel finden, die man zu Hilfe rufen konnte [...]. Endlich mußte es auch in unserem Kessel Frühling werden [...]. Nun war die Zeit des Gärtelns gekommen [...]. Rettiche und Kresse waren alles, was wir pflanzten und auch alles, was wir dem Boden zumuten konnten [...]<sup>15</sup>.

### Der kontinuierliche wirtschaftliche Abstieg seit 1757

Von außen betrachtet schien bis zu dem Tag, als der badische Staat von Allerheiligen Besitz ergriff, alles in bester Ordnung; das Dasein innerhalb der Klostermauern hätte man sich beschaulicher kaum vorstellen können – so beschreibt es jedenfalls der literarische Rückblick noch heute sehr gern. Aber schon erheblich früher, seit 1757, als das Kloster unter Vermittlung des Abtes von Prémontré den Straßburger Fürstbischof als Landesherrn formell anerkennen mußte und damit sein bisheriges unabhängiges Eigenleben beendet war, hatte Allerheiligen mit wachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen<sup>16</sup>. 1772 untersagte der Bischof dem Kloster den Erwerb von Liegenschaften und die Annahme von Erbschaften. Die seit Jahrhunderten festgelegten klösterlichen Privilegien wurden kurzerhand aufgehoben, so daß die Abgaben, die früher an das Stift entrichtet werden mußten, künftig zu Steuern herangezogen werden konnten.

Daß die Französische Revolution eine politische Krise auslöste, die sich unmittelbar in den rechtsrheinischen Territorien des Straßburger Bistums auswirkte, hatte für Allerheiligen fatale Folgen. Aus Straßburg flohen Professoren und Studenten des theologischen Seminars und suchten zusammen mit zahlreichen sonstigen Vertriebenen Aufnahme im Kloster. Vom Personal des geflüchteten Fürst-

<sup>15</sup> Zit. nach H. SCHNEIDER 1986, S. 348–356.

<sup>16</sup> GNÄDINGER 1982, S. 43, 53.

bischofs Rohan, der mit seinem Hofstab und der Beamtenschaft in Ettenheim residierte, kamen sechs bischöflich-herrschaftliche Jäger ins Kloster, die hier als Waldschützen eingesetzt werden konnten<sup>17</sup>. Das alles war nun noch nicht weiter schlimm. Daß jedoch die Revolutionsarmee bereits seit 1795 die rechtsrheinischen Straßburger Territorien besetzt hielt, daß das Kloster sich nicht mehr aus Einnahmen durch Zinsen, Gefälle und Zehnten ernähren konnte, weil sämtliche Abgaben an die Besatzungsarmee flossen, und daß ihm zusätzlich die Zahlung von Kriegskontributionen auferlegt war, hatte weitreichende wirtschaftliche Folgen<sup>18</sup>. 1796 mußten die Konventualen mitsamt dem Archiv und Wertgegenständen vor der anrückenden französischen Armee vorübergehend nach Obermarchtal, dem nächstgelegenen Prämonstratenserklöster, fliehen. Dem kontinuierlichen Abstieg, der sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts abzeichnete, setzte die Säkularisation schließlich ein Ende.

## Die Säkularisation des Klosters

### Besitzergreifung und Auflösung

Seit dem 22. September 1802 hielten markgräfliche Truppen Kloster Allerheiligen besetzt<sup>19</sup>. Am 29. November eröffnete der ehemals fürstbischöflich-straßburgische Landvogt Geheimrat von Lassolaye, der von der markgräflich-badischen Regierung als *Kommissär* eingesetzt wurde, in Gegenwart des versammelten Konvents die Aufhebung des Klosters und dessen Übergang in markgräflichen Besitz<sup>20</sup>. Lasolaye berichtete nach Karlsruhe, er habe im Kloster *eine ungeheuere Konfusion vorgefunden*<sup>21</sup>. Dem Abt wurde jede weltliche Administration untersagt, der seitherige Stiftskellerer Clemens Bauer wurde zum Verwalter des Klosters ernannt.

Der Konvent zählte damals 29 Mitglieder, von denen die meisten als Seelsorger eingesetzt waren. Sie behielten ihre Pfarreien, nachdem sie auf den neuen Patronatsherrn verpflichtet worden waren. Die Schließung des Gymnasiums wurde bis zum Ende des laufenden Schuljahres im September 1803 ausgesetzt. Am 1. Oktober 1803 hatten alle Prämonstratenser das Kloster verlassen. Die älteren Mitglieder waren nach Lautenbach übersiedelt, den jüngeren Konventualen war es anheimgestellt, weiterhin in der Seelsorge zu arbeiten, die Lehrer am Gymnasium waren dem Pädagogium in Mahlberg zugewiesen. Die Klosterkirche

<sup>17</sup> Ebd., S. 41 f.

<sup>18</sup> GNÄDINGER 1996.

<sup>19</sup> GLAK 48/5493, 16. September 1802; 48/5969, 24. September 1802. – RÖGELE 1926. – H. SCHMID 1980 a, S. 184, 202–206.

<sup>20</sup> GLAK 84/103, 29. November 1802. – GNÄDINGER 1982, S. 55.

<sup>21</sup> Zit. nach RÖGELE 1926, S. 327.

wurde zur Pfarrkirche deklariert, und die Seelsorge in Allerheiligen übernahmen zwei Kapuziner aus Oberkirch.

Die Prämonstratenserniederlassung war mit allen ihren Besitzungen von 1803 bis 1806 zunächst kurfürstlich-badisches Eigentum, 1806 wurde sie *großherzogliche Revierförsterey*. Die Wertigkeit hatte sich verlagert: Während früher der Wald zum Kloster gehörte, war es nun umgekehrt, das verlassene Kloster gehörte zum Wald<sup>22</sup>. Außer dem stattlichen Waldbesitz gab es in Allerheiligen nicht besonders viel, womit sich der Staat hätte bereichern können<sup>23</sup>. Das vergleichsweise bescheidene Klostersilber, einige Gemälde, das Archiv sowie ein Teil der Bibliothek kamen nach Karlsruhe, der andere wurde der Heidelberger Universitätsbibliothek zugeschlagen, und auch die Patres durften Bücher mitnehmen. Die liturgischen Geräte und die Heiligen Leiber wurden der Kirche in Lautenbach und der Katholischen Kirchenkommission in Bruchsal übergeben. Im Juni 1805 wurde der Hausrat versteigert.

Nach und nach verschwand auch die Barockausstattung der Kirche; sie findet sich heute in den umliegenden Gemeinden wieder: Der Kreuzaltar und zwei Seitenaltäre wurden der Lokalkaplanei Peterstal zugesprochen, zwei weitere Seitenaltäre kamen nach Kappel und Waldulm. Ein anderer Altar, die Orgel und 31 Kirchenstühle wurden nach Oppenau gebracht<sup>24</sup>. Die drei letztgenannten Altäre sind zwischenzeitlich verschwunden. Die geschnitzten Heiligenbilder wurden ebenfalls auf die Pfarrkirchen der Umgebung verteilt<sup>25</sup>. Der letzte Abt erwarb durch Kauf seine ehemaligen Insignien (Ringe, Brustkreuz und Stab). Damit war das klösterliche Inventar so weit es ging untergebracht und versilbert, vieles war freilich auch verlorengegangen oder geraubt worden.

### Vom Kloster zur *Wüstenei*

Allein eine Antwort auf die Frage, was mit den Baulichkeiten droben im Wald geschehen sollte, gestaltete sich schwierig. Die Revierförsterei Allerheiligen war im ehemaligen Abteigebäude südlich der ehemaligen Klosterkirche untergebracht. Dem Förster war es erlaubt, die Klosterwirtschaft weiter zu betreiben. Im gleichen Gebäude wohnten noch die Kapuzinerpatres, denen nach Auszug der Mönche die geistliche Versorgung der Bevölkerung der umliegenden Höfe des Unterwasser- und Liehbachtals anvertraut war, und der Apotheker. Die übrigen Gebäude standen leer, abgesehen davon, daß einige ehemalige Klosterbedienstete hier Unterschlupf fanden. Zunächst war vorgesehen, den Franziskanerkonvent

<sup>22</sup> GNÄDINGER 1982, S. 144.

<sup>23</sup> RÖGELE 1926, S. 331. – H. SCHNEIDER 1978, S. 382 f.

<sup>24</sup> GLAK 84/59, 7. Januar 1804; 5. Januar 1805; 31. Januar 1805; 11. Dezember 1806; 12. Februar 1807. – B. HUBER 1996.

<sup>25</sup> RÖGELE 1926, S. 373.

aus Rastatt hierher zu verlegen. Daß man sich dann jedoch dazu entschied, in dieser *von der Natur verworfenen Wüstenei*<sup>26</sup> eine Korrekptionsanstalt für Kleriker unterzubringen, entbehrt nicht eines gewissen Zynismus. Aber auch dazu kam es nicht.

Innerhalb kürzester Zeit traten zwei Ereignisse ein, die den entscheidenden Impuls für die neue Richtung der nun folgenden Geschichte des ehemaligen Klosters gaben und ihm sonderbarerweise ausgerechnet als Ruine wieder neues Leben einhauchten. Im Juni 1804 schlug der Blitz in den Kirchturm ein und verursachte einen Brand. Große Teile der Klausur erlitten dabei erheblichen Schaden, die Klosterkirche war nur im Dachbereich beschädigt. Die Kirche wurde wieder repariert, so daß hier bis 1812 weiterhin Gottesdienst gehalten werden konnte. Aber der erste Schritt auf dem Weg zur Ruine war getan.

Auf den Plan, die Gebäude für eine Korrekptionsanstalt zu verwenden, verzichtete man nach diesem Ereignis. Ein Beschluß des kurfürstlichen Hofrates in Karlsruhe gab vor, daß sie nun gewerblich genutzt werden sollten – was von vornherein wegen der abseitigen Lage und schlechten Verbindungswege eigentlich als fragwürdiges Unterfangen erscheinen mußte<sup>27</sup>. Da kam jedoch der Antrag des Fabrikanten Reinhard Brenneisen aus Mailand, in Allerheiligen eine Wollmanufaktur einzurichten, gerade richtig. Die Idee versprach der Regierung in mehrfacher Hinsicht Vorteile<sup>28</sup>: Sie sah in Brenneisens Vorhaben nicht nur ein patriotisches Werk, das obendrein noch einen Pachtzins einbrachte. Auch die Arbeitsplätze, die der Fabrikant versprach, schienen einen notwendigen Ausgleich für die sozialen Folgen zu bieten, welche die Auflösung des Klosters, des einstigen wirtschaftlichen Mittelpunktes der Gegend, hinterlassen hatten. Die Regierung überließ dem Fabrikanten das gesamte Klosteranwesen mit Ausnahme der Kirche, des Schulhauses und der Wohnungen für die Geistlichen, den Apotheker und den Förster, und alsbald nach dem Brand ließ sich jener in Allerheiligen nieder<sup>29</sup>. Der Förster hieß übrigens Franz Brenneisen und war ein Bruder des Fabrikanten; zu dessen Unterstützung war er in den Allerheiligenwald versetzt worden.

Brenneisen, der die Wasser des Liezbaches als Energiequelle zum Betrieb seiner Maschinen verwenden wollte, scheiterte trotz Förderung durch die Regierung schon zwei Jahre später nicht nur an den ungünstigen Standortverhältnissen, sondern auch an der eigenen Unfähigkeit als Unternehmer. Allerheiligen verkam zur „Räuberhöhle“, wo sich allerlei Gesindel herumtrieb, und sogar von zwei Mord-

<sup>26</sup> Zit. aus dem Bericht des badischen Kommissärs Lasollaye nach RÖGELE 1926, S. 327.

<sup>27</sup> GNÄDINGER 1982, S. 144 f.

<sup>28</sup> GLAK 84/44, 8. Juni 1804: Für die Einrichtung von Brenneisens Fabrik standen neben Allerheiligen zunächst noch andere ehemalige Klöster zur Auswahl: Frauenalb, Schwarzach und Ettenheimmünster. Nachdem Brenneisen die Anlagen in Augenschein genommen hatte, entschied er sich aus Kostengründen für Allerheiligen (GLAK 84/44, 16. Juni 1804).

<sup>29</sup> GLAK 84/44, 6. November 1804; 17. November 1804. – RÖGELE 1926, S. 356–374.

taten in der Gegend war zu jener Zeit die Rede. In der Weihnachtswoche 1804 schilderte der ansässige Apotheker dem Amt in Renchen die Zustände droben im Wald: *Es ist mir unmöglich, die Unordnungen zu verschweigen, die im hiesigen Wirtshaus, seit Fabrikant Brenneisen es in Bestand hat, an Sonn- und Feiertagen vorgehen. [...] Schon vier Tage und Nächte wird gespielt, gesoffen und gelärmt, daß es eine Schande ist. [...] Jeder Lump, deren Anzahl in hiesiger Gegend groß ist, glaubt bei jetziger Verfassung ein Zufluchtsort gefunden zu haben, wo er, weil ihm jetzt gar nichts gewehrt wird, jeden Unfug treiben darf*<sup>30</sup>.

Nicht allein zu Werkhallen, Wohn- und Schankgebäuden dienten Brenneisen die klösterlichen Immobilien. Als Geschäftsmann, der sich ständig in Geldnot befand, war er clever genug, rasch zu erkennen, daß sich in den alten Bauteilen gewinnbringende Ressourcen verbargen. Mit Gewalt versuchte er, die Kirche baufällig zu machen, indem er gemeinsam mit seinem Bruder die Gewölbe beschädigte<sup>31</sup>. Türschlösser und -schlüssel entfernte er und schaffte sie, wie vieles andere, beiseite, um damit die Löcher in seinem Portemonnaie zu flicken. Ebenso nahm er den großen Rundofen aus dem Konvent in seinen Privatbesitz<sup>32</sup>. Brenneisens Geschäftssinn beförderte die Stiftsgebäude ein ganzes Stück voran auf dem Weg zur Ruine, bis er schließlich 1806 in Allerheiligen abgewirtschaftet hatte. Er zog weiter nach Kloster Frauenalb und bemühte sich dort, eine Fabrik in klösterlichen Gebäuden zu installieren<sup>33</sup>. Auch hier war sein Erfolg nur mäßig und von kurzer Dauer.

Der Regierung schien es nun aussichtslos, für die noch erhaltenen Klostergebäude eine sinnvolle Nutzung zu finden, zumal Allerheiligen bei weitem nicht der einzige Problemfall dieser Art war. Landauf, landab standen mehr als genug aufgelassene Klöster umher, die, statt ein florierendes, gewinnbringendes Unternehmen zu beherbergen, dem Staat, der als Baulastträger für die Kosten aufzukommen hatte, auf der Tasche lagen. Das Angebot an leerstehenden Klostergebäuden überstieg auch bei weitem den Raumbedarf für Anstalten, Schulen und Gefängnissen im Land.

Also wurde einfach nichts mehr unternommen, um in Allerheiligen die Bauwerke zu nutzen und zu erhalten. Im September 1810 wurde beschlossen, das große Hospizgebäude samt dem Verbindungsgang zur Prälatur und den Gesindebau abzubrechen. Beide Gebäude waren für den Staat *theils unnütz, theils kostbar zu unterhalten*<sup>34</sup>. Das Abbruchmaterial sollte für die Reparatur der Pfarrscheune in Oberkirch Verwendung finden. Das Mobiliar der Kirche war schon weitgehend weggeschafft, als 1812 auch der zweite Kapuziner aus Gesundheits- und Altersgründen den Bergkessel wieder verließ. 1814 lehnte es die Diözese Konstanz

<sup>30</sup> Zit. nach RÖGELE 1926, S. 359.

<sup>31</sup> RÖGELE 1926, S. 370–372.

<sup>32</sup> Ebd., S. 360–362, 372.

<sup>33</sup> H. SCHMID 1980 a, S. 188. – Zur Tätigkeit Brenneisens vgl. W. FISCHER 1962, S. 202 f.

<sup>34</sup> GLAK 84/5, 10. September 1810.

definitiv ab, in Allerheiligen eine eigene Pfarrei einzurichten, und so war die Kirche als Gotteshaus endgültig aufgegeben; die Pfarrkirche für das hintere Achertal sollte statt dessen nach Ottenhöfen kommen.

Die Konventgebäude wurden 1816 zum Abbruch freigegeben. Schritt für Schritt verschwanden sie bis auf die Grundmauern. Nur einige Stallungen sowie die ehemalige Prälatur mit der Försterswohnung und dem Wirtshaus überstanden die Demolierungen unversehrt, war doch dem Förster hier auch die Schildgerechtigkeit zugestanden, um das karge Gehalt durch einen Nebenverdienst etwas aufzubessern. Die in klösterlicher Zeit für die Landwirtschaft gerodeten Flächen konnten nicht mehr bestellt werden und waren auch nur wenig ertragreich, so daß ein großer Teil der Hänge wieder aufgeforstet wurde. Übrigens sind die Waldgrenzen um Allerheiligen seit dieser Aufforstung bis heute kaum verändert erhalten geblieben<sup>35</sup>.

Bei diesem öden und einsamen Alltag in dem desolaten Bergkessel wäre jede Abwechslung willkommen gewesen – allein: Die Gastwirtschaft bot nur noch wenig Anreiz, denn nach den unsittlichen Vorkommnissen unter dem Wirt Brenneisen waren nun Musik und Tänze verboten. Der diensthabende Förster wurde schließlich von einem Gemütsleiden befallen, und 1843 wurde die Verlegung des Forstamtes nach Ottenhöfen genehmigt<sup>36</sup>.

Was nach 1814 mit der Kirche geschah, ist unbekannt. Ungenutzt und beschädigt wird sie dem weiteren Verfall preisgegeben gewesen sein. 1821 wurden Dach, Dachstuhl und Holzwerk abgetragen. 1824 schließlich gestattete die badische Regierung, daß sie – wie dies zu allen Zeiten und überall mit Ruinen geschah – als Steinbruch Verwendung fand.

Menschliche Eingriffe allein waren es nicht, die Allerheiligen zu dem verhalfen, wofür es bereits wenige Jahre später zu neuer Berühmtheit gelangen sollte. Auf dem Weg zur Ruine kam die Natur dem Kloster ein großes Stück entgegen. *Schon 25 Jahre nach der Klosterauflösung schien alles, mit Ausnahme der Försterswohnung und der Ruine der Kirche in die alte Wildnis vor der Gründung der Kirche zurückgefallen. Kaum die Grundmauern der früheren Gebäude waren mehr aufzufinden. Gar gierig nagt der Zahn der Zeit in so rauher Gegend an dem verlassenen Menschenwerk und die ewig schaffende Natur überwuchert üppig die verlassenen Stätten mit Busch- und Dornengestrüpp*<sup>37</sup>.

Die Pflanzenwelt hatte von dem alten, gebrochenen Gemäuer Besitz ergriffen. Das dahingehende Menschenwerk verschmolz eng und enger mit der Natur und geriet zum Abbild einer sich immer weiter entfernenden, unwiederbringlich verlorenen Vergangenheit und zur Metapher für das Transzendente der weltimmanenten Vergänglichkeit.

<sup>35</sup> GNÄDINGER 1982, S. 150 f.

<sup>36</sup> Ebd., S. 137 f.

<sup>37</sup> VON BOECKH 1879. Zit. nach GNÄDINGER 1982, S. 151.

## Allerheiligen – Von der Geschichte einer Allegorie

### Von der Wüstenei zum romantischen Stimmungspanorama

*Es war in der unbegreiflich fernen Zeit vor dem ersten Kriege, wohl an einem Allerheiligentag, da die Nebel über die Felsenschroffen sanken und den Blitz des stürzenden Wassers verhüllten; die Tannen ertrugen gleichmütig das leise Rinnen und Tropfen der die Luft erfüllenden Feuchte, die Zinnen der geborstenen Mauern, die Pfeiler und Bogentrümmer erschienen und verhüllten sich wieder, als wollten sie nur zögernd sprechen von dem, was sie erfahren hatten. Wohl zum ersten Mal ergriff mich die Vergänglichkeit mit ihrer ungeheueren Gewalt. [...] Als ich zwischen den Trümmern vor den leeren steinernen Sarkophagen stand, deren Höhlung mit einer besonderen Rundung für das Haupt der menschlichen Gestalt nachgebildet ist, erschütterte mich die Frage nach den Toten. Wo waren sie? Wo war ihr Gebein? Wenn es aber verweht ist bis auf das letzte Staubkorn; wenn die wuchtige Truhe, die nach dem Glauben der Bestatteten erst die Gerichtsposaune und der Ruf des Herrn aufbrechen sollte, offen dem Regen, der Sonne ausgeliefert war und dem Schnee und den langen, kalten Herbstnächten, die das Gebirge umlagern: wie sollten die Toten dann auferstehen? Und was war dann ihr Glaube?*

*[...] Und ich vergaß die Särge von Allerheiligen nicht. Ich sah sie vor mir in den fernen südlichen Ländern, denen eine Zeitlang mein Herz sich zuneigte fast mehr, als in der Heimat; ich ahnte, daß ich die Frage dieser Särge nicht beantwortet hatte, als ich das Nichts bejahte; ja, sie waren es in gewissem Sinn, die mich auf jedem Weg in die Heimat riefen, mit ihr verbunden hielten, mich an sie ketteten; ich mußte ihr Gewicht tragen. Und langsam verstand ich, was sie wollten: die Auseinandersetzung mit dem Tragischen der Heimat und seiner unmöglichen Überwindung, die ja weder in der Bejahung noch in der Abschwächung liegen kann, sondern nur über einem Stern, der aufgeht über der äußersten Enttäuschung. Waren die Toten widerlegt? Nein! Nur mein schwacher Glaube und meine eigensinnige Vorstellung von Dauer und Glück. Sie aber glaubten an die Wirklichkeit, die sie nicht sahen und die vom Geschick der sichtbaren Welt nicht zertrümmert werden kann. Wie groß war der Glaube! Wie arm der meine!*

*Und so brauchten wir eigentlich von Geschichte nicht mehr zu wissen, als Allerheiligen zu sagen hat. In England und Schottland hat man es verstanden, Ruinen der in Reformation und Glaubenskriegen untergegangenen Klöster mit wunderbarer Kunst des landschaftlichen Empfindens in Elegien umzudichten; sie liegen in weichen, gepflegten Rasen, übersponnen von Efeu, überrauscht von Bäumen und dem Flug der Dohlschwärme – so Fountains-Abbey und Rivaulx-Abbey und Melrose; an Allerheiligen aber hat die Natur selber weitergedichtet, Wasser und Wald und Licht und die Gewalten in der Luft. [...]*

*Und so ist der Sieg in der Zerstörung ganz nahe: denen die den Glauben der Erbauer teilen. Aber wie sollten auch andere dieses Kloster und seine Botschaft verstehen? Ja, das Heiligtum ward zum Steinbruch, bis die Natur es verklärte; die*

*Särge sind leer. Was heißt das anderes als: das Grab ist durchbrochen; als daß auch hier, an diesem Grabe das Wort gilt: Er ist nicht hier! das Wasser tost an der Ruine vorüber. [...] Es geht nur darum, die Bilder der Geschichte zu deuten, die gebrochenen Bogen wieder zusammenzufügen, den Engel an den verlassenen Gräbern zu ahnen*<sup>38</sup>.

Dieses Stimmungsbild stammt nicht, wie man zunächst zu vermuten geneigt sein mag, aus der Feder eines Schriftstellers der Romantik. Die wunderbar formulierte Deutung des Klosters im Schwarzwald verfaßte Reinhold Schneider (1903–1958), der als Schriftsteller und auch als Widerstandskämpfer gegen das nationalsozialistische Regime in die Geschichtsschreibung einging, und zwar erst 1950. Die Begegnung mit Allerheiligen muß in dem gebürtigen Baden-Badener schon einen sehr tiefen Eindruck hinterlassen haben, daß er die persönliche Botschaft der Ruine über zwei Weltkriege hinweg mit sich trug, um ihre allegorische Bedeutung zu entschlüsseln. Als Dichter stand Schneider in bester romantischer Tradition, und mit seiner spirituellen Interpretation von Geschichte und Geschichtsbildern bewegte er sich in den Spuren der Katholischen Bewegung des 19. Jahrhunderts<sup>39</sup>. Nie zuvor, auch nicht in der Romantik, hatte ein Literat Allerheiligen tiefer empfunden, nie wurde diese Empfindung in Worte von größerer sprachlicher Dichte gekleidet. Als Schneider seinen Essay publizierte, war Allerheiligen schon seit langem wieder geschätzt und berühmt und stand ganz oben auf der Liste der Sehenswürdigkeiten des Schwarzwaldes. Ruine und Wald waren untrennbar miteinander verbunden und machten als Ensemble die Attraktion aus, von der auf die Gemüter der Besucher eine Wirkung ganz besonderer Art ausging.

Es war die Weltsicht der Romantik, die dem ehemaligen Kloster zu diesem neuen, zweiten und heute noch existenten Dasein in Gestalt der Ruine verhalf; damals, vor mehr als 150 Jahren, begann die Zukunft des Zerstörungswerks, das gerade erst angerichtet worden war. Dem Bergkessel und den Trümmern, die er barg, brachte man plötzlich Sentiment entgegen, obwohl er eben noch als *Wüsteney*, als *raube Wildnis* und *unwirtlicher Ort* galt und der Weg hinauf allenfalls für den Ablass im Rahmen einer Wallfahrt, wo Angst, Entbehrung und Strapaze das Heilsgefühl beim Eintreffen im Kloster beförderten, in Kauf genommen worden war.

### Naturverständnis zwischen Barock und Romantik

Seitdem die Menschen den Garten Eden hatten verlassen müssen, war ihnen die wilde, unkultivierte Natur nicht mehr geheuer. Wald, Berge und Gewässer waren unberechenbar und deshalb bedrohlich, waren von Geistern und allerlei Spuk be-

<sup>38</sup> R. SCHNEIDER 1951.

<sup>39</sup> KINDLERS neues Literatur-Lexikon 1996, Bd. 14, S. 1018–1023.

seelt. Wilden Tieren und wilden Gesellen, mit denen man es am besten erst gar nicht zu tun bekam, boten sie ein Zuhause. Nur wer um des Broterwerbs willen mußte, begab sich in die unheimlichen Gefilde abseits der Zivilisation. Als aber im 17. Jahrhundert die Zustände in Stadt und Land durch Krieg, Hunger und Seuchen, durch Menschenwerk also, unerträglich geworden waren und das Leben kaum mehr zu bewältigen war, artikulierte sich angesichts der Schöpfung Gottes ein Gefühl tröstlicher Zuversicht. Mit einem Mal erwachte ein neues Erkennen der Natur – freilich noch schwach und nicht wie später dann im 19. Jahrhundert einer sentimentalischen Versenkung entsprungen. Aus den Liedern Friedrich von Spees (1591–1635) und Paul Gerhards (1607–1676) klingt zunächst vielmehr das Walten und Wirken des Allmächtigen: *Nun ruhen alle Wälder ...*

#### Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen und Kloster Allerheiligen

Über Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen (1621/22–1676), den Verfasser des 1668 unter dem Pseudonym German Schleichheim von Sulzfort erschienenen Romans *Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch*, führt eine, wenn auch nicht direkte, so doch sehr frühe literarische Spur im Natur- und Landschaftsgenre nach Allerheiligen. Während des Dreißigjährigen Krieges stand Grimmelshausen als Soldat und als Schreiber in den Diensten Reinhards von Schauenburg. 1649 wurde er Schaffner der Familie Schauenburg, bezog ein Haus in Gaisbach, einem kleinen Dorf bei Oberkirch zu Füßen der Schauenburg, dem Wohnsitz jener Uta, die kurz vor der Wende zum 12. Jahrhundert das Kloster gegründet hatte. Ab 1653 führte Grimmelshausen in Gaisbach eine Weinwirtschaft, den *Silbernen Sternen*, den es noch heute gibt und der noch immer eine Einkehr lohnt<sup>40</sup>. Zwischen dem Kloster und der Familie Schauenburg bestand auch im 17. Jahrhundert noch immer ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis, und so sind Abrechnungen zwischen der schauenburgischen Herrschaft und dem Kloster erhalten geblieben, die von Grimmelshausens Hand stammen<sup>41</sup>.

Im Schwarzwald muß Grimmelshausen viel zu Fuß unterwegs gewesen sein, und besonders der Mummelsee hatte es ihm angetan. Von den unheimlichen Legenden, die um den See gewoben waren, weiß er zu berichten, von den Geistern, die ihn bewohnen und von der nicht ganz alltäglichen Begegnung seines Helden Simplicius mit dem See. Diesen läßt Grimmelshausen Steine in das unergründliche Gewässer werfen, was fürchterliche Unwetter erregt, und mit Hilfe der Wassermännlein wird er in das Innere der Erde geführt. Grimmelshausens Werk ist reich an autobiographischen Anspielungen. Über die Gegend ganz in der Nähe von Kloster Allerheiligen berichtet er: *Ich wohnte auf einem hohen Gebirg, die Mooß genannt, so ein Stück vom Schwarzwald und überall von einem finstern*

<sup>40</sup> Zum *Silbernen Sternen* in Gaisbach vgl. HOLZWARTH 1990, S. 15–30.

<sup>41</sup> Die Abrechnung für 1657/58 ist abgelegt unter GLAK 228/34220.

*Tannen-Wald überwachsen ist. Von demselben habe ich ein schönes Aussehen gegen Aufgang in das Oppenauer Tal und dessen Nebenzinken, gegen Mittag in das Kintzinger Tal und die Grafschaft Geroldseck, allwo dasselbe hohe Schloß zwischen seinen benachbarten Bergen das Ansehen hat, wie der König in einem aufgesetzten Kegelspiel, gegen Niedergang konnte ich das Ober- und Unter-Elsaß übersehen, und gegen Mitternacht der Niedern Grafschaft zu, den Rhein-Strom hinunter, in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen Münsterturm gleichsam wie das Herz mitten mit einem Leib beschlossenen hervorranget. Mit solchem Aussehen und Betrachtungen so schöner Landes-Gegend delectirte ich mich mehr, als ich eiferig betete<sup>42</sup>.*

Erst 100 Jahre nach Grimmelshausen sollte sich im Verhältnis des Menschen zur Natur und in der Naturwahrnehmung der tiefgreifende Wandel vollziehen. Noch Goethe fand die erste wirkliche Hochgebirgslandschaft, die er erlebte, *allmächtig erschrocklich*<sup>43</sup>, und auch Johann Gottfried von Herder (1744–1803) verhängte bei seiner Überquerung der Alpen die Fenster der Kutsche<sup>44</sup>, um sich nicht dem erschreckenden Anblick aussetzen zu müssen – obwohl die Aufforderung *Zurück zur Natur!* von Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) bereits ergangen war.

#### Der aufgeklärte Naturkult in den Landschaftsgärten

Dem *Rousseauismus des retournons*<sup>45</sup> wurde zunächst noch anders Rechnung getragen: Dem neuen Naturkult erwachsen neue Gartenanlagen, die nicht länger bloßes Anhängsel barocker Bauten waren. Die Gärten wurden als veritable Landschaften angelegt und gestaltet, mit Bergen, Tälern, Gewässern, Inseln, Grotten, Höhlen und Wäldern. Hier, in den Eremitagen, waltete im 18. Jahrhundert die Natur und bot demjenigen ein Refugium, der sich mit weltentrückter Sentimentalität an ihren Busen warf. Von Ermenonville über Schwetzingen bis Wörlitz und St. Petersburg: Nichts wurde in diesen Gärten ausgelassen, das nicht dem Gemüt zur Erbauung, dem Auge ein Genuß oder der empfindsamen Seele als Projektionsfläche hätte dienlich sein können. Keine Kosten und Mühen wurden gescheut, um den Aufenthalt in der Natur nicht in jeder Hinsicht ebenso angenehm wie rekreativ, durchaus aber auch intellektuell anspruchsvoll zu gestalten.

<sup>42</sup> GRIMMELSHAUSEN 1983, S. 247.

<sup>43</sup> Zit. nach SCHEFOLD 1981, S. 11.

<sup>44</sup> KLEINMANN 1999, S. 23.

<sup>45</sup> WORMBS 1981, S. 52.

## Ruinenkult: Architektur als Seelenspiegel

### Die Ruine im Landschaftsgarten

Dem Melancholiker oder der melancholischen Seite im Menschen war die kunstvoll im Landschaftsgarten arrangierte Kulisse einer Ruinenarchitektur ein besonderer Augenschmaus. *Ruinenarchitektur, von dekorativ drapierter Wildnis überwuchert, symbolisierte im baulichen Verfall den Triumph der Dauer von Natur über den Glanz des Augenblicks vergänglicher Kultur*<sup>46</sup>. Waren es anfangs noch die Fragmente antiker Architektur in einer Campagna-ähnlichen Landschaft, die in den Gartenanlagen imitiert wurden, so wandte sich nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die Mode den mittelalterlichen Ruinenkulissen zu<sup>47</sup>. Anders als die antiken Bauwerke Italiens wurde die Gotik als naturnaher Stil propagiert, und so trat sie als Versatzstück im Landschaftsgarten von Anfang an in eine besondere Verbindung mit der Natur. Ob Burg- oder Kirchenruine – stets liegt der gebaute Effekt in der Symbiose, die sie mit der Natur eingegangen ist.

Der Gartenarchitekt Friedrich Ludwig von Sckell (1750–1823) forderte für die Umgebung einer Ruine *Einsamkeit* und *schauerliche Stille, dunkle Gebüsch*, alte Bäume, die zwischen den bemoosten Mauern emporsteigen. *Da könnten sich solche traurigen Reste aus längst verschwundenen Jahrhunderten schicklich erheben und der Täuschung näher treten*<sup>48</sup>. Und der Gartentheoretiker Christian Cajus Laurenz Hirschfeld (1742–1792) zog die gotische Ruine im Landschaftsgarten der klassischen vor, da gotische in Deutschland *wahrscheinlicher* wären. *Ruinen sind ein Zubehör der einsamen, sanftmelancholischen, ernsthaften und feierlichen Gegend*<sup>49</sup>. Und darüber, wie eine künstlich angelegte Ruinenlandschaft inszeniert sein soll, um das beschriebene melancholische Stimmungsbild zu erzeugen, schreibt Hirschfeld an anderer Stelle: *Die Natur scheint die Plätze, die ihr die Baukunst geraubt hatte, mit einer Art von Triumph sich wieder anzueignen, sobald sie, verlassen von dem Bewohner, veröden*<sup>50</sup>.

Zu einer inszenierten Ruinenlandschaft gehörte ein künstlicher Bach. Der Bach versinnbildlichte einerseits die Zeit und ihre Zerstörungskraft, andererseits konnte er für die Ruinierung der Architektur verantwortlich gemacht werden. Bezeichnend war auch die Lage der Ruine im entlegenen Teil des Landschaftsgartens: Eine ungestaltete Baumgruppe oder ein unwegsames Gelände mußte überwunden werden, bevor der Besucher unvermittelt der Ruine gegenüberstand. *Sie [die Ruinen, K. St.] dürfen sich nicht dem Auge entgegendrängen; sie müssen sich gleichsam in ihre eigene Dunkelheit und Trauer zu verbergen scheinen. Nach stei-*

<sup>46</sup> Ebd.

<sup>47</sup> Vgl. hierzu und im folgenden HARTMANN 1981, S. 124–135.

<sup>48</sup> Zit. nach HARTMANN 1981, S. 148.

<sup>49</sup> Zit. nach KLEINMANN 1999, S. 33.

<sup>50</sup> Zit. nach HARTMANN 1981, S. 163.

*len und verwilderten Wegen, in kleinen felsichten oder bebüschten Einöden unerwartet erblickt, erregen und beschäftigen sie die Phantasie auf eine fühlbare Art*<sup>51</sup>.

Zum Ende des 18. Jahrhunderts hin nahm die gebaute Ruine immer morbidiere Züge an, die um sie herumgebaute Landschaft wurde immer düsterer. Die Ruine näherte sich der Vanitas-Thematik, vergegenwärtigte die Vergänglichkeit alles Menschenwerks, ja des menschlichen Daseins schlechthin. Die „in Schönheit Sterbende“ holte sich die Natur wieder zurück, und so gab sie die ideale Kulisse für die Inszenierung des zeitimmanenten Weltschmerzes ab – war doch um 1800 auch eine Welt, die Welt des Alten Reiches, unwiederbringlich verloren und endgültig vergangen.

#### Die Ruine in der Malerei der Romantik

Den gotischen Ruinen in den Landschaftsgärten folgte in der Malerei das Ruinenbild. Bestimmte Themen aus Hirschfelds *Theorie der Gartenkunst* hören sich direkt wie vorweggenommene Beschreibungen von Bildern Caspar David Friedrichs (1774–1840) an: die Einsiedelei bei der Eiche beispielsweise, *neben welcher eine andere ihre abgestorbenen Spitzen erhebt*, oder der Kirchhof, *mit verschiedenen Grabmälern und einem offenen Grabe, das den frommen Einsiedler, der es sich selbst gegraben hat, erwartet*<sup>52</sup>.

Die wildromantische, melancholische wie symbolträchtige Ruinenlandschaft war ein ausgesprochen deutsches Sujet. In keiner anderen Kulturlandschaft wurde sie mit solch elegischer Attitüde oder auch solcher Vehemenz ins Bild gebracht. Die stimmungsvoll-pathetisch inszenierten Ruinenbilder Caspar David Friedrichs stellen einen Höhepunkt in der theosophisch ausgerichteten Malerei der Romantik dar. Die Landschaft, und besonders die Ruinenlandschaft, war Friedrich Metapher und Seelenspiegel zugleich. In göttlichen Chiffren sprach die Natur zum Betrachter, der hier nicht zur Naturbeobachtung, sondern zur Kontemplation eingeladen war<sup>53</sup>.

Das Ruinenbild steht für die ständige Wirksamkeit von Werden und Vergehen, für die Sehnsucht des Menschen nach dem Einswerden mit der Natur, mit dem Göttlichen in der Natur. Carl Gustav Carus (1789–1869), Friedrichs Freund, formulierte in seiner Schrift *Neun Briefe über Landschaftsmalerei* die spirituelle Komponente des Genres: In der Betrachtung der Naturlandschaft solle der Mensch nicht nur ästhetische Befriedigung erfahren. Sie solle ihn auch anregen, sich auf die Suche zu begeben, auf eine Art mystische Suche nach Gott, der in allen Dingen waltet und dem die Natur ein Spiegel ist. Getreu der Devise Wilhelm

<sup>51</sup> CHRISTIAN CAJUS LAURENZ HIRSCHFELD, zit. nach HARTMANN 1981, S. 203.

<sup>52</sup> Zit. nach OST 1971, S. 120.

<sup>53</sup> KLESSMANN 1991, S. 126.

Wackenroders: *Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunstwerke dem Gebet* befand Carl Friedrich Schinkel etwas lapidar: *Die Kunst selbst ist Religion*<sup>54</sup>.

Neben Schinkel widmeten sich Carl Blechen, Ernst Ferdinand Oehme, Ludwig Richter, Carl Friedrich Lessing und Daniel Fohr dem Ruinenbild – der Erstgenannte mit mehr Sachlichkeit, Blechen, Oehme, Richter, Lessing und Fohr hingegen mit einer noch weiter gesteigerten schauerromantischen Magie- und Gräberstimmung<sup>55</sup>. In zahlreichen, damals populären und heute vergessenen Klosterromanen fanden die Maler Motive für ihre Ölbilder vorformuliert. E. T. A. Hoffmann gab in den *Elixieren des Teufels* dem Klosterroman die gültigste Form als phantastische Schauer- und Schicksalsliteratur. Der Gruseffekt war in der Literatur wie in den Bildern gewollt, und je stärker er sich einzustellen vermochte, desto besser. So urteilte 1826 die Spenersche Zeitung über die Malerei Carl Blechens: *Herrn Blechens kühne fruchtbare Phantasie im Gebiete des Schauerlichen hat sich denn auch jetzt in seinen Landschaften meist überall vorteilhaft an den Tag gelegt, und er hat uns einige Landschaften geliefert, bei deren Anschauung uns ein Grauen erfaßt und ein kalter Schauer unsere Haut durchrieselt. [...] Genuß, unser Künstler ist stets an einem Ort, wo die Natur in ihrem höchsten Aufgeregtsein oder in ihrem düsteren Gewand uns vor Augen tritt. Unter den kleinen Studien räumen wir den Figuren des höchsten Entsetzens, die, wo wir nicht irren, aus Hoffmanns Teufels-Elixieren entnommen sind, den Vorzug ein. Wir glauben, der geniale Hoffmann würde sich ihrer gefreut haben, denn sie sind in der Tat imstande, unser Haar sich sträuben zu machen*<sup>56</sup>.

#### Die Wirklichkeit der Bilder: Ruinenkult und Geschichtsbewußtsein

Daß eine Ruine nicht nur künstlich gebaut und in Gartenanlagen errichtet ästhetischen Genuß bringen kann, sondern daß es echte Ruinen inmitten herrlicher Landschaften gibt, denen zufällig all diese künstlich arrangierten Vorteile von Natur aus gegeben sind, wurde in England bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf dem Kontinent mit mehr als einem halben Jahrhundert Verspätung gesehen. Die künstlich in einem Garten errichtete Ruine hatte nach 1800 ausgedient; nun wurde sie draußen an ihrem angestammten Ort mitsamt ihrer Geschichte aufgesucht. Um 1820 kamen die Überreste des ehemaligen Zisterzienserklosters Heisterbach zu neuen Ehren, nachdem eben noch an seinem Abriß gearbeitet worden war. Der preußische Staat hatte den Klosterbezirk an den Grafen von Lippe-Biesterfeld veräußert. Nur noch der Chor der Klosterkirche war erhalten, als dieser das Gelände im Umkreis der Ruine in einen englischen Landschaftsgarten umgestalten ließ<sup>57</sup>. Das Verhältnis zwischen Gartenanlage und Ar-

<sup>54</sup> Zit. nach ebd., S. 49.

<sup>55</sup> OST 1971, S. 120–141.

<sup>56</sup> Zit. nach ebd., S. 127f.

<sup>57</sup> Vgl. SCHULZE 1986, S. 194–202.

chitekturfragment hatte sich umgekehrt: Nicht die Ruine ist hier ein Requisit des Parks, sondern der Park ein Requisit der Ruine.

### In weiter Ferne – so nah: Reisen und Wandern als Phänomen in der Romantik

#### Entfremdete Natur – neu vorgestellt

Die Romantik war eine Zeit des Aufbruchs. Das Umherziehen und Schweifen wurde zu einem prägenden Motiv der Epoche. Die Helden der romantischen Romane und Erzählungen sind fast ständig unterwegs<sup>58</sup>. Der Blick aus dem Fenster in eine entgrenzte Landschaft, der einsame Wanderer, der sich der Natur aussetzt, waren tiefsymbolische Topoi der romantischen Malerei und standen für das Verlangen nach Weite, für eine unbestimmte Sehnsucht. Aus dem selbstverständlichen Verbundensein mit der Schöpfung hatten kapitalistische Produktionsweisen den Menschen noch ein Stück weiter herausgelöst. Dieses Verlustgefühl wollte sublimiert sein. Eine neu gedachte und vorgestellte Nähe zur Natur sollte über die Entfremdung hinwegtäuschen.

In England war zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Industrialisierung am weitesten vorangeschritten. So wundert es wenig, daß es gerade die Engländer waren, die als erste den „garstigen“ Anblick der wilden Natur ins Pittoreske umdeuteten: Nicht mehr die domestizierte Natur der Landschaftsgärten zog Dichter, Maler und Reisende an, sondern die weiten Gegenden Mittelenglands und die rauen Gebirge in Schottland und Wales.

Der Schotte James Macpherson (1736–1796) darf als einer der wichtigsten Wegbereiter der europäischen Romantik gesehen werden. 1765 erschienen seine *Ossianischen Dichtungen*, mit denen er Maßstäbe für die Gefühlswelt setzte, die angesichts der wilden Natur in Wallung geriet. Macphersons lyrisch-epische Gesänge über die altschottischen Mythen zählten um 1800 auch in Deutschland zu den meistgelesenen Büchern. Seine meisterhafte Beschwörung einer düsteren gewaltig-urwüchsigen Landschaft von kahlen Bergen, nebligen Heiden, heulenden Stürmen und tosendem Meer wirkte auf die Zeitgenossen wie eine Offenbarung<sup>59</sup>. Es waren auch die Engländer, die am Ende des 18. Jahrhunderts die Alpen und besonders auch das Rheintal bereisten und in Wort, Schrift und Bild ihre Bewunderung für die malerischen Reize dieser Landstriche kundtaten. Die Begeisterung der Engländer war ansteckend, breitete sich wie ein Lauffeuer über Europa aus, und schon bald taten es ihnen auch die Deutschen nach.

Hatte der Adel sich und sein ideales Weltbild in weitläufigen Landschaftsgärten verbildlichen und zur Schau stellen können, so zog es nach der Französischen Revolution die neue herrschende Klasse, das Bürgertum, hinaus in eine scheinbar

<sup>58</sup> KLESSMANN 1991, S. 148.

<sup>59</sup> Ossianische Werke 1924. – KINDLERS neues Literatur-Lexikon 1996, Bd. 10, S. 838

grenzenlos freie Welt. Überall blühte der Tourismus auf. Auf der Suche nach der unverbildeten Natur verließ man Heim und Herd und machte sich auf den Weg in mehr oder weniger ferne und entlegene Gefilde.

Nicht jedem brannte es wie Joseph von Eichendorff in seinen Reiseschuhen, und nicht jeder konnte so ohne weiteres oder wollte die Alpen überqueren, um blühende Zitronen zu sehen. *Willst Du in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah*, empfahl selbst Johann Wolfgang von Goethe, als sich nach mehreren Italien-Aufenthalten auch bei ihm eine gewisse Reismüdigkeit eingestellt hatte. Die Sehnsucht nach der Ferne wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch die Sehnsucht nach der Nähe, dem Vaterland abgelöst. Nicht, daß man nun wieder in den Wohnstuben sitzen blieb. Mehr denn je verließen die Menschen ihre vier Wände, aber der Horizont war nicht mehr so weit gesteckt, er war erheblich näher gerückt.

Und so begab man sich auf Entdeckungsreise nach all dem, was das eigene Land an Schönheiten und an Besonderem zu bieten hatte: Die Landschaften, die Bauwerke der Vergangenheit und ganz besonders der Wald, der sich wie eine neue Welt dem deutschen Gemüt öffnete. Die Kulissen der eigenen, der vaterländischen Geschichte legten an Attraktivität zu; jetzt wurde Geschichte wirklich erlebt und ihre Schauplätze aufs neue erobert. Über unwegsames Gelände drang man zu den Ruinen vor, und durch Breschen in dichtem Dornengestrüpp führte der Forschergeist so manchen ins Innere des alten Gemäuers. Naturschwärmerei und Bildungserlebnis waren die beiden Komponenten, welche die Wander- und Reiselustigen zu den malerischen Flecken und den interessanten Stätten der Heimat führten.

Vielen ging es ganz einfach jedoch darum, innerhalb überschaubarer Zeit mit eigenen Augen etwas von dem sehen und erleben zu können, was Romane und Erzählungen von der Welt jenseits der häuslichen und alltäglichen Begrenztheit versprochen. Den Aufwand, der dafür betrieben werden mußte, und das Risiko galt es selbstverständlich in Grenzen zu halten. Zum Naturgenuß befähigte erst die Naturbeherrschung, und erst durch sie konnte die Furcht vor der unberührten Natur einer immer populärer werdenden Romantisierung weichen<sup>60</sup>. Und so hat die Romantik das hervorgebracht, was wir heute nüchtern als „touristische Infrastruktur“ bezeichnen: Verbesserung der Transportmöglichkeiten, der Ausbau des Eisenbahnnetzes und der Fahrstraßen auch in die entlegeneren Gegenden, gemütliche Unterkünfte, Wanderwege, Schutzhütten, Aussichtstürme und Gedenksteine. Vor Ort gab es auch immer sehr schnell einige Spezialisten, die das Geldgeschäft mit dem heraufziehenden Fremdenverkehr witterten. Sie wußten, daß das große Publikum es vorzog, erst zu kommen, wenn gepflegte Wege angelegt waren und Bänke zum Rasten einluden. In und um die Ruinen wurde die verwilderte Natur zwar nicht beseitigt, aber zurückgedrängt und gebändigt,

---

<sup>60</sup> SIGWART 1993, S. 40.

Trümmer und Stolpersteine wurden weggeräumt und Stück für Stück auch die verstecktesten Winkel zugänglich gemacht<sup>61</sup>. Erst nach viel gärtnerischer Pflege konnten die sentimentalsten Gefühle inmitten von Natur und Vergangenheit endlich kommod genossen werden.

#### *Wandern und Waldeinsamkeit* – Zauberwörter der Romantik

*Wandern* und *Waldeinsamkeit* wurden zu Zauberwörtern, der dämmernde Wald und die schattige Felsenschlucht waren bevorzugte Allegorien für die Befindlichkeit der Spätromantik. Wandern und Naturwahrnehmung kam einer Art Andacht gleich, einer Buße auf einem Weg, der durch bildhafte Zeichen abgesteckt war. Es war in erster Linie das gebildete Bürgertum, dem die politische Einflussnahme nach dem vorromantischen Aufruhr des Sturm und Drang versagt blieb, das sich *in Waldes Schatten wie an des Lebens Rand* aufhielt und *die Aussicht in die Ewigkeit vergeistigter Natur* genoß<sup>62</sup>. Der Wald wurde für diese Gesellschaftsschicht, die sich politisch, religiös und auch in ihrer Umgebung, der Stadt, entwurzelt fühlte, im übertragenen Sinn zur Heimat und Zuflucht.

Den intellektuellen Überbau für den Natur-Enthusiasmus lieferten die Philosophen und Literaten. Den Romantikern war die Welt eine lebendige Einheit. Das Göttliche offenbarte sich ihnen in allem und vor allem in der Natur, im Großen, im Weltall ebenso wie im Geringsten, in jedem Gras, jeder Blume und jedem Baum. Natur war nicht als ländliche Idylle gedacht, sondern als ewiger Urgrund alles Seienden. Das *entheistische* Weltbild der Romantik, *eine innig geglaubte Religion, in der Gott die Welt von innen erfüllt und von außen umfaßt*, ließ die Individuen, die Dinge und das All miteinander verschmelzen. Der Mensch ging in die Natur, um den Geist Gottes im eigenen Wesen zu ahnen und zu spüren, um sich *als Mitglied einer unsichtbaren Kirche zu fühlen*<sup>63</sup>. Novalis hat das verklärende Element, das zum tragenden Prinzip wurde, wo auch immer sich die romantische Weltsicht veräußerte, auf den Punkt gebracht: *Alles wird in der Entfernung Poesie: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten (ferne Zeitalter, möchte man hinzufügen). Alles wird romantisch*<sup>64</sup>. Landschaft und Geschichte waren es, die Begeisterung zu erwecken vermochten. Beides wurde zusammengefügt und motivierte das Publikum in zweierlei Hinsicht zum Hinschauen: bei der Bilderbetrachtung und beim Reisen. Landschaften wurden wie Gemälde wahrgenommen, und suggestiv inszenierte Gemälde luden zum Verweilen, zum Erleben ein. *Trinkt, oh Augen, was die Wimper hält, von dem großen Überfluß der Welt*, deklamierte Gottfried Keller<sup>65</sup>.

<sup>61</sup> KLEINMANN 1999, S. 22.

<sup>62</sup> WORMBS 1981, S. 54.

<sup>63</sup> HUCH 1951, S. 397–412.

<sup>64</sup> Zit. nach HARTMANN 1981, S. 169.

<sup>65</sup> Zit. nach SIGWART 1993, S. 39.

Getragen wurden Naturbegeisterung und Beschäftigung mit der Vergangenheit freilich weniger durch Novalis' transzendente Geschichtsphilosophie, Schellings Naturphilosophie oder Schleiermachers *Reden über die Religion*. Die Propagierung und Popularisierung des romantischen Weltbildes war banal und deshalb um so wirkungsvoller. Sie fand in Volksmärchen statt, in Sagen, Erzählungen und Gedichten. Bis in unsere heutige Zeit trivialisieren Romane, die getrost als „Schmöker“ bezeichnet werden können, Ideen, Ideale und Gefühle und tragen dazu bei, daß Empfindungs- und Wahrnehmungsmuster zum Klischee erstarren. Das beliebteste Medium war das Bild: Gemälde, Buchillustrationen und die Reproduktionsgraphik trugen ihren Teil dazu bei, daß Reiselust und Fernweh zu fest verankerten Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft wurden. Kupfer- und Stahlstiche, Karten und als Leporellos entfaltbare Panoramen, die als erschwingliche Trophäen aus der Fremde zum persönlichen Andenken, als Geschenk für Freunde oder auch zur Berichterstattung bequem mitgebracht werden konnten, waren ungeheuer beliebt. Der gedruckte und illustrierte handliche Reiseführer gehörte ins Gepäck wie Mantelsack und Schirm. Parallel zum anschwellenden Tourismus hatte sich die Andenkenindustrie zum florierenden Wirtschaftszweig entwickelt<sup>66</sup>.

#### Ein Arkadien der Spätromantik: der Schwarzwald

So gewann auch der Schwarzwald sein Publikum. Am Schwarzwald war man früher immer nur vorbeigezogen, um sich entlang dem Oberrheintal nach Süden oder Norden zu bewegen. Nun wurde von seinen stillen Tälern, den anmutigen Höhen und von den tiefen, seltsam blauen Wäldern geschwärmt. Zunächst waren es freilich die Kurbäder, die sich besonderer Beliebtheit erfreuten, allen voran Baden-Baden, aber auch Peterstal, Griesbach und Rippoldsau, dann jedoch ging man von hier aus auf Entdeckungsreise in die entlegeneren Täler und Winkel und in die Waldeinsamkeit. Die an Sagen, Schauermärchen und Naturmythen reiche Landschaft, die düster rauschenden Wälder, die schroffen Felstäler, die Bergeshöhen, wo der Sehnsucht nach unendlicher Weite keine Grenzen gesteckt waren, geheimnisvoller Nebelflug und dramatische Lichteffekte waren so recht nach romantischem Geschmack. Wilhelm Hauff lieferte in *Das kalte Herz* (1828) eine treffliche Schilderung des geisterbeseelten Gebirges und seiner Bewohner. Der Schwarzwald bot den Vorzug, daß immer auch etwas Unheimliches mitschwang,

---

<sup>66</sup> Vgl. STOBER, EHLERS 1998, S. 9–22.

allein wenn der düstere Name fiel<sup>67</sup>. Tagesausflüge zu Fuß, mit der Kutsche und später gar Reisen mit der Eisenbahn wurden unternommen, um zu verborgenen Sehenswürdigkeiten zu gelangen.

Die heimatliche Umgebung wurde zu einem Italien ebenbürtigen Reiseziel. Schwarzwaldromantik und Italienverliebtheit gerieten bisweilen in den romantischen Köpfen ziemlich durcheinander und verschmolzen zu seltsamen Chimären. Einen recht komischen Auftritt im Schwarzwald hatte Sulpice Boisserée. In einem Brief teilte er Johann Baptist Bertram mit: *Auf der Reise ins Murgthal hatte ich mit dem Maler Neureuther gemeinschaftlich einen Esel; es war, wie er und Tieck mir sagte, ein vollkommen italienischer Aufzug; einen alten Regenschirm vorn an den Sattel gebunden und die Zeichenmappe unter dem Arm, sah derjenige, der auf dem Tier saß, äußerst possierlich aus. Daher geschah uns denn auch die Ehre, da es gerade Sonntag war, daß in jedem Dorf, wo wir durchkamen, die ganze Sippschaft von Weibern und Kindern zusammenlief und uns auslachte; [...] Schade nur, daß mir für alle Mühe und Beschwerlichkeiten nichts als eine schöne Gegend zuteil wurde, und ich nirgends etwas Gutes von Gebäuden und Gemälden fand*<sup>68</sup>.

#### Allerheiligen – Inbegriff des romantischen Stimmungspanoramas

Der Anblick des zerstörten Klosters von Allerheiligen mußte jedem Zeit- und Gesinnungsgenossen der Romantik das Herz höher schlagen lassen. In diesem Hochtal war einfach alles Wirklichkeit, was eine blühende Phantasie sich auszumalen vermochte (Tafel 1). Jedes Klischee, jedes Symbol konnte hier als Zitat abgerufen werden: eine wild überwachsene Ruine (von der allerdings keiner wußte und auch nicht wissen wollte, daß nicht die Natur, sondern erst vor kurzem Menschenhand sie zerstört hatte), der Wald, der Bach, die Wasserfälle, die Felsenschlucht, die Einsamkeit in der Natur und Fernsichten in eine Landschaft, die als Prädikate sämtliche Schattierungen zwischen *anmutig* und *unheimlich* zu bieten hatte. Sagen und Mythen rankten sich um die schaurig-schöne Gegend, die das verlassene Kloster in sich barg. Auch das so gerne verspürte Gefühl eines wohligen Gruselns ließ sich am Schauplatz Allerheiligen abrufen.

Schon der Weg hinauf war ein Erlebnis besonderer Art: Er führte vom weiten, lieblichen Renchtal aus über das schon sehr viel düstere Liehbachtal zum aben-

<sup>67</sup> J. BADER 1840, S. 44–45: *Der Name „Schwarzwald“ mußte es mitbringen, daß der Fremde mit dem Gebirgsland, welches denselben trägt, einen düsteren und schauerlichen Begriff verband. So denkt sich der Franzose unter seinem Forêt-Noire eine Wildnis voll dunkler, unwegsamer und menschenleerer Waldberge, und der Engländer unter seinem „Black-Forest-man“, womit er den Kindern zu fürchten macht, einen Halbwilden, einen Räuber. Selbst der entferntere Deutsche malt sich das schwarzwäldische Gebirge mit Farben vor, die nur für eine wilde, traurige Einöde passen.*

<sup>68</sup> Zit. nach SCHEFOLD 1981, S. 88.

teuerlichen Aufstieg über die Wasserfälle. Dort, wo das Wasser dramatisch zwischen den Felswänden zu Tal stürzte, gerieten die Gemüter heftig in Wallung, um sich dann weiter oberhalb zu beruhigen, wenn der Bach wieder harmlos gurgelnd seines Weges floß. Schließlich weitete sich unvermittelt die Schlucht zu einem Hochtal, und man war am Ziel dieser bewegenden Wanderschaft, bei der Ruine und beim Gasthaus, angekommen.

Eine ganze Reihe neuer Legenden wurde erfunden, um den Ausflug noch attraktiver, noch erlebenswerter zu machen: Da gab es die Geschichten um die Zigeunerhöhle, den Studentenfelsen, den Rabenschroffen, den Reitersprung, die Engelskanzel und die Teufelskanzel. Bruder Pauli, der spukende Geist des 1613 abgesetzten Propstes Paulus Klein, war das populärste Phantom, das die Gegend von Allerheiligen unsicher machte.

Ferdinand Ochsenheimer war wohl einer der ersten, der das Hochtal von Allerheiligen nicht nur als unwirtlichen Bergkessel wahrnahm. Mit recht nüchternem Blick registrierte er auch die Annehmlichkeiten der klösterlich-kultivierten Gegend. Was er angesichts der ungestalteten Natur an schauerlichen Gefühlen empfand, davon jedoch konnte es gar nicht genug sein, daraus zog er einen tiefen, befriedigenden Lustgewinn. 1795 stattete Ochsenheimer Allerheiligen einen Besuch ab, zu einer Zeit, da die Klosteranlage äußerlich noch unversehrt war: *Ringsum himmelanstrebende Berge mit kahlen Häuptern tief unten im Kessel das romantische Kloster, so ganz abgeschnitten von der übrigen Schöpfung. [...] Die Gegend um das Kloster ist eine der wildesten, die man sehen kann; Trauben und Obst reifen hier nicht, und auf den benachbarten Bergen schmilzt der Schnee oft erst zu Anfang des Sommers; dagegen scheint die Natur hier in jener Größe, welche mehr als Schönheit die Seele fesselt. Man findet hier wahrhaft Ossianische Szenen. [...] Besonders interessant ist eine längs einem der Berge hin angelegte Promenade; sie zieht sich ungefähr eine Stunde weit bis an das glatte Haupt eines senkrechten Felsens hin, von wo der Blick in ein schmales Schweizerthal sich verliert. In der jähren Tiefe rauscht ein Waldstrom über Steine und entwurzelte Bäume hin, und ein schauerliches Tosen in dieser Wildnis erfüllt die Seele mit Grauen. Gegenüber an dem Felsgebürge hängen dunkle Tannen, die im Fallen begriffen sind und sich nur noch zaghaft zu halten scheinen; andere stehen noch aufrecht und dienen den Waldsängern zum Aufenthalt. Geyer schweben da umher nach Raub, und die kleine Meise sucht ihre Nahrung im Moos der Tannen. Ich konnte mich kaum losreißen von diesem Fleck, alle Schauer der Einsamkeit und des Erhabenen umgeben mich*<sup>69</sup>. Es ist kaum zu überhören: Ochsenheimer lag die Naturschilderung am Herzen – die Abteigebäude ließ er weitgehend links liegen.

---

<sup>69</sup> Zit. nach ebd., S. 102.

## Eine literarische Allegorie: Joseph von Eichendorffs Eisenbahnfahrt

1855, in seinem letzten Lebensjahr, hielt Joseph von Eichendorff in einer fragmentarischen Autobiographie einige seiner weitläufigen Erinnerungen fest. Darin berichtet er von der merkwürdigen, rätselhaften Episode einer Eisenbahnfahrt: *An einem schönen warmen Herbstmorgen kam ich auf der Eisenbahn vom anderen Ende Deutschlands mit einer Vehemenz dahergefahren, als käme es bei der Lebensstrafe darauf an, dem Reisen, das noch mein alleiniger Zweck war, auf das allerschleunigste ein Ende zu machen. Diese Dampffahrten rüttelten die Welt, die eigentlich nur noch aus Bahnhöfen besteht, unermüdlich durcheinander wie ein Kaleidoskop, wo die vorüberjagenden Landschaften, ehe man noch irgendeine Physiognomie gefaßt, immer neue Gesichter schneiden, der fliegende Salon immer andere Sozietäten bildet, bevor man noch die alten recht überwunden. Diesmal blieb indessen eine Ruine rechts überm Walde ganz ungewöhnlich lange in Sicht.*

Als der Erzähler sich bei den Mitreisenden nach Name, Herkunft und Bedeutung des alten Baues erkundigte, erhielt er zu seiner Überraschung die Antwort, daß da oben ein Einsiedler hause, ein Sonderling, ein Spinner, ein politischer Verbrecher oder gar ein Jesuit, wie die Mitreisenden vermuteten. Dieser *impertinente Rückschritt* weckte Eichendorffs Neugierde augenblicklich. Schon an der nächsten Station verließ er den *fliegenden Kasten*, schnürte seinen Ranzen und schritt mit *lang entbehrter Reiselust in die unbestimmte Abenteuerlichkeit des altmodischen Wanderlebens*. Der Anstieg zur Ruine führte bei *feierlichem Waldesrauschen* über einen Pfad, der zunehmend steiler wurde, durch Dickicht bis zu einer geheimnisvollen Lichtung. Das Ambiente wurde immer märchenhafter: einer riesenhaften Sphinx wurde er gewahr, eines verwilderten französischen Gartens, zweier Kinder, eines zahmen Storches, und schließlich des Einsiedlers, betend in einer Geißblattlaube. Ganz unvermittelt erkannte der Erzähler unversehens in diesem aber seinen liebsten Kriegskameraden aus dem Lützowschen Korps wieder. Jahrzehnte waren seit der gemeinsamen Zeit vergangen. Was um des Himmels Willen ihn in diese Abgeschiedenheit verschlagen habe? *„Das sind die Trümmer meiner Vergangenheit“, entgegnete er ruhig. [...] Nun beschauten wir einander eine Zeitlang stillschweigend, bis wir zuletzt beide in Lachen ausbrachen: wie uralt und ehrwürdig waren wir beide seitdem geworden; nur seine Augen waren noch immer die alten, treuen, ich hatte ihn sogleich an seinem ganz eigenthümlichen Blicke wiedererkannt.*

Eichendorffs Geschichte endet hier und blieb Fragment. Was die beiden wiedererkannten, in ihren Blicken, hinter ihren Blicken und worüber sie so herzlich lachen mußten, verschwieg Eichendorff. Claus Sommerhage, der die Erzählung vor gar nicht langer Zeit in seinem Buch über die *Deutsche Romantik* aufgegriffen hat, gibt ihr ein eigenes Ende: *Später, lang nachdem ihre Geschichte zu Ende war, verließen die beiden die Geißblattlaube, und der Einsiedler begleitete den Erzähler zum Bahnhof. Der Abendzug war pünktlich*<sup>70</sup>.

<sup>70</sup> Vgl. SOMMERHAGE 1988, S. 146–149.

### Die Klosteranlage nach 1803

Nach der Übernahme durch den badischen Staat galt die Aufmerksamkeit und das Interesse für Kloster Allerheiligen zunächst in erster Linie dem praktischen Nutzen, der aus den Gebäuden zu gewinnen war, und nicht seiner bau- und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Auch der malerische Anblick und die umgebende Schwarzwaldlandschaft zählten selbstverständlich nicht für die Behörden, die ständig auf der Suche nach immer neuen finanziellen Ressourcen waren.

#### Eine neue Industrie-Kolonie

So kam im Juli 1804 Friedrich Weinbrenner nach Allerheiligen, um sich den Schaden anzusehen, den der Brand vom Juni desselben Jahres angerichtet hatte, denn noch war die Klosterkirche Pfarrkirche und mußte vom Staat, der die Baupflicht trug, repariert werden. Darüber hinaus kam der badische Baudirektor mit dem Auftrag hierher, ein ökonomisches Gutachten über die gesamte Gegend zu erstellen<sup>71</sup>. *Von der Kirche [...] sind die hölzernen Dachstühle von dem Thurm, in welchen der Blitzstrahl eingeschlagen, und sich bis an die vordere Kirchenthüre fortgeleitet hat, mit dem Dach des Langhauses bis auf das Kirchengewölbe abgebrannt. Die äußern Mauern mit dem Gewölbe sind jedoch so unbeschädigt geblieben, daß außer den Glocken, der Uhr, und den Blasbälgen der Orgel nicht das mindeste im Innern der Kirche verdorben worden ist.*

Die Brandschäden an der Kirche hielt Weinbrenner also für behebbare, Vorschläge für die Reparatur hatte er ausgearbeitet. Ein Plan, der dem Bericht beigelegt war, zeigt den neu zu errichtenden Dachstuhl, und für den schadhafte Turm lieferte Weinbrenner gleich einen Entwurf mit: ein schlichter Dachreiter, der formal in einer zurückhaltenden Mischung aus gotischen und klassizistischen Architekturelementen an den Vorgängerturm angelehnt war (Abb. 4). Zum Bauzustand des Klosters ganz allgemein stellte Weinbrenner fest, *daß auf der einen Seite des Schiffes die Mauer dadurch, daß vor mehreren Jahren die daselbst gewesene äußere 3. Strebepfeiler abgehauen worden, etwas hinausgewichen, und die weitere Weichung durch WiederErgänzung jener abgenommenen Pfeiler, [...] zu verhindern seye. Die unmittelbar mit der Kirche in Verbindung gebaut gewesene Klausur, aus welcher der untere Stock von Stein, der obere aber nur von Holz war, ist durch die Flammen ganz in Ruin gelegt, und es ist deren vormalige Existenz nur noch durch die untern StockMauern zu ersehen.*

Die Reparatur der Klausurgebäude lehnte Weinbrenner ab; es lohne nicht mehr hier zu investieren, denn sie dienten ja *zu keinem Gebrauch mehr*. Korrektionsanstalt und die Försterswohnung könnten genauso gut in der Prälatur sowie im

<sup>71</sup> GLAK 84/9, 7. Juli 1804.

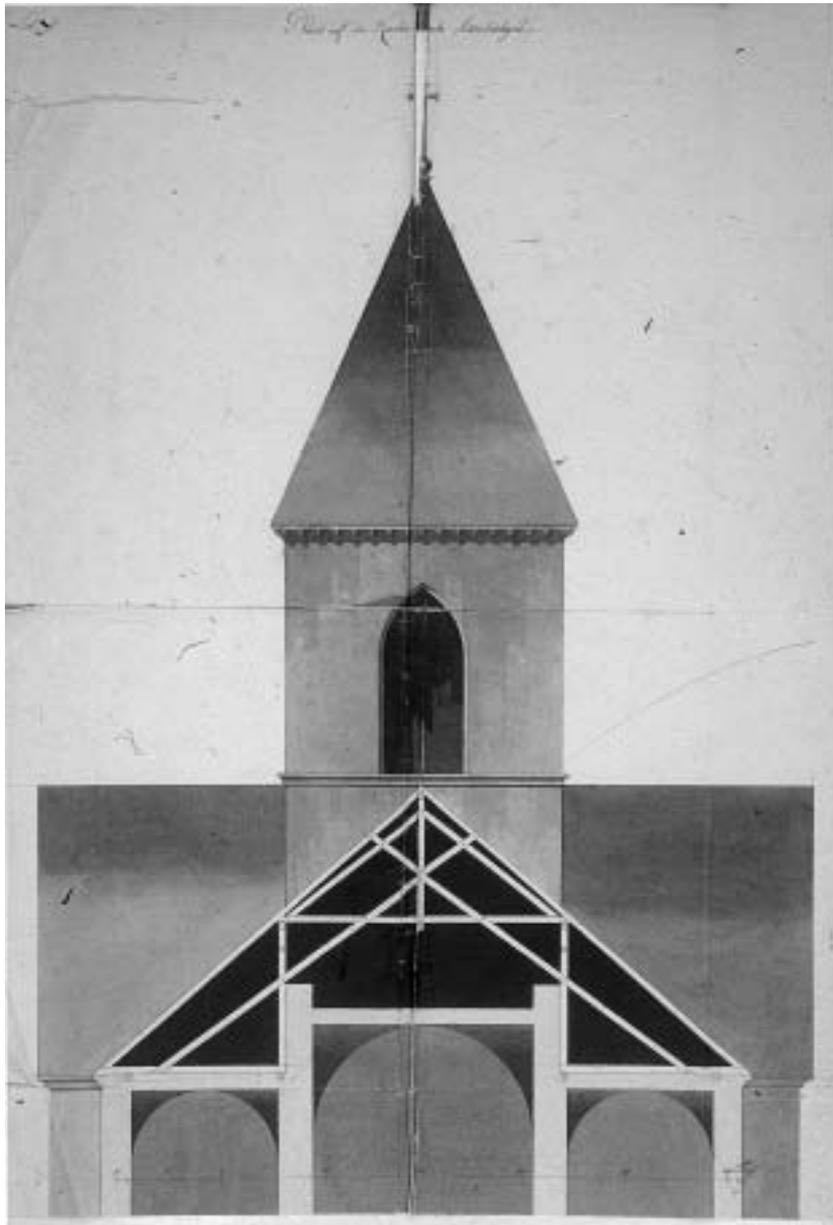


Abb. 4: Entwurf für den Wiederaufbau des Dachstuhls und des Glockenturms der Kirche von Allerheiligen. Friedrich Weinbrenner, lavierte Federzeichnung 1804

Gäste- und Studentengebäude untergebracht werden. Auf dem Gelände der Klausur könnte sinnvollerweise ein Garten angelegt werden. Also schlug er vor, *daß die beyden Seitenflügel an der Kirche ganz zu demoliren und blos der zunächst an der Prälatur gelegene Querflügel, worinn die ehemalige Küche, der Speiße Saal und das Museum, und unter demselben noch ein schön erhaltener gewölbter Keller befindlich, beyzubehalten und zur Konservation mit einem Dach vielleicht zu einem HolzMagazin einzurichten seyn möchte.*

Die Waldungen haben bei Weinbrenner einen großen Eindruck hinterlassen. Im gleichen Gutachten widmete er seine Aufmerksamkeit ausführlich dem Wert und der Nutzbarmachung des Forstes: *Daß sich dieser Ort, um welchen 7000 Morgen der schönsten Waldungen und 1000 Morgen Wiesen liegen, weit besser für das herrschaftliche Interesse benutzen ließe, wenn man zu denselben eine bessere Kommunikationsstraße mit dem ebenen Land anlegt und dadurch die dortigen Waldungen, in denen gegenwärtig viele 1000 Bäume auf den Stumpen verfaulen, mit dem übrigen Terrain, das für Viehzucht und Fabriken, die durch Wasser getrieben werden müssen, sehr vorteilhaftig gelegen ist nach und nach durch Familienansiedlungen in einen höheren Wert bringt*<sup>72</sup>.

Zur Verbesserung der Infrastruktur schlug Weinbrenner zunächst eine Straße von der St. Ursulakapelle oberhalb des Klosters durch das Liezbachtal nach Oppenau vor. Dem Anliegen seiner Auftraggeber entsprechend nüchtern faßte Weinbrenner das Gutachten ab; die Wertschätzung, die er der Klosterkirche entgegenbrachte, fand nur als Marginalie Erwähnung: *Von der Kirche, die ein schönes, von Quadersteinen etwa im 15ten Jahrhundert aufgeführtes Gebäude ist, [...]*<sup>73</sup>.

Die landschaftlichen Besonderheiten kümmerten den Baudirektor ganz und gar nicht; er sah das schlummernde wirtschaftliche Potential, das es hier zu mobilisieren galt. Im Wald sah er das Holz als Wirtschaftsfaktor, und mit dem Ausbau der Straße hatte er noch nicht den Fremdenverkehr im Visier, sondern die Verbesserung des Transportsystems. Als Vision schwebte ihm vor, aus Allerheiligen eine *neue Industrie-Kolonie* zu machen. Die innovativen Vorschläge wurden zwar aufgegriffen, indem der Maschinen-Erfinder Brenneisen hier seine Fabrik einrichten durfte, aber nicht konsequent genug umgesetzt. Der badische Staat war nicht bereit, hier oben im Schwarzwald zu investieren. Der Ausbau der Verkehrsanbindung als eine der wichtigsten Voraussetzungen für ein florierendes Gewerbe wurde zunächst noch nicht eingeleitet.

Weinbrenners Reparaturvorschläge an der Kirche wurden ausgeführt, aber offenbar nicht besonders gründlich. Nach dem Brand des mit Schindeln gedeckten Daches wurde die Kirche notdürftig mit Ziegeln eingedeckt. Schon im März 1805 hatten sich am Kirchengebäude neue Schäden eingestellt, und im Gewölbe war ein Loch eingebrochen worden, für das die Brüder Brenneisen verantwortlich ge-

<sup>72</sup> Vgl. auch GNÄDINGER 1982, S.73.

<sup>73</sup> GLAK 84/9, 7. Juli 1804.

macht wurden. Regen und Schnee drangen in die Kirche ein. Daraufhin wurde Baumeister Fischer, ein Mitglied des großherzoglichen Bauamtes, nach Allerheiligen geschickt. Noch immer bestand die Pfarrei und noch immer oblag dem Staat die Reparaturpflicht. Der badische Baubeamte schlug eine ebenso zweckmäßige wie kompromißlose Instandsetzung vor: Außer den fälligen Reparaturen sollte für die Ableitung von Schnee- und Regenwasser gesorgt werden. Die Kirche mußte statisch gesichert werden; sie sollte aber so gesichert werden, daß die Kreuzgangflügel für die Verstrebung der Südschiffwand entbehrlich würden und, da überflüssig, abgetragen werden könnten<sup>74</sup>.

### Der Altbau als Ressource

1816 wurde der Abriß der Konventgebäude genehmigt, und 1821 schließlich, nachdem die Pfarrei aufgegeben war, machte man auch vor der Klosterkirche nicht mehr halt. Für das wertvolle Baumaterial glaubte man im Neubau der Pfarrkirche von Ottenhöfen eine adäquate Wiederverwendung gefunden zu haben. So wurden *11.450 Schuh Holz und 26.000 noch brauchbarer Ziegel nach Ottenhöfen geschafft; außerdem ein großes Quantum Quadersteinen zur Einfassung der Ecken des Neubaus. Dieses Baumaterial war aber nur zum teil gut*<sup>75</sup>. 1824 gestattete die Regierung, Baumaterial aus Allerheiligen auch für den Neubau der Acherner Pfarrkirche zu verwenden. Als Bauwerk, geschweige denn als Denkmal, galt die Klosteranlage dem badischen Staat noch nichts.

Es gab im großherzoglichen Dienst aber jemanden, der sich für die Anlage offenbar nicht allein ihres wirtschaftlichen Potentials wegen interessierte: Johann Baptist Kolb war der erste überhaupt, der in seinem 1813 erschienenen *Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden* würdige Worte (Weinbrenners Worte!) über die Klosterkirche an die Öffentlichkeit brachte: *Von der schönen großen aus Quadersteinen erbauten Kirche ist nur das Dach, wie auch das Holzwerk des Spitzthurms verbrannt, vier Glocken zerschmolzen, auch haben die schönen Kreuzgewölbe des Mittelschiffs, welche auf vier steinernen Säulen ruhten, hin und wieder Schaden gelitten. Der prächtige Choraltar, nebst noch sechs kleinern, blieben vom Feuer verschont*<sup>76</sup>.

Freilich steht im Vordergrund von Kolbs Werk neben der Beschreibung der geographischen und topographischen Situation auch die wirtschaftliche Nutzung des ehemaligen Klosterbezirks. So ist von der *Spinnfabrik* die Rede, die hier erfolglos errichtet wurde, von dem Kapuziner, der den Gottesdienst verrichtet, vom Förster, der zugleich Wirt ist, und von dem Meier, der die Wiesen und Felder rings um das Kloster gepachtet hat; einen ausführlichen Abschnitt widmete

<sup>74</sup> GLAK 84/10, 2. März 1805.

<sup>75</sup> Zit. nach SIGWART 1992, S. 34.

<sup>76</sup> KOLB 1813, Bd. 1, S. 11.

Kolb der Geschichte des ehemaligen Prämonstratenserklosters. Am meisten jedoch lagen ihm die landschaftlichen Reize der Gegend, die Wasserfälle und die nahegelegenen Aussichtspunkte am Herzen.

### Entrückte Idylle oder populäres Ausflugsziel? Allerheiligen und der Fremdenverkehr

#### Allerheiligen in der frühen Reiseliteratur

Das Kloster wurde tatsächlich erst in dem Moment wieder interessant, als es zerstört war. Die gerade erst ruinierte Kirche findet in der Reiseliteratur schon früh Erwähnung. 1827 hatte sich der badische Finanzminister Friedrich von Boeckh auf den Weg nach Allerheiligen gemacht und seine Impressionen publiziert: *Eine nähere Besichtigung der Kirchen-Ruine zeigte sich, wenigstens bezüglich des Innern, unthunlich, alle Zugänge waren wild verwachsen, mit Mauertrümmern umgeben und aus dem Innern strebten schon ziemlich mächtig, junge Buchen nach dem Licht über das Gemäuer hervor*<sup>77</sup>.

Im selben Jahr publizierte Joseph Zentner einen Reiseführer über die Bäder des Renchtals und ließ dabei auch Allerheiligen nicht aus: *Um die Ruinen der vormaligen Abtei ziehen sich Wiesen und einige Felder; selbst Obstbäume findet man in dieser abgelegenen Einöde. Besser aber gedeihen hier Nadelholzbaum und die Buche. Nur verwitterte Ruinen stehen nun da, wo einst der Schauenburgerin berühmte Abtei geblüht, und den wohlthätigen Saamen der Wissenschaften ausgestreut hat. An den noch stehenden Mauerresten der Kirche bemerkt man die Spuren des gotischen Stiles. Auch erkennt man an den Fragmenten der Grundmauern noch die Anlage des durch den Blitz verzebrten Klosters*<sup>78</sup>. Daß für die Zerstörung der Bauwerke nicht die wahren Verursacher genannt werden, sondern die Natur verantwortlich gemacht wird, paßte einfach besser zum Stimmungsbild von der Klosterruine im Wald. Aus den Texten spricht noch eine etwas kühle und unsichere Distanz, und als besondere Naturschönheit oder als altehrwürdige Stätte wird dieses Hochtal nicht ausdrücklich zum Besuch empfohlen. So ganz wohl hatten sich Boeckh und Zentner hier in der wilden Natur angesichts eines desolaten Zerstörungswerks offenbar nicht gefühlt. Fiktion und Realität sind eben doch zweierlei, und obendrein gab es vor Ort noch nichts, was auch nur ansatzweise hätte zivilisatorische Milderung oder Geborgenheit versprechen können: keine bequemen Wege oder Straßen, kein komfortables Gasthaus, ja nicht einmal Bänke zum Verweilen fand der Fremde hier vor.

<sup>77</sup> Zit. nach HOFERER 1995, S. 60.

<sup>78</sup> ZENTNER 1827. Zit. nach HOFERER 1995, S. 60f.

### Die Infrastruktur für den Fremdenverkehr

Dies änderte sich, als Ernst Ludwig Mittenmeier (1800–1859) als *Waldhüter vom Fach* 1838 in Allerheiligen eingesetzt wurde. Mit Mittenmeier hatte es eine besondere Bewandnis. Daß er kein besonders guter Waldhüter war, ist in den Forstamtsakten nachzulesen<sup>79</sup>. Seine Energie verwendete er nicht so sehr auf die Forstwirtschaft, sondern weit mehr auf die Bewirtschaftung des Hochtals, die Verbesserung des Landschaftsbildes sowie auf den Ausbau der Verkehrswege und der Infrastruktur für den Fremdenverkehr. Dazu war in erster Linie die Bereitstellung finanzieller Mittel erforderlich. Es gelang Mittenmeier, für die Baupflege der Ruine und der vernachlässigten Gebäude Mittel aus verschiedenen staatlichen Kassen, darunter auch aus der Baden-Badener Spielbank, zu mobilisieren. Langfristig focht er einen zähen Kampf mit den Behörden aus, um die unklaren Kompetenzen für Allerheiligen zu beseitigen, so daß schließlich die Verwaltung wie auch der Unterhalt der Baulichkeiten samt der Umgebung dem Forstdomänenärar zugeschrieben wurden. Mit einem schlichten Waldhüter hatten es die Behörden hier nicht zu tun.

Ernst Ludwig Friedrich Mittenmeier, geboren im großherzoglichen Forsthaus zu Ispringen, gilt als natürlicher Sohn des Großherzogs Carl Friedrich<sup>80</sup>. Darin teilt er das Schicksal mit Franz Joseph Herr, dem Kuppenheimer Pfarrektor, der sich mit außergewöhnlichem Engagement um Kloster Lichtenthal bemühte. Mittenmeier und Herr wären folglich Halbbrüder, und vielleicht kamen die Figuren der Uta von Schauenburg und des Propstes Gerungus auf diesem Weg von Allerheiligen nach Lichtenthal. Ein Schwager von Franz Joseph Herr soll hier vermittelt und den Transport bewerkstelligt haben. Daß sich von Anfang an der 1844 gegründete *Alterthumsvereins für das Großherzogtum Baden* mit dem Begründer August von Bayer und seinem Schirmherrn, dem Großherzog Leopold, in Allerheiligen engagierte, mag ebenfalls auf Mittenmeiers direkte Verbindung in die höchsten Regierungskreise hinweisen. Unbestritten ist es Mittenmeiers Verdienst, daß Allerheiligen binnen weniger Jahre zum vielbesuchten Ausflugsziel wurde.

Gemeinsam mit Forstmeister Eichrodt, dem Amtsvorstand des Acherner Forstamtes, machte Mittenmeier als erstes ab 1840 die Wasserfälle begehbar<sup>81</sup>. Ein oberer und ein unterer Fußweg, der bis zu den steilen Felsabbrüchen führte, wurde angelegt und stellte so die kürzeste Verbindung zwischen Allerheiligen und dem unteren Liehbachtal her. Die Felsabhänge, über die der Bach in sieben *Bütten* stürzte und dabei einen Höhenunterschied von ca. 100 m überwand, mußten zunächst noch mit Leitern überwunden werden. Dies war nicht ungefährlich, erforderte Schwindelfreiheit und Trittsicherheit. Dennoch oder gerade deswegen zog der neue Weg rasch Wanderer und Touristen an. Zwei Jahre später, 1842,

<sup>79</sup> GNÄDINGER 1982, S. 153.

<sup>80</sup> Ebd.

<sup>81</sup> Vgl. hierzu und im folgenden ebd., S. 151.



Abb. 5: *Fußweg entlang der Kaskaden. Lithographie nach einer Zeichnung von Ludwig Carl August Steinbach 1842*

stellte das Finanzministerium Geld, unter anderem *aus der Badekasse für die Annehmlichkeit der Badegäste, welche Allerheiligen besuchen*, zur Verfügung, um den Fußweg auszubauen und *weitere erforderliche Anlagen anzuschaffen*<sup>82</sup>. Die

---

<sup>82</sup> GLAK 233/27502, 4. April 1842.

Leitern wurden durch Holztreppe ersetzt, die gefährlichen Stellen durch ein festes Geländer gesichert (Abb. 5). Wieder ein paar Jahre später hatte der Aufstieg an Komfort weiter zugelegt: Der Fußpfad war durch Sprengungen erweitert worden, die Holztreppe waren Steintreppe mit Eisengeländern gewichen, und zum Verweilen luden Bänke ein<sup>83</sup>.

### Der Ausbau des Straßen- und Wegenetzes

Bereits 1833 hatte die Generalforstkommission auf die Vorschläge von Friedrich Weinbrenner zurückgegriffen und mit dem Ausbau der Straße von Oppenau hinauf in den Allerheiligenwald begonnen<sup>84</sup>. Als der neue Fahrweg durch das schwierige Gelände des oberen Lierbachtals fertiggestellt war, wurde er als ingenieurtechnische Meisterleistung gefeiert. Zunächst noch führte sie oberhalb am Kloster vorbei zur St. Ursulakapelle, denn in erster Linie war die Straße für die Holzabfuhr gebaut worden. Schon bald vereinnahmte sie aber der allgemeine Verkehr. Wer auf Rädern jedoch direkt bis zum Kloster gebracht werden wollte, mußte von hier aus als letztes Wegstück einen abschüssigen, rampenartigen Zufahrtsweg in Kauf nehmen. Als nach Erschließung der Wasserfälle der Fremdenverkehr erheblich zugenommen hatte, wurde die Straße von St. Ursula nach Allerheiligen herabgelegt und erhielt etwa die heutige Trasse. Nun bestand eine direkte Zufahrt zum Kloster, so daß die Ursulakapelle nicht mehr angefahren werden mußte. Anlässlich der Fertigstellung verkündete der Bezirksförster: *Die Besucher Allerheiligens werden die neue Straße als Wohltat begrüßen und niemand wird noch Gefahr laufen, umgeworfen und mit zertrümmerter Equipage von Allerheiligen abziehen zu müssen, wie schon öfters vorgekommen ist*<sup>85</sup>.

Mit dem Ausbau des neuen Straßennetzes, das in der Mitte des 19. Jahrhunderts systematisch in den hohen Lagen des Schwarzwaldes angelegt wurde und das Landschaftsbild dabei erheblich veränderte, machten die alten Verbindungs- und Wirtschaftswege keinen rechten Sinn mehr. Sofern sie nicht in die neue Trassenführungen integriert oder zu Wanderwegen umfunktioniert wurden, verkommen sie und verschwanden wieder unter dem Deckmantel der Natur. Der Bedarf an Wanderwegen war groß, seitdem die Romantik das Wandern erfunden hatte, so daß die bereits vorhandenen Wege eigens zu diesem Zweck sogar durch neue ergänzt wurden. Hatten bisher die wenigen Touristen Allerheiligen zumeist weg- und steglos erreicht, indem sie, von Baden-Baden über die Hornisgrinde her kommend, den Schwarzwald von Nord nach Süd durchstreiften, so war das Kloster kurz nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ein regelrechter Knotenpunkt aus lauter neu ausgewiesenen Wanderwegen. Vom Kappeler Tal aus und vom

<sup>83</sup> HOFERER 1996, S. 181.

<sup>84</sup> GNÄDINGER 1982, S. 128 f.

<sup>85</sup> GLAK 391/29799. Zit. nach GNÄDINGER 1982, S. 128.

Renchtal her über den Sohlberg war das Hochtal auf den alten Verbindungswegen zu erwandern. Die Straße, die über den Braunberg nach Allerheiligen führte, genoß nun als Spazier- und Wanderweg große Beliebtheit. 1865 wurde als Vorläufer zum Westweg ein Wanderweg ausgebaut, der von Allerheiligen nach Zuflucht führte. Als Verbindungsweg von Allerheiligen zum Kloster Kniebis und als Reitweg hatte er schon Jahrhunderte lang bestanden. Von Allerheiligen aus gelangte man auf ihm zu einer weiteren Sehenswürdigkeit der Gegend, den Schanzen, die seit der Verpfändung des bischöflich-straßburgischen Renchtals an den Herzog von Württemberg 1604 den Übergang ins Renchtal zu überwachen hatten<sup>86</sup>.

Für die vielen Fremden, die nun aus allen Richtungen kamen, sorgte Waldhüter Mittenmeier: Die heruntergekommene Bauernwirtschaft mit der ärmlichen Försterwohnung machte er zu einem komfortablen Gasthof mit respektabler Bewirtung für den Touristen- und Sommerfrischenbetrieb. In der Mitte des 19. Jahrhunderts war Allerheiligen für den Fremdenverkehr sozusagen perfekt erschlossen. Eine wichtige Voraussetzung, nämlich die Erreichbarkeit, war mit dem Bau der Eisenbahnlinie im Rheintal zwischen Karlsruhe und Basel zwischenzeitlich auch gegeben. An den Bahnhöfen in Achern und Oberkirch standen Transportmittel bereit, um die Besucher dann weiter Richtung Wasserfälle oder auch direkt bis zum Kloster zu befördern. 1876 schließlich war der Ausbau der Eisenbahnlinie ins Renchtal bis Oppenau abgeschlossen.

#### Allerheiligen – bedeutende Sehenswürdigkeit und weltbekannter Luftkurort

1853 stattete Karl Baedeker Allerheiligen einen Besuch ab und nahm es *mit prächtigen Wasserfällen, Klosterruinen und besuchenswerter Gastwirtschaft inmitten ausgedehnter Hochwaldungen* als bedeutende Sehenswürdigkeit in seinen Reiseführer auf. Daß Allerheiligen schon 1854 im *Baedeker* stand, beförderte seinen Bekanntheitsgrad ungemein. Die Häufigkeit, mit der die Ruine und die Wasserfälle in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Reiseführern beschrieben und ins Bild gebracht wurden, erhellen ihre enorme Beliebtheit als Ausflugsziel<sup>87</sup>. Von Straßburg aus war das Renchtal leicht zu erreichen, und noch immer bestand eine Verbundenheit zwischen dem links- und rechtsrheinischen ehemaligen Bistumsterritorium. Kein Wunder also, daß sich gerade auch französische Stecher, Lithographen und Verleger der Ruine annahmen. Die Intention, mit der sich die Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts der Ruine näherten, war jedoch anders gelagert als bei vergleichbar prestigeträchtigen Anlagen im badischen Großherzogtum, wie Kloster Lichtenthal, St. Peter im Schwarzwald oder der Burg-

<sup>86</sup> GNÄDINGER 1982, S. 32.

<sup>87</sup> Vgl. SCHEFOLD 1981, S. 33.



Abb. 6: Sommerfrischenbetrieb in Allerheiligen. Lithographie von F. M. Reichel nach einer Zeichnung von F. Ortlieb um 1860

ruine Hohenbaden, die vor allem als vaterländische Denkmäler gewürdigt wurden. Es waren nicht die großherzige Stiftung der Uta von Schauenburg und der zähringische Ursprung des Klostergebietes, der Allerheiligen berühmt machte, es war in erster Linie die stimmungsvolle Erscheinung der Ruine inmitten einer herrlichen Waldlandschaft.

Allerheiligen wurde ein *weltbekannter Luftkurort*<sup>88</sup>. Die tosenden Kaskaden wurden in den Reiseführern ebenso gerne abgebildet wie die Ruinen und die Rundblicke. Besonderes Augenmerk wurde bei den einladenden Darstellungen auf die Staffage gelegt, erkennt doch der Tourist auf den Andenkenbildern am liebsten sich selber wieder (Abb. 6): Nirgends fehlt es an elegant gekleideten Ausflüglern. Ganze Familien scheinen nicht darauf verzichtet zu haben, im Sonntagsstaat die Wasserfälle über hohe Leitern oder schmale Stege zu erklimmen. Im Hochsommer waren alle Zimmer im Gasthof belegt, und dazu kamen noch die zahllosen Tagesausflügler, die den Aufstieg über die Wasserfälle wagten oder sich in einer Chaise von Ottenhöfen hierher bringen ließen. Für die Kurgäste in Baden-Baden war der Ausflug nach Allerheiligen Teil des obligaten Standardprogramms. Im Kreis des Bildungsbürgertums und der Studenten in Freiburg, Straß-

<sup>88</sup> GNÄDINGER 1982, S. 155.



Abb. 7: 1871 und 1887 wurden südlich der Ruine zwei Kurhäuser errichtet, um dem gesteigerten Bedarf an Übernachtungsmöglichkeiten nachzukommen. Photo 1889

burg, Heidelberg und Göttingen gehörte der Besuch in Allerheiligen zum guten Ton.

Bis zur Jahrhundertwende erlebte der Tourismus in Allerheiligen ein explosionsartiges Wachstum. Von Jahr zu Jahr nahm die Zahl der hier eintreffenden Gäste zu. Ernst Ludwig Mittenmeiers Sohn Karl errichtete 1871 und 1887 die beiden mehrstöckigen Kurhäuser, so daß sich die Anzahl der Übernachtungsgäste vervielfachte (Abb. 7)<sup>89</sup>. 1878 ließ er unterhalb der Wasserfälle im Lierbachtal das *Wasserfallhotel* bauen. In der näheren Umgebung der Ruine ließ Karl Mittenmeier Spazierwege mit Bänken anlegen. Oberhalb der Wasserfälle verlängerte er den Wanderweg zum Aussichtspunkt *Engelskanzeln*, gegenüber an der Straße nach Oppenau entstand die Aussichtsplatte *Teufelskanzeln* sowie über den Wasserfällen eine Aussichtsbrücke, die heute wieder verschwunden ist. Ebenso verschwunden ist der Aussichtsturm auf dem Hundskopf mit Blick auf Allerheiligen, den Schliffkopf und das Unterwassertal. Er war als Wanderziel errichtet worden, das wie viele andere von Allerheiligen aus angesteuert werden konnte.

Unter den zahlreichen Prominenten, die Allerheiligen aufsuchten, hat den weitesten Weg hierher wohl Mark Twain zurückgelegt. Als er 1878 zu Fuß durch Europa reiste, führte ihn sein Weg auch über den Schwarzwald. Es ist erstaunlich, daß Twain, dessen Auge durch die weiten, monumentalen Landschaften und die üppige Natur der Neuen Welt doch eigentlich verwöhnt sein mußte, für den Charme und die Eigenheit des kleinen Hochtals so viel Enthusiasmus entwickeln konnte: *Den ganzen Nachmittag waren wir bergauf gewandert. Gegen fünf Uhr*

<sup>89</sup> Vgl. hierzu und im folgenden GNÄDINGER 1982, S. 157.

*oder halb sechs erreichten wir den Gipfel, und mit einem Mal teilte sich der dicke Vorhang des Waldes, und wir schauten in ein tiefes herrliches Tal hinunter und weit über bewaldete Berge hinweg, deren Gipfel in der Sonne leuchteten, während ihre schneisendurchfurchten Hänge von violetten Schatten gedämpft wurden.*

*Das enge Tal zu unseren Füßen – es heißt Allerheiligen – bot am Ende seiner grasbewachsenen Sohle gerade Raum genug für ein behagliches, wonnevolles Menschennest, an das die Welt mit ihren Belästigungen nicht heranreichte, und folglich war es den Mönchen in alter Zeit auch nicht entgangen; und da standen die schmucken braunen Ruinen ihrer Kirche und ihres Klosters als Zeugen dafür, daß die Priester vor siebenhundert Jahren einen ebenso feinen Instinkt hatten wie die Priester heutzutage, wenn es darum ging, die erlesensten Winkel und Ecken des Landes aufzuspüren. Ein großes Hotel verdrängt die Ruinen nur ein wenig und betreibt ein lebhaftes Geschäft mit Sommerfrischlern. [...] Nach dem Abendessen durchwanderten wir das Tal. Es ist wunderschön – eine Mischung aus Waldlieblichkeit und zerklüfteter Felsenwildnis. Ein durchsichtig klarer Griesbach schießt pfeifend talabwärts, und am unteren Ende windet er sich durch einen engen Spalt zwischen den hohen steilen Klippen und stürzt dann über eine Folge von Felswänden. Hat man die letzten hinter sich, gewinnt man einen herzerfrischenden Rückblick auf die Fälle – in einer siebenstufigen Treppe aus schäumenden und glitzernden Kaskaden steigen sie auf und ordnen sich zu einem Bild, das ebenso bezaubernd wie ungewöhnlich ist<sup>90</sup>.*

### **Tourismusgeschäft jenseits des Zenits**

Über 90 Jahre und drei Generationen bewirtschafteten die Mittenmeiers die Gastronomieeinrichtungen in Allerheiligen. Ein 1910 im Gartengelände gegenüber dem Gasthaus errichtetes Wohnhaus, die *Villa*, diente der Familie als Wohnsitz. Nach dem Ersten Weltkrieg, nach Inflation und Weltwirtschaftskrise brach das Tourismusgeschäft zusammen. Die dritte Generation Mittenmeier mußte die Kurhäuser verkaufen und das Gasthaus weiterverpachten. 1933 wurde in den beiden Hotels ein Kinderheim untergebracht, 1947 kaufte sie der Caritasverband der Erzdiözese Mainz. Die Gastwirtschaft wurde 1949 ebenfalls an den Caritasverband verpachtet. 1960 ließ die Mainzer Diözese eine neue Kirche oberhalb der Ruine errichten und schuf damit die Voraussetzung dafür, daß in Allerheiligen wieder Gottesdienste für die Bevölkerung in der Nachbarschaft sowie für Erholung suchende Gäste abgehalten werden konnten. 1964 baute der Caritasverband auf dem Gelände des ehemaligen Mittenmeierschen Privathauses ein neues, komfortables Gästehaus. Aus dem Kinderheim wurde 1982 ein Landschulheim. 1990

<sup>90</sup> TWAIN 1880. Zit. nach HOFERER 1996, S. 183.

überließ der Caritasverband die beiden ehemaligen Hotelgebäude der aus Malta stammenden katholischen Laienorganisation Internationales Katholisches Programm für Evangelisation (ICPE).

Bis heute zählt Allerheiligen zu den beliebtesten Ausflugszielen im Schwarzwald – auch wenn die romantischen Phantasien angesichts der wohlarrangierten und geordneten Verhältnisse sowie der 250 000 Besucher, die hier jährlich meist als Tagesausflügler und motorisiert eintreffen, längst nicht mehr greifen. Dafür hat die Liegenschaftsverwaltung 1996 anlässlich des 800jährigen Klosterjubiläums hier ein Museum eingerichtet, das den Besucher über die Geschichte und Baugeschichte des Klosters aufklärt. In einem Ladengeschäft wird ein Warenpotpourri aus Souvenirs, Wanderutensilien und „typischen“ Schwarzwaldprodukten angeboten. Im Wind flatternde Fahnen winken zu den Lokalitäten herbei, denn die Zahl der einkehrenden und einkaufenden Besucher soll weiter gesteigert werden.

## Kloster Allerheiligen als Denkmal und Geschichtszeugnis

### Über den Umgang mit Ruinen in der denkmalpflegerischen Praxis

Ruinen sind Fragmente einer architektonischen Schöpfung, die dem Lauf der Geschichte als Kulisse gedient hat. Ruinen leben aber auch durch ihre transzendenten Eigenschaften, durch ihre besondere allegorische Bedeutung. Bauwerkserhaltung an einer Ruine zu betreiben, bedeutet, paradoxerweise Zerfall und Vergänglichkeit mitzukonservieren. Derselbe Prozeß, der als unaufhaltsames Geschehen den wunderbaren Zauber einer ganz der Natur überlassenen Ruine ausmacht, muß abgefangen und dem Lauf der Zeit entzogen werden. Eine Ruine, die vor dem fortschreitenden Zerfall bewahrt wird, führt – abstrakt gesehen – ein absurdes Dasein zwischen Vergänglichkeit und Bestand. Der Balanceakt ist nicht nur ein ideeller und theoretischer; in der denkmalpflegerischen Praxis muß der äußerst labile Gleichgewichtszustand ständig neu arrangiert werden – denn beidem, dem Stimmungsbild und dem Erhalt des Geschichtszeugnisses, muß Rechnung getragen werden. Ruinen sind ausgesprochen pflegeintensive Denkmäler.

Carl Friedrich Schinkel war einer der ersten Architekten, der sich bekanntermaßen für den Erhalt fragmentarisch überkommener Bauwerke engagierte. 1817 hatte er die im Zerfall begriffene Klosteranlage Chorin entdeckt, beschrieb sie als bau- und kunsthistorisch wertvolles Denkmal und setzte sich für ihre Erhaltung ein<sup>91</sup>. 1826 gelang es ihm, den *Alten Turm* in Mettlach, das Mausoleum des Klostergründers der Benediktiner-Abtei Mettlach, vor dem Abriß zu retten. Die Ruine des Oktogons vom Ende des 10. Jahrhunderts stand auf dem Gartengelände der Familie von Boch-Buschmann, die in den ehemaligen Klostergebäuden

<sup>91</sup> Gooss 1998, S. 126.

eine Steingutfabrik betrieb, und war für den Abriß bestimmt. Durch Schinkels Einspruch blieb sie erhalten; 25 Jahre später wurde die Ruine restauriert<sup>92</sup>. Schinkel sah in den Ruinen beides: ihren Wert als Zeugen der vaterländischen Geschichte sowie der architektonischen Leistung und ihre ästhetischen Qualitäten. Den Wiederaufbau lehnte er ab. Dennoch führte zu Beginn des 19. Jahrhunderts die wissenschaftliche Zuwendung bei den meisten Ruinen nennenswerter historischer Bauwerke zur Rekonstruktion. Die tiefensymbolische Bedeutung ist aber mit einer Ausschließlichkeit allein an die Ruine gebunden, daß sie bei jeder Form des Wiederaufbaus verschwand.

Bodo Ebhardt (1865–1945), ein dem Historismus verpflichteter in der Denkmalpflege tätiger Architekt, formulierte 1904 die Problematik im Umgang mit der Ruine für die denkmalpflegerische Praxis. Er hielt es nicht für machbar, eine Ruine langfristig zu erhalten und zog den Wiederaufbau vor. Von 1901 bis 1907 wurde unter seiner Leitung die Hohkönigsburg im Elsaß großzügig rekonstruiert. *Die Ruinen der Burgen, der alten Rathäuser, Kirchen, Bürgerhäuser sind verfallen durch Verwitterung der Baumaterialien, es droht durch Pflanzenwuchs, der tausend kleine Fugen sprengt, oder aus anderen Gründen der Einsturz; [...] spätere Anbauten haben die Bauten entstellt, Brand und Wassernot schädigen plötzlich ein altes teures Kunstdenkmal, so dass jeder zugibt: „es muss etwas geschehen“. Da wird der Pflanzenwuchs entfernt (Heidelberger Schloss), die Mauern werden neu verschmiert, die überhängenden verankert (Hohkönigsburg), oben auf die Mauern werden Platten gelegt, die das Wasser ableiten sollen, oder alle Ritzen werden mit Cement verklebt (Prozelten, Rauenstein in Thüringen), Strebpfeiler werden aufgeführt (Gelnhausen). Ergebnis: „Künstlerisch schauderhaft!“ Die Ruine hält wieder einige Jahre, dann lockern sich die Abdeckungen, die Wasserableitungen werden undicht, in alle Fugen dringen neue Wurzeln und bald ist der Zustand der alte. Die Zerstörungskraft unserer Witterung ist eben nur aufhaltbar bei völliger Wiederherstellung und der dann selbstverständlich notwendigen andauernden und sorgfältigsten Unterhaltung. [...] Vorübergehend kann man eine Ruine sichern, aber Anker und Cementabdeckungen werden nicht lange halten und erwecken dem Beschauer das unbefriedigte Gefühl der um so lebhafteren Entweihung der Ruine als solcher. [...] Sicher ist, dass eine Ruine, die der Dächer beraubt ist, wie ein Mensch mit einer offenen Wunde nur noch eine verhältnismäßig kurze Lebenszeit vor sich hat<sup>93</sup>.*

Als Ehardts Schrift *Ueber Verfall, Erhaltung und Wiederherstellung von Baudenkmalen* 1905 erschien, war der Richtungsstreit innerhalb der Denkmalpflege über *Restaurieren* (das Wiederherstellen) und das *Conservieren* (Bewahren des Bestandes) in vollem Gang. Während im Lager der Architekten-Denkmalpflege für das Ruinen-Dilemma der Wiederaufbau empfohlen wurde, bemühte sich die „konservierende“ Denkmalpflege um konkrete Hilfestellungen für die

<sup>92</sup> KÜHN 1968, S. 425.

<sup>93</sup> EBHARDT 1905, S. 7–10.

Praxis – um den Bestand zu sichern und um Atmosphäre gestalterisch einzubringen.

Die Maßnahmen, die der württembergische Landeskonservator Eugen Gradmann 1912 für den Umgang mit Ruinen empfahl, waren nicht nur bautechnischer Natur und auf den wissenschaftlichen Erkenntniswert ausgerichtet, sondern zielten ausdrücklich auf das wirkungsvolle Erscheinungsbild der Ruine: *Zementglattstrich ist an sichtbaren Abdeckungen zu vermeiden; ausgedehnte Abgleichungen der Mauerkronen ebenfalls. Abdeckungen mit Ziegeln sind unbedenklich, sehr die mit Moos und Rasen. Als Unterlage genügt dabei zur Not ein Mörtel- oder Lehmbed; besser ist eine Isolierschicht von Teerpappe und Asphalt. Auch die Gewölbe werden so geschützt, nachdem ihre Spalten und Risse verkeilt und ausgegossen sind.*

*Freistehende Mauerreste und bloßgelegte Grundmauern behandelt man, um sie zu erhalten, wie folgt: Die obersten Schichten werden abgetragen, je nach ihrer Haltbarkeit um 30–50 cm, und zwar immer nur auf kurze Strecken. Die Bekleidsteine der Fronten werden markiert und je auf ihrer Seite niedergelegt. Die Fugen und Hohlräume der stehengebliebenen Mauer werden sorgfältig von Erde gereinigt, dann mit gutem Mörtel (oder Zementmörtel) ausgefüllt und abgeglichen. Die abgelegten Steine werden wieder aufgesetzt, und zwar so, daß sie oben Mulden bilden. Diese werden mit Zementmörtel ausgestrichen und, damit dieser nicht zu rasch trocknet, mit Sand oder Erde leicht bedeckt. Wenn er fest geworden, wird die Mulde mit Erde ausgefüllt, die ganze Mauerkrone mit Erde beschüttet und mit ausgestochenen Rasenstücken in zwei bis drei Schichten belegt. Der Rasen sollte anfangs begossen werden. Er kann auch mit Efeu, Immergrün, Hauswurz und dgl. bepflanzt werden.*

*Von dem Baum- und Strauchwuchs soll so viel entfernt werden, daß die Ruine von nah und fern übersichtlich wird. Schöne Baumgruppen sind zu schonen, namentlich im Innern, an Stellen, die einst nicht überbaut waren, in den alten Höfen und Gärten. Strauchwerk, das im Gemäuer wurzelt und dessen Bestand bedroht, ist abzuhaue. Schonung verdient aber in den meisten Fällen der Efeu, da er das Gemäuer schützt<sup>94</sup>.*

Äußerlich sollte der Eindruck geboten werden, daß das Bauwerk absichtslos seinen fragmentarischen Zustand erreicht hat, und ganz besonderer Wert wurde auf die augenscheinliche Verbindung mit der Natur gelegt. Um diesem störungsanfälligen Zustand, in dem sich das verfallende Bauwerk befindet, Bestand zu verleihen und um die stimmungsvolle optische Erscheinung zu gewährleisten, ohne daß das Bauwerk neuen Schaden nimmt, bedarf es eines aufwendigen Unterhalts und einer ständigen bautechnischen und botanischen Pflege: Häufiger als andere Baudenkmäler müssen Ruinen gesichert und instandgesetzt werden, und

<sup>94</sup> GRADMANN 1912 a, Abschnitt 63: Instandsetzung und Unterhaltung von Ruinen. Zit. nach Schwäbisches Heimatbuch 23/1937, S. 157.

die Natur, deren Gegenwart durchaus gewünscht ist, muß ständig überwacht und in ihre Schranken gewiesen werden.

### Denkmalpflege an der Klosterruine Allerheiligen

Auf wessen Veranlassung zurückgeht, daß das Ministerium des Innern den Waldhüter Mittenmeier 1840 anwies, Sorge dafür zu tragen, *daß an der Klosterruine nicht weiter gewalttätig, wie dies mitunter früher der Fall war, ruiniert und namentlich keine Hausteine mehr von dem Mauerwerk herausgebrochen und gestohlen werden*<sup>95</sup>, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Jedenfalls wurde 1840, im gleichen Jahr, als auch die Wasserfälle begehbar gemacht wurden, ausdrücklich dem aktiven Zerstörungsprozeß an den Klostergebäuden Einhalt geboten.

#### Die erste Instandsetzung unter August von Bayer

Zwei oder drei Jahre später reiste August von Bayer, der im März 1844 zum Direktor des neugegründeten *Alterthumsvereins für das Großherzogtum Baden* ernannt werden sollte, nach Lautenbach, um die Aufnahme und Vermessung der Anlage vorzubereiten<sup>96</sup>. Die Zeichnungen und die Bauaufnahmen, die auf seine Veranlassung hin gefertigt wurden oder sogar von seiner Hand stammen, waren zur Veröffentlichung in der Publikationsreihe des Vereins vorgesehen (Abb. 8). So ist es jedenfalls im ersten Jahrgang 1844 der *Schriften des Alterthumsvereins für das Großherzogtum Baden* nachzulesen. Der Band über Allerheiligen ist zwar nie erschienen, der Altertumsverein initiierte jedoch die erste Instandsetzung der Klosterruine, die auf der Grundlage der Zeichnungen und Pläne von Bayers ausgeführt wurde. 1846 wurde die in Teilen einsturzgefährdete Ruine zunächst notdürftig gesichert<sup>97</sup>.

Dem Domänenfiskus gegenüber argumentierte von Bayer nicht mit dem kunst- und baugeschichtlichen Wert, als es darum ging, die finanziellen Mittel für die Instandsetzung zu erlangen, sondern mit dem regen Ausflugsverkehr der Baden-Badener Kurgäste<sup>98</sup>, denn der internationale Flair des weltweit berühmten Heilbades im Oostal polierte den Glanz der großherzoglich-badischen Krone erheblich auf. Von Bayer, der für Allerheiligen vor allem *die Reinigung und Säuberung des Planes unter gehöriger Wiederaufstellung der noch aus dem Schutte gewinnbaren Elemente* vorgesehen hatte, wandte sich an die Presse<sup>99</sup>. Ganz in die-

<sup>95</sup> Zit. nach GNÄDINGER 1982, S. 153.

<sup>96</sup> Vgl. F. J. SCHMITT 1894, S. 274.

<sup>97</sup> Vgl. SIGWART 1992, S. 37.

<sup>98</sup> Vgl. SIGWART 1992, S. 35 und Anm. 273.

<sup>99</sup> Im folgenden sämtliche Zitate nach SIGWART 1992, S. 35–38.



Abb. 8: Entwurf für die Instandsetzung und Rekonstruktion des Zugangs zur Vorhalle der Klosterkirche. August von Bayer, Federzeichnung 1844 (?)

sem Sinn berichteten die Tagblätter von den *ebenso großartigen, als malerischen Resten der Kirche von Kloster Allerheiligen, die bisher in chaotischen Trümmern lagen, und engagierten sich dafür, daß diese vom Schutte gesäubert, die aus den Trümmern noch gewinnbaren Elemente wieder aufgestellt, und auch diejenigen Theile noch ausgegraben werden, welche Schutt und Gneus bedeckte.*

In zwei Abschnitten wurde unter der Leitung August von Bayers zwischen 1850 und 1851 an der Klosterkirche gearbeitet. In und um die Kirche herum wurden der Schutt und das anstehende Erdreich abgetragen. Die tonnengewölbte Vorhalle war vom Einsturz bedroht und mußte statisch gesichert werden. Dazu wurden im Eingangsbereich Stützmauern errichtet, und das Gewölbe erhielt eine hölzerne Stützkonstruktion aus Bögen und Schalen. Treppenstufen wurden eingezogen, die nun in das Innere der Vorhalle hinabführten, vermauerte Bogenstellungen und Fensteröffnungen wurden wieder geöffnet. Der Treppenturm am nördlichen Querhaus mußte ebenfalls gesichert werden. Die Arbeiten in Allerheiligen mußten an dieser Stelle vorläufig abgebrochen werden, da die finanziellen Mittel erschöpft waren. Die Finanzbehörde war zunächst nicht bereit, noch weitere Maßnahmen an der Kirche zu finanzieren. *Als Kunstdenkmal hat dieselbe keine besondere Bedeutung; auch ist uns keine Anzeige bekannt, daß dort an geschichtlichen Denkmälern etwas Erhebliches zu suchen wäre* – so lautete die Einschätzung der Behörde. Um aus Allerheiligen ein unterstützenswertes Kunstdenkmal zu machen, bestand also Forschungsbedarf. Jedenfalls mußte zunächst noch darauf verzichtet werden, den Fußboden im Langhaus auf sein altes Niveau zurückzubringen und die umgefallenen Säulenschäfte wieder aufzurichten; provisorisch zog man einen Boden auf Höhe des umlaufenden Sockels ein.

Zwei Monate später stand dann plötzlich doch das nötige Geld zur Verfügung, und zwar in reichlichem Maß, so daß die Planung für die weiteren Maßnahmen die Grenzen einer Sicherung und Instandsetzung um einiges überschritten. Das Terrain vor dem Paradies sollte neu gestaltet und *als Halbzirkel mit Böschung* angelegt werden, *damit der Anblick gegen das sogenannte Vorzeichen offener und der Zugang ungezwungener aussieht*. Die Vorhalle selber sollte ein neues Dach erhalten. Das Gewölbe sollte ausgebessert, mit einem *wasserdichten Mörtel* versehen, gesichert und anschließend mit *Erde bedeckt und angepflanzt* werden. Schon 1851 zog von Bayer ihre Nutzung als Lapidarium in Erwägung (*Ausstellung von 5 Profilen mit Latten*).

Umfangreiche Maßnahmen waren für die Sicherung und Renovierung der Kirchenruine geplant: Ringsum sollte sie neu unterfangen werden. Am nördlichen Querhaus und an der Langhaussüdseite sollten Ausbrüche im aufgehenden Mauerwerk ausgemauert werden. Dafür war vorgesehen, *Mauerwerk mit alten vorhandenen Steinen und den allenfalls nöthigen neuen, im Kern mit Mörtel zu mauern, so daß der Mörtel hinter den Fugen bleibt, welche sollen mit Moos ausgestopft werden*. Jetzt war auch wieder davon die Rede, daß der Fußboden im Langhaus auf das alte Niveau zurückgebracht würde. Der kleine Kapellenanbau am südlichen Querhaus hatte die Zeit auch nicht so unversehrt überdauert, wie das heute den Anschein haben mag: Er mußte neu eingewölbt werden; die alten Gewölberippen konnten aufgefunden und wiederverwendet werden (Abb. 9). *Das Aufsetzen und Ordnen der gewonnenen Quader und Theile der Bauelemente* hatte von Bayer ebenso im Sinn wie *die Bepflanzung einiger Mauern mit Schlingpflanzen*.



Abb. 9: Kloster Allerheiligen von Nordosten nach der Instandsetzung durch August von Bayer. Lithographie um 1850

Ein Schlußbericht von Bayers liegt nicht vor; es bleibt leider im Dunkeln, was von seinem Wunschkatalog zur Instandsetzung der Klosterruine tatsächlich auch umgesetzt wurde. Vermutlich hat er sich weitgehend durchgesetzt. So vermittelt es jedenfalls das Gesamtbild, welches von Bayer im Rückblick auf das in Allerheiligen Geleistete zeichnet: *Großartige Lichtungen und Wegräumungen von Schutt und Graus* sowie *Bau-Ergänzungen* seien hier durchgeführt worden, so daß *die ihrer reichen Bauart wegen lehrreichen Reste der ehemaligen Klosterkirche frei zu liegen kamen und gefahrdrohende Bautheile wieder verfestigt wurden.*

Nach Abschluß der Arbeiten diente Allerheiligen *in verstärktem Maaße als Anziehungspunkt für Reisende*<sup>100</sup>. Forstverwaltung und Altertumsverein, sprich: Mittenmeier und von Bayer, arbeiteten übrigens Hand in Hand und *standen in harmonischer Verbindung miteinander*, so daß das Bauwerk nun nicht allein *ohne Gefahr* zugänglich war; auch die neuen Hinzufügungen und Ausbesserungen waren bravourös natürlich gestaltet, und die Fortschreibung der Geschichte Allerheiligens als romantische Ruine war gewährleistet.

<sup>100</sup> VON BAYER 1858, S. 17.

Gustav Kachel 1878: Instandsetzung unter *Wahrung des alterthümlichen Aussehens*

1875 hatte Ernst Wagner die Nachfolge von Bayers im Amt des badischen Konservators angetreten. Zur Bewältigung der breitgefächerten und umfangreichen Aufgaben wurde das Amt in die Bereiche Sammlungen und Baudenkmalpflege unterteilt. Die Aufgaben der Baudenkmalpflege, für *die eine mit der eigentlichen Bautechnik ebensowohl wie mit der Geschichte der Baukunst vertraute Persönlichkeit*<sup>101</sup> gefragt war, übernahm der Architekt Gustav Kachel.

In Allerheiligen waren 25 Jahre nach der ersten Instandsetzung wieder erhebliche Bauschäden aufgetreten. Ein Kostenvoranschlag für die anstehenden Reparaturarbeiten des Bezirksbauamtes Achern war schon lange erstellt (Abb. 10 a, b), und das Geld für die notwendig gewordenen Reparaturen gegen den *drohenden Verfall* hatte die Finanzverwaltung bereits seit einem Jahr zur Verfügung gestellt, als sich Gustav Kachel 1876 auf Veranlassung des Ministeriums des Innern hinauf ins Lierbachtal zum ehemaligen Kloster begab.

Der bauliche Zustand der Ruine und das, was er von den Arbeiten seines Amtsvorgängers in Allerheiligen sah, konnte Kachel überhaupt nicht loben. Wie

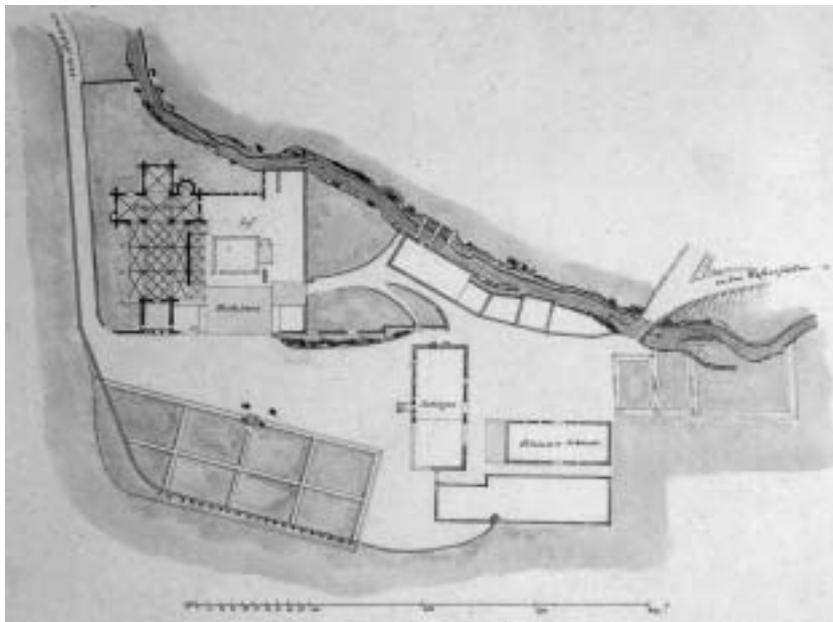


Abb. 10 a: Kloster Allerheiligen. Situationsplan der Großherzoglichen Baudirektion. Aquarellierte Federzeichnung, signiert HG (GH?) und datiert 1875

<sup>101</sup> GLAK 233/27502, 7. Januar 1876.



Abb. 10b: Schnitt durch die Klosterkirche nach Süden. Auffallend sind die betont dargestellten Schuttanhäufungen. Großherzogliche Baudirektion, aquarellierte Federzeichnung, signiert HG (GH?) und datiert 1875

es sein Amt von ihm verlangte, war seine Kritik nicht nur auf die technische Ausführung gerichtet, sondern galt *namentlich in kunstgeschichtlicher Hinsicht*. Im grundsätzlichen Denkmalverständnis hatte sich zwischen den Generationen ein Wechsel vollzogen; als Architekt und Zeitgenosse von Carl Schäfer und Eduard Paulus d. J. lag Kachel der schöpferische Umgang mit den alten Bauwerken näher als das passive Bewahren der Relikte aus der Vergangenheit. Und so mißfiel es dem neuen Konservator, daß es sich bei den Arbeiten von Bayers in Allerheiligen nicht um *Restaurieren* gehandelt habe, sondern *das ganz bescheidene „Conservieren“ des Vorgefundenen*<sup>102</sup>.

Im Sommer 1878 wurden die Arbeiten ausgeführt (Abb. 11 a, b). In den fünf Monaten, in denen witterungsbedingt von Mai bis Oktober gearbeitet werden konnte, muß Allerheiligen mehr einer Großbaustelle als einer Ruine geglichen haben, denn die Maßnahmen, die in relativ kurzer Zeit durchgeführt wurden, waren erheblich. An der Kirche wurde nicht nur untersucht, abgerissen und neu gebaut, sondern auch ausgegraben, fundamentierte und neu angepflanzt.

Was während der vorangegangenen Instandsetzungsphase in der Vorhalle und am nördlichen Querhaus nach Kachels Gutdünken *unrichtig* oder *sinnlos* hinzugefügt worden war, ließ er entfernen oder erneuern, und auch die Einzelteile der wiederaufgerichteten Pfeiler im Langhaus wurden neu sortiert und *in Ordnung gebracht*. Nicht nur die modernen Hinzufügungen störten den Konservator: Ei-

<sup>102</sup> Vgl. hierzu und im folgenden SIGWART 1992, S. 39–44; sämtliche Zitate, sofern nicht anders bezeichnet, ebenfalls nach SIGWART 1992.

nen *Weihbrunnen* der Renaissance, den er für unpassend hielt, ließ er aus der Kirche wegbringen und an der südlichen Außenwand aufstellen.

In allen Teilen der Ruine führte Kachel Untersuchungen durch, um das Mauerwerk auf seine Standfestigkeit hin zu überprüfen. Die östliche Vierungsmauer *war viel baufälliger* als ursprünglich angenommen. Folglich wurde sie *auf tiefer als vier Meter abgetragen und unter Versetzung der einzelnen Schichten in Zement wieder aufgerichtet. An der Südseite von Querschiff und Langhaus sowie über den Langhausarkaden genügte eine Abtragung und Wiederaufrichtung der Mauern [...] in der Höhe zwischen zwei bis drei Metern.*

Der Treppenturm am nördlichen Querhaus mit seinem Steindach mußte repariert und in die nördliche Querhauswand rückverankert werden (Abb. 12). Das Gewölbe in der Querhauskapelle wurde erneuert, die Rippen gestützt, die Strebepfeiler und Sockel ausgebessert und ergänzt. Weitere Führen mit Erdreich, Schutt und Trümmern wurden aus der Ruine weggekarrt. Auf der Suche nach einer Kapelle, die am nördlichen Querhausarm vermutet wurde, ließ Kachel Grabungsarbeiten an den Ostteilen der Kirche durchführen. Hinweise auf einen früheren Kapellenanbau brachten die Ausgrabungen zwar nicht zu Tage, dafür wurde aber der verschüttete Sockel des Chors wieder freigelegt.

Die Natur, die sich bereits wieder so weit ausgebreitet hatte, daß das Mauerwerk in seinem Bestand ernsthaft gefährdet war, wurde vom Konservator in ihre Schranken gewiesen. Regen- und Schneewasser mußten von der Ruine weggeleitet und *der überhandnehmenden Vegetation an manchen Stellen Einhalt geboten werden.* Als Maßgabe fügte Kachel hinzu, daß dem *malerischen Reize* dadurch kein Abbruch geschehen dürfe. Der malerische Reiz der Ruine nahm sicherlich erheblich zu, nachdem Kachel einen Fuhrweg, der durch die Ruine hindurch führte, hatte verlegen und an der Südwestecke des Langhauses ein Waschhaus entfernen lassen. Die verbliebenen Lücken in der Umfassungsmauer füllte Kachel mit *Trockenmauerwerk, theilweise bis zu drei Meter hoch*, um zu bewirken, daß der geschlossene Raumeindruck der ehemaligen Klosterkirche nachvollziehbar wird. Die neuen Mauerwerksergänzungen, *die nicht zum ursprünglichen Bau gehören*, setzte Kachel technisch vom authentischen Bestand ab, ohne dabei das Gesamtbild durch optische Brüche zu stören. Der fehlende Fugenmörtel machte die Ergänzungen, die obendrein bei Bedarf auch wieder leicht und zerstörungsfrei zu entfernen waren, nicht nur für die Besucher, sondern auch für nachfolgende Generationen erkennbar. Abschließend wurden die neuen Mauerstreifen durch eine stabilisierende Bepflanzung mit Efeu verhüllt. Mit Ausnahme der als Trockenmauern errichteten Ergänzungen im Bereich der Vorhalle und des Langhauses erhielten sämtliche Mauerzüge eine abdeckende Schutzschicht aus Zement, die zu guter Letzt mit Rasen belegt wurde.

Schon 1875 legte das Bezirksbauamt<sup>103</sup> großen Wert darauf, daß die Repara-

<sup>103</sup> GLAK 422/181, 3. und 4. August 1875. *Summarischer Kostenanschlag über die zur Erhaltung der Klosteruine Allerheiligen nötigen Bauherstellungen.*



Abb. 11a: Blick nach Südosten ins Langhaus und ins Querhaus. Photo vor 1878

turen und Ergänzungen am Mauerwerk der Ruine *unter Wahrung des alterthümlichen Aussehens* ausgeführt würden. Und so hatte auch Gustav Kachel seine Aufgabe in Allerheiligen verstanden und wahrgenommen: Es galt, neben den Sicherungs- und Ergänzungsarbeiten ein Phänomen zu erhalten. Nicht nur ein ver-



Abb. 11b: *Blick nach Südosten ins Langhaus und ins Querhaus. Photo um 1910*

steinerner Zeitzzeuge sollte vor dem Verfall bewahrt, sondern auch dem Fiktiven und Flüchtigen mußte Konsistenz und Beständigkeit verliehen werden; hier sollten Stimmung und Sentiment konserviert werden. Was an Ruinen schon immer

und an Kloster Allerheiligen betont um 1875 haltbar gemacht und weitergeschrieben werden sollte, darüber diskutierte man im generellen Umgang mit den Denkmälern erst 30 Jahre später, als von Alois Riegl das *Gefühl* und der *Gefühlswert* in die Denkmaltheorie eingebracht wurden: *Das entscheidende in der Wirkung eines Denkmals auf den modernen Beschauer [...] liegt vielmehr in einem an sich undefinierbaren Gefühl, das sich lediglich als eine unstillbare Sehnsucht nach Anschauung eines „alten“ äußert*<sup>104</sup>.

Drei Punkte seines Entwurfs für die Instandsetzung konnte Kachel nicht mehr realisieren: Für den kleinen Kapellenanbau am südlichen Querhaus war vorgesehen, den *Altar in seinen Hauptformen wiederherzustellen*; im Chor wollte er die im Boden eingelassenen Grabplatten geborgen und vor weiterer Zerstörung bewahrt wissen; und schließlich hat die Zeit nicht mehr gereicht, um vor Wintereintritt auf dem Gewölbe der Vorhalle eine Schutzschicht aus Beton und Zement aufzubringen.

#### Ernst Wagner und Josef Durm

Gustav Kachel verstarb 1882 im Alter von 39 Jahren. Daraufhin kümmerte sich Ernst Wagner, der nach der Aufteilung des Amtes den Großherzoglichen Sammlungen vorstand, wieder mehr um die historischen Bauwerke im Land. In Allerheiligen fielen dem Konservator und ambitionierten Museumsmann besonders die skulptierten Steinfragmente auf, und 1887 wagte er bei der Domänenendirektion einen Vorstoß: Er beantragte, die besseren Stücke der *sehr interessanten Fragmente, sculptirten Säulenkapitäl, Gewölbeschlußsteine mit Apostelköpfen* in die Altertümersammlung nach Karlsruhe zu holen, denn dort fehlte *es an gothischen Stücken ohnedem noch fast ganz*<sup>105</sup>. Zwar bewilligte die Domänenendirektion das Gesuch des Großherzoglichen Sammlungsdirektors, erinnerte aber auch ausdrücklich den Großherzoglichen Konservator an seine Aufgaben: *Da es zu den Obliegenheiten des Großh. Conservators gehört, die Erhaltung der Alterthümer nicht allein in der Alterthumshalle, sondern auch an Ort und Stelle zu fördern [...]*<sup>106</sup>, sollten die Trümmer besser in der Vorhalle der Klosterkirche geborgen und ausgestellt werden. Es verging ein Jahr, bis Wagner sich von der Idee verabschiedet hatte, die Steine nach Karlsruhe bringen zu lassen, und bereit war, sich dafür einzusetzen, daß in Allerheiligen ein Lapidarium eingerichtet wird.

Jetzt wollte Wagner aber nicht nur die skulptierten Steine in der Vorhalle untergebracht wissen, jetzt setzte er sich weit umfassender für die Instandsetzung der Klosterruine ein. Die Grabplatten vor dem Chor sollten gehoben und ebenfalls in der Vorhalle aufgestellt werden. Die bereits wieder gefährdeten Mauern

<sup>104</sup> RIEGL 1905, S. 85 ff. – Vgl. HÖHLE 1994.

<sup>105</sup> Vgl. hierzu und im folgenden SIGWART 1992, S. 44–46.

<sup>106</sup> Zit. nach SIGWART 1992, S. 45.



Abb. 12: *Nördlicher Querhausflügel, Zustand nach der Instandsetzung von 1878. Photo um 1910*

der Kirche sollten gesichert und die Gewölbe der kleinen Kapelle repariert werden. Das Feuchteproblem im Fundamentbereich und besonders in der kleinen Kapelle war noch nicht gelöst, so daß neue Drainagen und Kanäle gelegt werden mußten. Der Blick des Konservators hatte sich geweitet: Erhaltenswert erschien Wagner nun auch das *Thor aus der Barockzeit*, das von einem Ökonomiegebäude übriggeblieben war, sowie *die italienische Gartenanlage mit Architekturzier [... und das] Wasserwerk*.

Wagners Eingabe war an das Ministerium für Justiz, Kultus und Unterricht gerichtet; von da aus wurde sie an den Direktor der Großherzoglichen Baudirektion weitergeleitet. So kam es, daß Josef Durm sich 1888 aktiv in die Instandsetzung der Klosterruine einschaltete<sup>107</sup>. Durm unterstützte den Antrag Ernst Wagners in allen Punkten, beauftragte die Bezirksbauinspektion in Achern mit einer Kostenaufstellung und begab sich persönlich am 7. Januar 1889 hinauf in den Schwarzwald, um die Ruine in Augenschein zu nehmen.

Die Bergung und Aufstellung der Steine und Grabplatten sowie die Instandsetzung des Mauerwerks schienen für den im Umgang mit historischen Bauwerken routinierten Baudirektor problemlos bewältigbar zu sein. Nicht ganz so eindeutig verhielt es sich mit der Gartenanlage und der Wasserkunst, die in weiten Teilen zerstört und nicht einfach zu rekonstruieren war. Ein Viertel des Terrassengartens war gar nicht mehr vorhanden, und nur auf der dem Wald zugekehrten Seite existierten noch die steinernen Einfriedungen. Als Voraussetzung für seine Wiederherstellung mußten an der Liebach-Seite neue Stützmauern errichtet werden. Der Leiter der Großherzoglichen Bezirksbauinspektion in Achern mit Namen Ebert, dem die Ausführung der Rekonstruktion oblag, wäre gerne nach Italien gefahren, um sich die Vorbilder für eine solche Gartenanlage anzuschauen. Allein – sein Vorgesetzter in Karlsruhe, Baudirektor Durm, verwies auf *eine alte Lithographie (im Besitz des Herrn Mittenmaier)*, die Aufschluß über die *Gesamtanlage und die Gestaltung der einzelnen Theile des Klosters* gab<sup>108</sup>.

Einer weiteren Reise Durms nach Allerheiligen im Juli 1890 waren offenbar Klagen über die Art und Weise vorausgegangen, wie die Bezirksbauinspektion die Arbeiten an der Klosterruine zur Ausführung gebracht hatte. Durm war vom Zustand des restaurierten Gemäuers *nicht gerade sehr erbaut. Der Cement hätte etwas gefärbt werden sollen, damit dessen blaugraue Farbe nicht zu sehr vom alten Gemäuer absticht. Die Zeit kann hier ihr Übriges thun, u. kann man sich darüber hinwegsetzen. Nicht aber über die Aufstellung der 3 Grabsteine in der Vorhalle, welche geschmackloser nicht leicht hätte ausgeführt werden können. Statt die freien Wände zu benützen, sind diese einmal vor das romanische Portal gestellt u. verdecken dieses zumteil, das anderemal sind sie in Nischen eingezwängt.*

<sup>107</sup> Vgl. hierzu und im folgenden GLAK 422/181. – Josef Durm, Ernst Wagner und Adolf von Oechelhäuser gaben gemeinsam die Kunstdenkmäler-Inventarbände des Großherzogtums Baden heraus.

<sup>108</sup> GLAK 422/181, 7. Januar 1889.

[...] Der schöne Stein mit dem „Lamm Gottes“ ist zum Abreiben der Kellen oder zum Anmachen von Cement verwendet worden und häßlich verschmiert; an der Aufstellung der Architekturfragmente ist nichts gemacht und liegen diese noch so durcheinander wie früher. Die besprochenen Plattenschäfte sind nicht ausgeführt und die Abdeckung der Schiffpfeiler ist nicht vorgenommen worden.

Das kleine Chörchen ist nicht entwässert u. steht nach dem Regenwetter der Schlamm in demselben. Die neuen Backsteingewölbchen hätten wenigstens ausgeführt werden sollen, sicher aber wäre es nothwendig gewesen den herabfallenden Cementmörtel von den Capitellen der Dienste zu entfernen. [...] Die sämtlichen Ausbesserungsarbeiten sind so wenig liebenswürdig und so vollkommen interesselos ausgeführt und behandelt, daß die harten Worte der Ruinenbesucher darüber, leider zu Recht bestehen<sup>109</sup>.

Dem zuständigen Bauinspektor warf Durm *Interesselosigkeit und einen Mangel an Verständnis für diese Aufgabe* vor. Die beanstandeten Mängel in der Bauausführung mußten korrigiert werden, die Wiederherstellung der Gartenanlage und die Ausbesserungen am Klostertor wurden bis auf weiteres verschoben<sup>110</sup>.

### Kunst- und Baugeschichtsforschung in Allerheiligen

Um 1900 leisteten die Geschichtswissenschaften der Suche nach einer nationalen Identität Hilfestellungen. Nach Georg Dehio wurde ein Baudenkmal nicht nur konserviert, *weil es schön ist, sondern weil es ein Stück unseres nationalen Daseins bildet*<sup>111</sup>. So rückte auch die Klosterruine von Allerheiligen als Geschichtszeugnis ins Zentrum bau- und kunstgeschichtlicher Forschungsarbeit. Geschichtsschreiber, die wie Johann Baptist Kolb, Josef Bader und Adam Ignaz Valentin Heunisch in vaterländischem Dienst standen, hatten die Vergangenheit des Prämonstratenserklosters Allerheiligen und dessen Bezug zum Haus Baden bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts bereits in wesentlichen Grundzügen erarbeitet und publiziert<sup>112</sup>. Ebenfalls um 1850 hatten August von Bayer und seine Mitarbeiter als Grundlage für Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten den Zustand der Ruine in detaillierten Bauzeichnungen festgehalten. Ihre bau- und kunstgeschichtliche Bedeutung jedoch war unerforscht geblieben.

Die Zeit, in der man in der Ruine ein idealistisch romantisches Lebensgefühl gespiegelt sah, war zwar nicht in dem Sinn vorüber, aber nach und nach gewannen daneben die Architekturfragmente den Status eines Kunst- und Baudenkmals. Der Hauptakzent im Umgang mit der Ruine verschob sich damit vom

<sup>109</sup> GLAK 422/181, 4. Juli 1890.

<sup>110</sup> GLAK 422/181, 14. Juli 1890.

<sup>111</sup> DEHIO 1914, S. 268.

<sup>112</sup> BADER 1840. – BADER 1844 a. – BADER 1844 b. – BADER, o. J. a. – BADER, o. J. b. – HEUNISCH 1836. – HEUNISCH 1847. – HEUNISCH 1857 – KOLB 1813, Bd. 1.

*Stimmungsgehalt zu ihrer kunsthistorischen Bedeutung*<sup>113</sup>. Wilhelm Lübke wies auf die Klosterkirche als besonders frühe Hallenkirche hin, Franz Joseph Schmitt versuchte eine erste stilgeschichtliche Einordnung, indem er Notre Dame zu Laon vergleichsweise heranzog. Mit dieser Konstruktion stieß er schnell auf heftige Gegenrede<sup>114</sup>, aber die Diskussion um die Baugeschichte der Klosterkirche war auf den Weg gebracht.

Die ersten, die in Allerheiligen eine gründliche Bauforschung durchführten, waren Joseph Sauer und Max Wingenroth. Mit genauen Beobachtungen, Bauaufnahmen, technischen Untersuchungen und durch die gemeinsam mit Karl Staatsmann durchgeführten Grabungsarbeiten trugen sie Indizien zusammen, mit denen sie nicht nur eine wissenschaftlich sanktionierte Baugeschichte der Klosterkirche rekonstruierten, sondern auch deren Aussehen am Ende des Mittelalters (Abb. 13)<sup>115</sup>. In sämtlichen Bereichen der Klosterkirche wurden unter Staatsmanns Leitung Grabungsarbeiten durchgeführt. Der kleine Raum, der nördlich an die Vorhalle angeschlossen und bislang verschüttet war, trat wieder zutage. Auf die Freilegung des südlichen wurde verzichtet, *weil dadurch die Schönheit der Ruine zu sehr beeinträchtigt worden wäre; auch dürfte er dem nördlichen durchaus ähnlich gewesen sein. So ziemlich das ganze Langhaus wurde in einzelnen Grabenzügen auf Baureste durchwühlt und auch einiges gefunden, im Querschiff vor allem einige Bestattungen. An der Nordseite wurde durch Versuchsgrabungen das Nötige festgestellt, desgleichen vor dem Eingangstor zum Paradies, an der Stelle des alten Kreuzganges und des östlichen Klostertraktes*<sup>116</sup>. Die zahlreichen Funde bereicherten das Lapidarium in der Vorhalle nicht nur um weitere architektonische Bruchstücke, sondern auch um die Steinsarkophage, die ein halbes Jahrhundert später Reinhold Schneider beeindruckten sollten. Die Ausgrabungen steuerten darüber hinaus Fragmente bei, die für die Rekonstruktion von Teilen des Chorsockels und im Bereich des nördlichen Querhauses verwendet werden konnten.

Sauer, Wingenroth und Staatsmann waren davon überzeugt, daß *für die Kunstgeschichte lediglich die Kirchenruine interessant* sei<sup>117</sup>, und so lag ihr gemeinsamer Forschungsschwerpunkt in der Rekonstruktion des architektonischen Skeletts der mittelalterlichen Klosterkirche – spätere Veränderungen finden in den Erörterungen keine Erwähnung. Als Ergebnis der Forschungsarbeiten kristallisierte sich der Nukleus der zukünftigen wissenschaftlichen Diskussion um Allerheili-

<sup>113</sup> ZIMMERMANN 1948, S. 12 ff. – Zit. nach Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7, 1908, S. 223.

<sup>114</sup> F. J. SCHMITT 1894, S. 274–283. – Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7, 1908, S. 223, 264.

<sup>115</sup> GLAK 235/47771. – Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7, 1908. – STAATSMANN 1914.

<sup>116</sup> Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 7, 1908, S. 223.

<sup>117</sup> Ebd., S. 263.



Abb. 13: Bauaufnahme einer Wandöffnung mit Maßwerkrahmung in der Kapelle am südlichen Querschiff. Karl Staatsmann, Federzeichnung 1902

gen heraus: War die Klosterkirche in einer ersten, später überbauten Phase bereits als gotische Hallenkirche konzipiert?

*Neben der Anziehungskraft der malerischen Ruine in hochgelegenen, von tannenbewaldeten Bergen umschlossenem Gebirgstal kann Allerheiligen künftig*

*noch den Anspruch erheben, bei der Einführung einer neuen Kunstweise [der Gotik, K. St.] am Oberrhein eine vielleicht nicht unbedeutende Rolle gespielt zu haben und als eine der frühesten Hallenkirchen auf deutschem Boden wenigstens geplant gewesen zu sein*<sup>118</sup>.

Allerheiligen hatte die Weihe als kunstgeschichtlich bedeutendes Bauwerk erhalten. Angesichts der malerisch in die Natur eingebetteten Architekturfragmente war neben das Sentiment die analytische Sachlichkeit getreten und gab die Richtung vor, in die das Pendel der Entwicklung weiter ausschlug; Allerheiligen wurde zum Objekt spröder Wissenschaftlichkeit.

#### **Zwischen Sentiment und analytischer Sachlichkeit. Allerheiligen in den 1930er Jahren**

*Mag nun auch die Ruine im dunklen, bachdurchrauschten Tannenforst ihre eigenartige Stimmung haben, wir Heutige sind Wirklichkeits- und Tatmenschen und die Zeit der Ruinenschwärmerei ist vorbei. Wir würden lieber an ihrer Stelle den wohl erhaltenen Bau sehen,* meinte Carl Anton Meckel 1935, nachdem er die Mauern einer optischen Analyse unterzogen hatte und dabei – wie 30 Jahre zuvor Georg Dehio – zu dem Schluß gekommen war, daß Allerheiligen nicht als Hallenkirche geplant gewesen sei<sup>119</sup>.

Die zeittypische Art des Positivismus, die Meckel als *Wirklichkeits- und Tatmensch* vertrat, verführte zu dem Glauben, die Welt sei beherrschbar und die Wirklichkeit grundsätzlich gestaltbar. In einem Kulturkreis, der sich schon vor langer Zeit von jeder Form der Mystik verabschiedet und sich ganz und gar der Vernunft verschrieben hatte, wo jeder glaubte, sich auf seinen eigenen, funktionierenden Verstand verlassen können, wo die Demokratie politische Mündigkeit versprochen hatte und wo die menschliche Psyche erforscht und strukturiert war, gab es das Irrationale eigentlich nicht mehr. Es war verdrängt, trieb seine Blüten abseits in kleinen Nischen.

Mit ungeheurer Wucht verschaffte es sich durch die Hintertür wieder Zugang, als Werkzeug politischer Manipulation und getarnt mit der vermeintlichen Logik faschistischer Ideologie. Um den Affekt auf breiter Ebene gleichzuschalten, mußte er mit Signalen angesprochen werden, die, auf den kleinsten gemeinsamen Nenner gebracht, ihre größte Schlagkraft entfalten konnten. A priori waren Bauwerke mit Denkmaleigenschaft *emotional positiv besetzt* und boten sich für eine

<sup>118</sup> Ebd., S. 265. – STAATSMANN 1914, S. 11, Anm. 1: Daß Allerheiligen als frühgotische Hallenkirche geplant gewesen sei, bezweifelt Georg Dehio im Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Teil Südwestdeutschland.

<sup>119</sup> MECKEL 1935, S. 115 f. – C. A. Meckel entwarf gemeinsam mit A. Rickert für Allerheiligen das 1925 gebaute Gefallenendenkmal (Ehrenmal) des Schwarzwaldvereins.

politische Instrumentalisierung förmlich an. Folglich wurde von Staats wegen in die Denkmäler investiert.

Der Zustand der Klosterruine im Schwarzwald machte in den 30er Jahren erneut *umfassende und kostspieligere Sicherungsmaßnahmen* erforderlich<sup>120</sup>. Otto Linde, der als Geschäftsführer des Badischen Landesdenkmalamtes tätig war, entwarf das Programm für die Instandsetzung. Mit einem Kostenvoranschlag wandte sich das Kultusministerium daraufhin an *den Reichs- und Preussischen Minister des Innern* in Berlin, um für Allerheiligen, *wo mit Rücksicht auf die Nachbarschaft von Straßburg noch besondere Gründe mitspielen*, finanzielle Mittel der *Westhilfe* des Reiches zu erhalten. Die *Westhilfe* trat unterstützend für Projekte ein, die innerhalb einer 25 km breiten Zone entlang des Rheins lagen. In den höchsten politischen Rängen interessierte man sich für *das stimmungsvollst in Tannen des Schwarzwaldes einsam gelegene Bauwerk der erwachenden Gotik von kunsthistorischer Bedeutung*<sup>121</sup>. So kam es, daß die folgende Instandsetzung von der *Reichsgrenzlandfürsorge* finanziert wurde.

Im Sommer der Jahre 1937 und 1938 wurde das Areal trockengelegt und gesäubert sowie das Mauerwerk in allen Teilen auf seine Standsicherheit hin überprüft und gesichert. Linde ließ am Querhaus die nordwestlichen Eckpartien sowie den südlichen Giebel abtragen und wiederaufbauen. Das Gewölbe der Vorhalle wurde repariert und abgedeckt, die Mauerkronen der gesamten Ruine mit Zementmörtel muldenförmig geschlossen und begrünt. Um den Sockel im Chorbereich weiter freizulegen, wurde Gelände abgetragen. Den Zugang vor dem Paradies ließ Linde neu gestalten, den Innenraum einebnen und mit Kies auslegen.

Nicht mehr ganz so freizügig konnte man weiterhin die unzähligen Besucher gewähren lassen: Verwinkelte und sensible Bereiche, wie die Seitenräume der Vorhalle und der Zugang zum Treppenturm, wurden durch Eisengitter, oder, wie im Fall der hinteren Chorschlußwand, durch neu gepflanzte Bäumchen unzugänglich gemacht; die Maßnahme hatte allerdings einen schnell vorübergehenden Charakter. Für die Architektur- und Skulpturfragmente, die ebenfalls vor den Besuchern in Schutz genommen werden mußten, hatte Linde eine *museale Aufbewahrung* empfohlen und dafür ein Relikt aus der Klosterzeit, das *Eiskellergebäude* vorgesehen, einen kleinen Fachwerkbau mit gemauertem Gewölbekeller östlich am Gasthaus<sup>122</sup>. Zur Einrichtung einer *kleinen örtlichen Sammlung zur Verwahrung der zahlreichen Architektur- und Skulpturfragmente, Ansichten, Pläne* etc.<sup>123</sup> kam es ebenso wenig wie zur Wiederherstellung der Gartenanlage, als 1939 der Krieg ausbrach.

<sup>120</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: SIGWART 1992, S. 47–50.

<sup>121</sup> GLAK 235/47822, 19. November 1938. Ergebnis der Informationsreise des Leiters des Deutschen Denkmalspflegetages Ministerialrat D. Dr.-Ing. Hiecke, Referent für Denkmalspflege im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Berlin.

<sup>122</sup> 1968 verschwand der Gewölbekeller, als an dieser Stelle ein Heizöltank eingebaut wurde.

<sup>123</sup> GLAK 235/47822.

*Durchführung als mustergültig anerkannt*, bemerkte 1938 der Referent für Denkmalpflege im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, der sich, aus Berlin kommend, auf einer Informationsreise befand und von Linde in Allerheiligen geführt wurde<sup>124</sup>. Wenn auch später Schäden am Mauerwerk durch den von Linde verwendeten Zementmörtel und die Eisenbänder auftraten und deshalb wieder entfernt werden mußten<sup>125</sup>, so waren seine gründlichen Sicherungsmaßnahmen gerade rechtzeitig genug gekommen, daß die Kloster ruine die miserablen Kriegs- und Nachkriegsjahre überstand und ihr weiterer Zerfall nicht wesentlich voranschreiten konnte.

#### **Ruinenromantik und Funktionalismus. Allerheiligen nach 1945**

Gefühlsmäßige Vorgänge waren in dieser Zeit zu einer methodisch geordneten, kollektiven Angelegenheit geworden. Sprach man die Gefühle an, so hatte man die „Volksmassen“ hinter sich, rief man sie planmäßig ab, so wurden sie zur Waffe. Ins geballte Pathos gesteigert bahnten sie schließlich den Weg in die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges. Als Reaktion wurde in den Jahrzehnten, die anschließend folgten, diese Art von Gefühlen tabuisiert. Immer weiter zog man sich auf den scheinbar objektiven und weniger verfänglichen wissenschaftlichen Funktionalismus zurück.

So ist auch die erste ausführliche Monographie, die Eva Zimmermann 1948 der Architektur des ehemaligen Prämonstratenserklosters widmete, eine gründliche, sachlich verfaßte Analyse der mittelalterlichen Bauteile und deren Einordnung in die Kunst- und Architekturlandschaft des deutschen Südwestens<sup>126</sup>. Die baugeschichtlich wichtigen alten Ansichten und Pläne der Klosteranlage sind hier zusammengetragen und kritisch betrachtet. Der Forschungsbedarf an der Klosterkirche war mit dieser Arbeit weitgehend erschöpft. Die Baugeschichte und die Rekonstruktion des gesamten Bauwerks sowie die architekturgeschichtliche Einordnung seiner Einzelformen schienen auf einem festen wissenschaftlichen Fundament zu stehen.

Die verlorengegangene Klausur rückte erst 1976 ins Zentrum wissenschaftlichen Interesses, als wegen einer geplanten Neugestaltung des Areals südlich der Klosterkirche Notgrabungen durchgeführt werden mußten<sup>127</sup>. Obwohl stets behauptet worden war, daß von der Klausur bis auf die Grundmauern alles abgetragen sei, traten unter den Schuttschichten nicht nur Fundamentreste sondern auch aufgehendes Mauerwerk bis in Kniehöhe und Fußböden der Barockzeit zutage (Abb. 14). Die baulichen Reste wurden analysiert und in das bislang bekannte

<sup>124</sup> Ebd.

<sup>125</sup> SIGWART 1992, S. 50.

<sup>126</sup> ZIMMERMANN 1948.

<sup>127</sup> SCHMIDT-THOMÉ 1978.



Abb. 14: Grabungsarbeiten im Bereich des Kreuzgang-Westflügels. Neben den Umfassungsmauern wurde der Fußboden der Barockzeit freigelegt. Photo 1976

baugeschichtliche Gesamtbild eingeordnet. Die freigelegten Mauerzüge wurden konserviert und – *um so das Bild der Kirchenruine um einen Teil der Konventgebäude in ihren Umrissen zu bereichern*<sup>128</sup> – mitunter auch ergänzend rekonstruiert. Der Sockel des Chorhauptes wurde um noch ein weiteres Profil freigelegt, und endlich war auch Geld für die Rekonstruktion und Gestaltung der Gartenanlage da (Abb. 15 a, b).

Der Lauf der Zeit macht auch vor methodisch erarbeiteten Forschungsergebnissen nicht Halt. Die Konstruktion der Baugeschichte schien für die Klosteranlage so weit abgeschlossen, da setzte auch schon wieder ihre Dekonstruktion ein. 1992 hat Jörg Sigwart einen Versuch unternommen, die offenen baugeschichtlichen Fragen zu beantworten und eine Monographie zu erarbeiten. Er holte nach, was bislang unterblieben war: Seine Baugeschichte sollte sich nicht nur auf der Analyse der vorhandenen Architekturfragmente gründen; Sigwart sichtete die Bauakten des 19. und 20. Jahrhunderts in den Archiven des Denkmal- und Hochbauamtes.

<sup>128</sup> Ebd., S. 345.



Abb. 15 a: Die Gartenanlage im Zustand vor der Instandsetzung. Photo 1937



Abb. 15 b: Blick von Norden über das zweite Parterre des Terrassengartens. Photo 1999

Den festverankerten Glauben an das seit 1820 bis heute *kaum mehr veränderte Gesicht*<sup>129</sup> des Klosters desillusionierte Sigwart gründlich. Die Beschäftigung mit den Bauakten ergab, daß um ihres Erhaltes willen, aber auch wegen der Erwartungshaltung, mit der die romantische Ruine gesehen werden wollte, erhebliche Eingriffe in den authentischen Baubestand vorgenommen worden waren. Nachdem Sigwart die baulichen Reste der Klosterkirche einer Analyse unterzogen hatte, wurde auch die mit stringenter Logik gewobene Baugeschichte fadenscheinig: Spolien seien irrtümlich als originale Bauteile angesehen und in die Indizienreihe für die baugeschichtlichen Rekonstruktionen aufgenommen worden<sup>130</sup>. Endlos viele Einzelbeobachtungen reihte Sigwart aneinander. Sigwarts Arbeit über Allerheiligen endet mit der Demontage. Danach war die Montage für ein neues baugeschichtliches Gedankengebäude nicht mehr möglich; er beleuchtet, wie er es nennt, *Aspekte*.

Nicht nur die Ruine wurde im wissenschaftlichen Sinn versachlicht, auch die Natur wurde funktionalisiert. In den 60er und den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts fanden erhebliche Eingriffe in die Landschaft um Allerheiligen herum statt, und ihr Anblick veränderte sich dadurch auffallend. Die Zugangswege wurden ausgebaut, die Straßen verbreitert und riesige Parkplätze angelegt, mit der Absicht, noch mehr Besuchern eine noch schnellere Anreise zu ermöglichen. Seither ist der Weg, der entlang der Kaskaden zur Klosterruine führt, noch sicherer, noch leichter zu unterhalten und ermöglicht noch mehr Besuchern einen noch bequemeren Aufstieg. Die Stufen sind von DIN-genormter Trittsicherheit und breit genug, um einem gegenläufigen Fußgängerstrom kollisionslos ein nach Gusto mehr oder weniger zügiges Emporschreiten zu ermöglichen. Freilich: der einerseits vielleicht gut gemeinte, andererseits am finanziellen Zugewinn orientierte Ausbau der Infrastruktur im großen Stil hat der Ruine im Schwarzwald ihren früheren Charme bis zu einem gewissen Grad genommen. Aber die Rechnung ging auf: Allerheiligen zehrt noch heute von seinem Ruf als Ort stimmungsvoller Architekturfragmente und wildromantischer Naturbilder, und an Popularität hat die Ruine bei den Wasserfällen weiter zugelegt.

Während seiner 600jährigen Zeit als Prämonstratenserkloster besaß Allerheiligen im nahen Umland Einfluß und Geltung. Als Ruine wurde Allerheiligen weit über die Landesgrenzen hinaus berühmt, und noch heute zählt sie zu den prominentesten Sehenswürdigkeiten Badens. Aber anders als das populäre Ausflugsziel kam das Baudenkmal Allerheiligen trotz intensiv betriebener Forschung und trotz der anfänglichen Versuche, die Klosterkirche in die Reihe der Großen der abendländischen Architektur aufzunehmen, auf wissenschaftlicher Ebene nie über seine regionale Bedeutung hinaus.

<sup>129</sup> SCHMIDT-THOMÉ 1979, S. 4.

<sup>130</sup> SIGWART 1992, S. 55 f.

## Die Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen

### Geschichtlicher Überblick

Die Gebäude der ehemaligen Benediktinerabtei Ochsenhausen erheben sich auf einem Areal oberhalb des Rottumtals (Abb. 1 a), das zu den älteren klösterlichen Standorten im deutschen Südwesten gehört. Ursprünglich befand sich hier wohl ein Benediktinerinnenkloster, das bereits im 10. Jahrhundert wieder zerstört wurde. Um 1090 stiftete die Geschwistergruppe der Edelfreien von Wolfertschwenden ein neues Kloster zu Ehren des hl. Georg und schenkte ihre Grund-



Abb. 1a: *Kloster Ochsenhausen. Luftbild von Nordosten um 1970*

herrschaft Ochsenhausen dem Benediktinerkloster St. Blasien im Schwarzwald. St. Blasien schickte die ersten Mönche und sicherte sich die Unterstellung Ochsenhausens als Priorat. Die erste, recht kleine Klosterkirche wurde 1093 geweiht.

Hand in Hand mit einer wachsenden Wirtschafts- und Finanzkraft ging die zunehmende Unabhängigkeit des neuen Klosters vom Mutterkloster. 1343 begab sich Ochsenhausen unter den Schutz der Reichsstadt Ulm. Die endgültige Loslösung von St. Blasien gelang erst während des Großen Schismas, als Papst Bonifaz IX. 1391 das Priorat zur Abtei erhob. Die Reichsunmittelbarkeit folgte 1488. Der anhaltende materielle Aufschwung und die gesteigerte Bedeutung lösten eine Phase reger Bautätigkeit aus. 1434 wurde damit begonnen, den Konvent zu erneuern, und 1489–95 entstand eine neue, repräsentative Klosterkirche.

In den Krisensituationen des 16. Jahrhunderts wurde die machtvolle Stellung der Reichsabtei schwer erschüttert. Es kam zu Untertanenaufständen während des Bauernkrieges und zu heftigen Auseinandersetzungen mit der Schirmstadt Ulm. Gewaltsam wurde die Abtei 1546 schließlich von Ulm aus reformiert, aber



Abb.1b: *Kloster Ochsenhausen. Lageplan 1968*

bereits 1548 mit kaiserlicher Hilfe als Benediktinerkonvent wiederhergestellt – nun kam Ochsenhausen unter den Schirm der österreichischen Landvogtei. Auch im Dreißigjährigen Krieg wurde das Kloster vorübergehend säkularisiert. Nach dem Krieg konsolidierte sich Ochsenhausen relativ schnell. Ab 1667 setzten Erneuerungsarbeiten am Hof- und Gasthaus ein. Mit der Mariensäule und der Erhöhung des Glockenturms erhielt die Klosteranlage markante bauliche Akzente.

Im 18. Jahrhundert florierte die Abtei und entwickelte sich mit ihrem Gymnasium, der Bibliothek, der Pflege von Literatur, Kunst, Musik und nicht zuletzt durch die berühmte Sternwarte zum bedeutendsten und angesehensten Zentrum für Bildung und Wissenschaft in Oberschwaben. 1725 leitete Christian Wiedemann mit der Umgestaltung der Kirche die bis heute prägende Barockisierung der Klosteranlage ein, die 1793, als der nördliche Konventflügel fertiggestellt und die Sternwarte im Eckturm an der Südseite eingerichtet war, ihren Abschluß fand.

1803 wurde die Abtei aufgehoben und ging in den Besitz des Fürsten Metternich über. Seither haben neue Besitzer und Nutzer immer wieder gewechselt, und immer wieder wurden die Gebäude der Klosteranlage den jeweils aktuellen Ansprüchen angepaßt.

## Der Baubestand

### Die Gesamtanlage

Bei der Säkularisation 1803 besaß die reiche Abtei ein weitläufiges Territorium mit 66 Dörfern und Weilern und etwa 11 000 Einwohnern. Wenn auch die Gesamtdisposition der Anlage (Abb. 1 b), die Klosterkirche mit dem Turm und die Prälatur mittelalterlich-gotisch geprägt sind, so zeigt sie sich heute doch weitaus mehr als Herrschafts- und Verwaltungssitz des Klosteramts, überformt im Sinn barocker Repräsentationsvorstellungen – schließlich war Ochsenhausen freie Reichsabtei und verfügte über einen ansehnlichen Besitz: Die talwärts nach Osten gerichtete Schauseite besitzt die charakteristischen Merkmale profaner Palastarchitektur. Der imposante Ostflügel mit vier paarweise hervortretenden polygonalen Ecktürmen faßt zusammen mit Nord- und Südflügelbau den geräumigen Kreuzgarten ein. Dieser wird im Westen von der Prälatur und dem Sakristei- flügel beschlossen. Beide Gebäude schließen direkt an die Klosterkirche mit dem schlanken, an der Südseite emporragenden Glockenturm an. Im Norden wird der Chor, im Süden mehr als die Hälfte des Kirchenschiffs für die Klausur vereinnahmt.

Vor der Kirche erstreckt sich ein weiter, öffentlicher Vorplatz. Effektiv ist dieser Platz inszeniert: Er weitet sich vor der geschwungenen Fassade nach We-



Abb. 2: *Blick vom Torgebäude nach Osten über den Platzraum zwischen Mariensäule und Klosterkirche. Photo 1986*

sten, wo die Mariensäule einen malerischen Prospekt bildet (Abb. 2); an den vier hohen Marienfesten des Kirchenjahres war sie Ziel feierlicher Prozessionen. Ihrer Struktur nach sind Gruppierung und Anordnung des Ensembles jedoch nicht das Resultat einer streng geometrisch ausgerichteten Planung der Barockzeit, sondern reichen ins Mittelalter zurück, wo axiale Systeme noch keine tragende Rolle spielten. Die Verschiebung der Fluchtlinie zwischen Portal und Mariensäule soll deshalb das langgestreckt lagernde ehemalige Hof- und Gasthaus des Klosters optisch abmildern, das den Platzraum an der Südseite beschließt.

Der geistlichen Achse zwischen Mariensäule und Kirche entspricht ein weltliches Gegenstück: Vom nördlich gelegenen Torgebäude aus führt entlang dem langgezogenen Stallgebäude nach Süden eine zweite Weg- und Blickachse bis zum mächtigen Gebäude des Fruchtkastens, wo ehemals ein weiteres Tor die Anlage nach Süden öffnete. Von dieser Achse aus erschließt sich nach Osten der Wirtschaftshof mit seinen zahlreichen, unregelmäßig gestaffelten Einzelgebäuden. Eine in großen Teilen noch gotische Klostermauer umgrenzt die Anlage und faßt auch den Hofgarten im Westen, den Konventgarten im Osten und den Michaelsgarten im Norden ein.

### Kirche und Klausur

Gemäß ihrer geringen Bedeutung als Priorat von St. Blasien war die mittelalterliche Klosteranlage wohl eher bescheiden. Nur wenige Relikte aus der Zeit vor dem 15. Jahrhundert lassen sich heute noch feststellen. In der Prälatur südlich der Kirche und im Kreuzgang-Südflügel sollen sich die ältesten Bauteile erhalten haben; angeblich stammen sie noch aus romanisch-gotischer Zeit<sup>1</sup>. Viel offensichtlicher begegnen uns hingegen die Baumaßnahmen des 15. Jahrhunderts: Die spätgotische Klosterkirche wurde als querschifflose Basilika mit Chorscheitelkapelle errichtet. Den spätgotischen Hochaltar, der 1664 beseitigt wurde, hatte Niklaus Weckmann gefertigt. Drei lebensgroße Figuren aus diesem Altar befinden sich heute in der Pfarrkirche des nahegelegenen Bellamont. Zwischen 1434 und 1469 waren der Kreuzgang, der Glockenturm und die Prälatur neu errichtet worden. Vom gotischen Kreuzgang ist unter der Prälatur noch der Westflügel erhalten. Der Turm ist bis zur Höhe des Glockengeschosses ebenfalls noch mittelalterlich; um 1700 wurde er auf seine heutige Höhe gebracht. Die Prälatur, schon immer eines der wichtigsten Gebäude der Abtei, beherbergte in klösterlicher Zeit die öffentlichen Räume des Abtes, des Kastners und des Großkellerers (Abb. 3). Abt Andreas Sonntag (1567–1585) ließ das ausgesprochen repräsentative Gebäude 1584 erweitern; seitdem besitzt es eine Audienzhalle mit prachtvoller Kassettendecke und üppig gestalteten Portaleinfassungen, ebenistische Meisterwerke von Thomas Heidelberger.

Abt Coelestin Frener (1725–1737) leitete die große Bauphase ein, die das gesamte Kloster nicht allein zum Abbild barocker Frömmigkeit machte, sondern ihm ebenso das zeittypische Gepräge eines durch und durch weltlichen Machtanspruchs verlieh. Schon 1725, im Jahr seines Amtsantritts, beauftragte er den Oberelchinger Baumeister Christian Wiedemann mit der Neugestaltung des Gotteshauses: Die Chorkapelle wurde entfernt, das Langhaus verlängert und der Innenraum barockisiert. Johann Georg Bergmüller gestaltete die freskierten Bildfolgen des Mittelschiffgewölbes (Abb. 4 und Tafel 1), die reichen Stukkaturen stammen von Gaspare Mola. Besondere Erwähnung verdient die Orgel auf der Westempore von Joseph Gabler (1700–1771), einem der ganz großen Orgelbauer der Barockzeit, obendrein noch ein gebürtiger Ochsenhausener. Im Westen erhielt die Kirche eine konvex ausschwingende Fassade nach italienischem Vorbild; sie verleiht der Platzanlage eine festliche Kulisse.

Der Konvent war 100 Jahre zuvor schon einmal neu gestaltet worden. 1615 hatte Abt Johannes Lang (1613–1618) Stephan Huber aus Landsberg mit dem großzügig konzipierten Neubau beauftragt, der am Südflügel begonnen wurde. Erst die Umbauarbeiten von 1741–1746 nach Plänen von Johann Michael Fischer jedoch verliehen vor allem dem Ostflügel, der zum Tal hin gekehrten Schauseite

---

<sup>1</sup> DEHIO 1997, S. 509.



Abb. 3: Klosterkirche, Prälatur und Älterer Gastbau. Photo 1999

der Abtei, den Prospekt einer repräsentativen barocken Schloßarchitektur: Der langgestreckte Baukörper legte erheblich an Wucht zu. Er erhielt einen vertikal gegliederten, akzentuiert abgesetzten Mittelrisalit, die paarweise gruppierten Türme übernahmen die Rolle von Eckrisaliten. Vor diesem Palast entfaltete sich



Abb. 4: *Der Neubau der Klosterkirche Ochsenhausen. Entwurf zu einem Deckenfresko im Mittelschiff der Kirche. Johann Georg Bergmüller, Federzeichnung in Braun, grau laviert, um 1725/30*

zum Talboden hin auf Terrassen die einst berühmte, streng geometrisch geordnete Gartenanlage. Dieser dritten großen Bauphase in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verdankte der Konvent auch eine neue Innenausstattung, von der freilich nur die wandfesten Teile – Stuck und Malereien – erhalten geblieben sind, sowie die beiden prächtigen, reich dekorierten Treppenhäuser: das in den Hof ausgebaute sogenannte Steintreppenhaus im Südflügel und das dreiläufige, sogenannte Fischer-Treppenhaus im Ostflügel mit Atlanten über dem Balustergeländer und einem Deckenfresko von Johann Georg Bergmüller, die Klostergründung und deren Bestätigung durch den Kaiser darstellend.

Kurz vor der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, als die Uhr für das gesamte klösterliche Leben fast abgelaufen war, und auch noch, als Joseph II. bereits durchgreifende Reformen für die Ordensniederlassungen angeordnet hatte, erlebte Oberschwaben eine letzte Blüte künstlerisch-sakralen Mäzenatentums. In Ochsenhausen lag die besondere Note des Ausklangs seiner 700jährigen Klostergeschichte darin, daß hier unter dem Eindruck des Weltbildes der Aufklärung und dem vom habsburgischen Schirmherrn neu formulierten Anspruch an die Klöster intensiv geistliche Wissenschaft betrieben wurde.

Ganz in diesem Sinn ließ Abt Romuald Weltin (1767–1803), ein großer Förderer der Naturwissenschaften, den neu erbauten Nordflügel (1783/87) ausstatten. Hier richtete er das Armarium als Aufbewahrungsort für wissenschaftliche Instrumente und als Archiv sowie einen neuen, großen Bibliotheksaal ein. Ochsenhausen verfügte über vergleichsweise sehr umfangreiche und bedeutende Buchbestände. Das gesamte Ausstattungsprogramm dieser splendiden Bibliothek, mit Stuckreliefs, Alabastergipsstatuen und den seelenvoll hingehauchten Deckenmalereien von Joseph Anton Huber versinnbildlicht die christliche Kirche mit ihren alttestamentarischen und klassisch-antiken Wurzeln als Trägerin geistlicher Wissenschaftlichkeit. Die Stukkaturen stammen übrigens von dem Wessobrunner Thomas Scheithauf, der zugleich Baudirektor in Neresheim war. Zu guter Letzt erhielt das Kloster im südöstlichen Eckturm seine weit über die Grenzen hinaus berühmt gewordene Sternwarte mit Sichtfenstern in der drehbaren Kuppel (Bauabschluß 1793). Die Ochsenhausener Sternwarte ist das einzige erhalten gebliebene Klosterobservatorium in Süddeutschland. Als instrumentengeschichtliche Rarität ist hier der große, um die senkrechte Achse drehbare Azimutal-Quadrant aufgehängt. Dieses Meisterwerk feinmechanischer Präzision hat einen Radius von drei Metern und wurde unter der Leitung des Ochsenhausener Konventualen Pater Basilius Berger von ortsansässigen Handwerkern gefertigt<sup>2</sup>. Berger war im Kloster Irsee in der Astronomie unterrichtet worden und hat dieses Instrument, das eigentlich dazu gedacht war, Nachweise für das heliozentrische System zu erbringen, nach Vorbildern aus der Werkstatt des berühmten Augsburger Instrumentenbauers G. F. Brander selbst konstruiert<sup>3</sup>. Aus heutiger Sicht ist es keineswegs zu bedauern, daß die enormen Geldsummen, die der letzte Abt von Ochsenhausen in die Neubauten und in die Ausstattung steckte, nicht auch im *löchbrigen Sack der Säkularisation*<sup>4</sup> verschwunden sind.

### Gebäude außerhalb der Klausur

An der Südwestecke des Konvents schließt der Ältere Gastbau an, ein zweigeschossiges, im Kern noch gotisches Gebäude, durch Abt Andreas Sonntag im 16. Jahrhundert wesentlich erweitert und modernisiert. Die westlich gelegenen Stallungen und weitgehend auch die Ökonomiegebäude gegen Osten und Süden (Bräuhaus, Schmiede, Mühle, Bauhaus) wurden im 16. und im 17. Jahrhundert errichtet.

Aus dem 17. Jahrhundert, laut Inschrift von 1667, stammt auch das neuere Hof- und Gasthaus an der Langseite des Platzes vor der Klosterkirche; 1710 wurde es um ein Geschöß aufgestockt. Das ursprünglich separat stehende, noch aus spät-

<sup>2</sup> Vgl. hierzu: Das Kloster Ochsenhausen 1989, S. 32.

<sup>3</sup> Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 9.

<sup>4</sup> KEPLER 1888 a, S. 263.



Abb. 5: Nur selten sind auf dem Areal der Klosteranlage Altersspuren deutlich sichtbar an den Gebäuden erhalten geblieben: ehemalige Schmiede und Wagnerei, heute in Privatbesitz. Photo 1999

gotischer Zeit stammende Kanzleigebäude bildet heute den im rechten Winkel abknickenden, zum Konvent hin gerichteten Ostflügel des Gasthauses, jetzt Museum. Das zweigeschossige Gebäude erhielt im 19. Jahrhundert eine neue Raumaufteilung und eine direkte Verbindung mit dem Hof- und Gasthaus. Wegen der festlich-eleganten Stuckdekoration an den Decken des jeweiligen Hauptraums in den beiden Geschossen, die 1996 wieder freigelegt wurde, verdient dieser Ostflügel besondere Erwähnung. Der dreigeschossige Fruchtkasten mit dreischiffiger Pfeilerhalle im Erdgeschoß und offenen Arkaden zur Hofseite an der Südwestecke des Klosterbezirks schließlich entstand 1719–25.

### **Bedeutung und Erscheinungsbild**

Neben allen ihren künstlerischen und architektonischen Pretiosen verdient die Abtei einer Besonderheit wegen, die bislang kaum so recht gewürdigt wurde, ganz ausdrücklich Beachtung: Ochsenhausen zählt zu den äußerst rar gewordenen Klosteranlagen, deren Baubestand bis heute nahezu komplett erhalten geblieben ist; nur wenige kleinere Gebäude im Wirtschaftshof, die ehemalige Metzsig, das Sennhaus und die Schreinerei östlich des Stallgebäudes sowie die Mühle östlich am Bräuhaus, sind nicht mehr vorhanden.

Dennoch mag sich auf dem Gelände und zwischen dem alten Gemäuer in weiten Bereichen nicht so recht einstellen, was als „Atmosphäre“ bezeichnet wird. Nun verströmen sowohl die barocken Achsensysteme als auch die Repräsentationsbauten als solche nicht gerade heimelige Behaglichkeit. Immerhin sind mehr als zweihundert Jahre vergangen, seit die jüngsten Gebäude im Kloster Ochsenhausen errichtet wurden. Auf dem gesamten Gelände finden sich aber nur wenige Winkel, wo die Spuren von Zeit und Geschichte noch sichtbar sind (Abb. 5). Sauber, gepflegt und ebenso zweckmäßig wie komfortabel ist hier alles gestaltet (Abb. 6).



Abb. 6: Blick vom Fruchtkasten nach Norden zum Torgebäude. Photo 1999

### Zur kunst- und architekturgeschichtlichen Rezeption der Ochsenhausener Klosteranlage

Georgius Geisenhof, einer der letzten Ochsenhausener Patres, 1809 durch den württembergischen König zum Pfarrdienst nach Wiblingen geschickt, ließ sich angesichts der ungewissen Zukunft seines früheren Klosters dazu hinreißen, ein metrisch verfaßtes, recht pessimistisches Zukunftsszenario zu entwerfen, und leitete so seine 1829 verfaßte Kloster-Chronik ein:

*Du liegst nun da umhüllt mit stiller Trauer  
Und Einsamkeit, du Gott geweihter Bau!  
Zwar itzt noch schön, doch mit der Zeiten Dauer  
Durchspielt von Winden und bemoost und Grau,  
Du glänzest noch in deinem Abendschimmer,  
Dem Sternenheer verwandter Steinkoloß!  
Und in der Zukunft, wenn auch deine Trümmer  
Zum Sturz sich neigen, noch im Falle groß.  
[...]  
Doch itzt ist alles stille und verlassen,  
Bald wird die mächtige Zerstörer'in –  
Die Zeit – den herrlichen Pallast umfassen,  
Zerbrechen und verwandeln in Ruin.  
Dann mag der späte Enkel hier erfahren,  
wer da gewirkt, und was mit dir gescheh'n;  
Was manche Klöster einst der Menschheit waren,  
Die leider itzt, wie Du, verödet steh'n<sup>5</sup>.*

Dem geschah nicht so – Ochsenhausen steht noch heute und „strahlt“ seit einer gründlichen, 1992 offiziell abgeschlossenen Instandsetzung sogar „in neuem Glanz“.

### Barock und Askese

Daß die Anlage nicht verfiel oder gar abgetragen wurde, hatte sie zunächst nicht ihrer künstlerisch-ideellen Wertschätzung zu verdanken. Denn der Barock als Kunst- oder Baustil wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch schmählich mißachtet. Die Barockklöster machten es den Altertumsfreunden nicht gerade leicht. Die romantische Vorstellung von mönchischer Askese, Armut, Demut im Glauben und Durchgeistigung, die so perfekt auf mittelalterliche Gemäuer projiziert war, griff nicht angesichts der Pracht dieser palastartigen Bauwerke mit ihrem üppigen, farbenfrohen, bisweilen auch verspielten Bilder-

<sup>5</sup> GEISENHOF 1829, S. 1.

schmuck. Das Bild vom Klosterleben war mittelalterlich-verklärt besetzt. Wie sollten sich damit all der Reichtum und Luxus, diese offensichtliche Vorliebe für alles weltlich-sinnliche, komfortable, helle, schöne und das ausgeprägte Interesse an der Pflege kostspieligen Zeitvertreibs, der mehr oder weniger ernsthaft wissenschaftlich betrieben wurde, in Einklang bringen lassen? Freilich: das 18. Jahrhundert lag noch nicht lange genug zurück, und viel zu präsent waren noch die „guten Gründe“, mit denen wenige Jahre zuvor den Ordensniederlassungen ihre Daseinsberechtigung abgesprochen wurde. Es mußte noch einige Zeit ins Land ziehen, bis die Hinterlassenschaften auch dieser Epoche geschätzt werden konnten.

Historisch-kritische Betrachtungen sind einem solchen Prozeß, der zur Akzeptanz führen soll, aber dann eher abträglich, wenn es darum geht, breitere Kreise zu gewinnen; denn auf diesem spröden, steinigen Boden gedeiht das beauschende Gewächs mit dem Namen „Begeisterung“ nur selten und schon gar nicht massenhaft. Der Nährboden für die neu einsetzende Barock-Begeisterung war ein veredelter, und zwar ebenfalls mit den bewährten Mitteln Verklärung und Überhöhung. Sie setzte – und dies nicht ganz ohne historische Parallele zur eigentlichen Genese barocker Frömmigkeit in der Zeit der Gegenreformation – nach dem Kulturkampf ein, als die katholische Kirche mit gestärktem Bewußtsein aus dem erbitterten Streit mit Bismarck hervorgegangen war. Kurz vor der Jahrhundertwende wurde der Barock wiederentdeckt und salonfähig. Die Gemüter der ehemaligen Bewohner dieser opulenten Gehäuse stellte man sich nun gar nicht mehr schwer, tiefsinnig und grübelnd vor. Ganz im Gegenteil: fröhlich, beschwingt, lebensfroh, durch und durch positiv, aber noch immer nicht so ganz von dieser Welt soll der Barockmönch gewesen sein. Er wurde zum Sinnbild der lebensbejahenden, heiteren, der kindlichen Seite des menschlichen Wesens.

### Die Oberamtsbeschreibung und das Denkmälerverzeichnis von 1837

Besonders die ältere Generation der Kunstgelehrten des 19. Jahrhunderts tat sich mit der Akzeptanz barocker Kunst und Architektur schwer. Die Verfasser der eher sachlich-nüchternen Oberamtsbeschreibungen hingegen pflegten da einen viel unbeschwerteren Umgang mit dem barocken Erbe, sahen sie sich doch nicht in dem Maß veranlaßt, die getroffene Auswahl der zusammengetragenen Informationen wertend zu kommentieren und zu kategorisieren. In diesem Sinn würdigte 1837 der Oberfinanzrat Johann Daniel Georg von Memminger in seiner *Beschreibung des Oberamts Biberach*<sup>6</sup> die *besonders ansehnliche* Ochsenhausener Klosteranlage wegen ihrer beherrschenden Lage über dem Ort und dem Tal und

<sup>6</sup> Beschreibung des Königreichs Württemberg, Bd. 13, 1837, S. 143 f. – Auch der katholische Theologe Paul Keppler gibt dem Kunstschaffen des 18. Jahrhunderts Raum. Vgl. KEPPLER 1888 b, S. 27–29.

empfahl als Sehenswürdigkeit vor allem die Klosterkirche als *ein schönes, reich ausgestattetes und mit 15 Altären versehenes Gebäude* sowie den Bibliothek- und Kapitelsaal im ehemaligen Konventgebäude. Im ebenfalls 1837 verfaßten *Verzeichnis über die im Staats-Eigenthum befindlichen Denkmale des Alterthums und der Kunst*<sup>7</sup> hingegen wurde die eindrucksvolle Erscheinung der Gesamtanlage erst gar nicht erwähnt. Das Kirchengebäude und der Bibliotheksaal wurden zwar ins Verzeichnis aufgenommen, der Ausstattung der Klosterkirche aber *kein besonderer Kunstwert* zugesprochen.

#### Das Kunstdenkmälerinventar des Donaukreises von 1914

Der Stellenwert barocker Kunst und Architektur rangierte bis weit ins 20. Jahrhundert noch immer weit hinter demjenigen der mittelalterlichen Werke. Häufig werden die Worte der Wertschätzung von einem rechtfertigenden Unterton getragen, und meist werden sie von einem Lamento darüber begleitet, daß leider Gottes den Kunst- und Bauwerken des 18. Jahrhunderts ältere Bestände hätten weichen müssen. Die geologische Analogie, die der wortgewaltige Eduard Paulus im Kunstdenkmäler-Inventar des Donaukreises benutzte, um die Barockklöster Oberschwabens zu estimieren, verbildlicht die tief sitzende Voreingenommenheit des Altmeisters der Denkmalpflege gegenüber der „neuen“ Kunst des 18. Jahrhunderts: *Freilich wurde leider so vieles, was im Mittelalter von den zahlreichen und bedeutsamen geistlichen Sitzen ausgegangen war, im vorvorigen und vorigen Jahrhundert durch den ungestümen Drang zu neuem Wirken in der Kunst zum größten Teile beseitigt; eine Geschichte der mittelalterlichen Kunst des Donaukreises ist daher [...] bei den breitklaffenden Lücken gar schwer zu schreiben. Wie der größte Teil dieses großen Landstriches einigemal durch die von Süden her vordrängenden Rheinalgletscher mit alpinem Schutt und Gerölle z. T. berghoch überlagert worden ist, so hat der von Süden her dringende neue Stil die alten Bauwerke tief verschüttet und mit neuen Kunstgebilden überlagert, dem ganzen Landstrich ein anderes künstlerisches Antlitz geschaffen. Es sind Werke, nicht minder großartig, aber ganz anders als die früheren, und so ist auch der Kunst-Eindruck dieses Donaukreises so sehr verschieden von dem der drei übrigen Kreise unseres Landes*<sup>8</sup>.

Und auch Berthold Pfeiffer, der für das gleiche Werk die kunsthistorische Einführung geschrieben hat, tut sich hörbar schwer, seine eigenen Vorbehalte dem

<sup>7</sup> LDAT, Ortsakten Ochsenhausen: Donau Kreis. Cameral-Amt Ochsenhausen. Verzeichnis über die im Staats-Eigenthum befindlichen Denkmale des Alterthums und der Kunst, insofern sie einen historischen oder architektonischen Werth haben. 28. Februar 1837 (Abschrift).

<sup>8</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar Donaukreis, 1. Bd. 1914, S.7f.

geneigten Leser zu verschweigen: *Eine Abtei nach der andern, von alters mit Ringmauern verwahrt, welche auch die Ökonomiegebäude umfingen [...], ersetzte ihren düstern, unregelmäßigen, vielleicht dem Verfall nahen Baukomplex durch einheitlich und großartig angelegte, nach außen drei- bis vierflügelige, mitunter noch von Hoftrakten durchsetzte Baugruppen mit Eckpavillons und erhöhten Mittelrisaliten, wie „aus einem Gußmodell geflossen“, außen kasernenartig nüchtern, innen gut eingerichtet, mit bequemen Treppenhäusern, breiten lichten Gängen und üppigen Haupträumen. [...] Zu geistlichen Residenzen wurden solche Paläste äußerlich durch das ihnen eingefügte Gotteshaus, an dessen Errichtung man sich [...] meist beträchtlich später heranwagte. Leider fanden dabei hochinteressante Basiliken wie Zwiefalten und Weingarten ihren Untergang. [...] Was haben aber, so hört man verächtlich fragen, jene „Zopfminster“ mit der hohen Kunst gemein? [...] Besonders in Verruf gekommen ist das Barockzeitalter durch jene Plastik, die von Bernini an Italien und Deutschland erobert. [...] Diese Kunst ist dekorativ im verwegenen Sinne [...]. Die schlimmste Ausartung der Kunst erblicken wir in jenen angesetzten Gliedmaßen, welche man hie und da von gemalten Figuren aus Deckenbildern herabhängen ließ. Die Körperbildung dieser Engel und Heiligen [...] zeigt oft wenig Sinn für Proportionen, ist mitunter arg maniriert oder kraß realistisch, der Gesichtsausdruck leer und seelenlos. Schon das Material, der Gips, durch den glänzenden Alabasterschliff, den man ihm zu geben wußte, nicht geadelt, verführte leicht zu gehaltlosem Schaffen. [...] Eine Hauptwerkstätte für Stuckplastik besaß damals Joh. Michael Feichtmayr in Augsburg, der Zwiefalten, Ottobeuren u.s.w. ausstattete; für viele unerfreuliche Arbeiten wird man entschädigt durch sehr anmutige Engelskinder, die er an Gewölben fast frei schwebend anzubringen liebte [...]. Die Holzschnitzerei bringt es selten mehr zu großen Vollgestalten, woran die Ulmer Schule ein so köstliches Erbe hinterlassen hatte [...]. Bei dem gesteigerten Kunstbetrieb im 17. und 18. Jahrhundert hatten am allerwenigsten die Maler über Mangel an Aufträgen zu klagen. Aber wie wenige von den zahllosen Erzeugnissen ihrer Handfertigkeit sind heute noch genießbar!<sup>9</sup>*

Formuliert hier Pfeiffer seine pietistisch geprägte Abneigung gegen die Barockkunst, weil hinter ihrem dekorativen Charakter bedrohliche Dekadenz lauert? Oder verbirgt sich in seinem Urteil auch eine gewisse Form des Zugeständnisses an den Patriarchen und Mitherausgeber des Bandes Eduard Paulus? Worte der uneingeschränkten Begeisterung fand der Kunstgelehrte dann doch für die Architektur: *Im großen und ganzen muß jedoch, wer nachhaltigen Genuß und wirkliche Befriedigung in der Barockkunst finden will, ihre kühnen Baugedanken, ihre harmonischen Raumdichtungen betrachtend nachfühlen. In der Baukunst erschließt uns der Stil seine eigentümliche Größe<sup>10</sup>.* Und so kam Pfeiffer zu seiner Beurteilung der Ochsenhausener Klosterkirche: *Hier zeigt sich klar, wie wenig*

<sup>9</sup> PFEIFFER 1914, S. 21–28.

<sup>10</sup> Ebd., S. 33.

*eine barocke Dekoration ohne die entsprechenden Raumverhältnisse befriedigen kann*<sup>11</sup>.

Den spätgotischen Architekturteilen und der verbliebenen mittelalterlichen Ausstattung der Klosterkirche sind im Inventarband von 1914 vorrangiges Interesse gewidmet. Auch wenn gerade die spätgotischen Skulpturen von Ochsenhausen unbestrittenermaßen von hoher Qualität sind, so wird ihnen doch die gesamte, ihrem Programm und ihrer künstlerischen Ausführung nach ebenfalls anspruchsvolle Ausstattung des 18. Jahrhunderts nachgeordnet. Gewürdigt werden zwar auch das 17. Jahrhundert und die spätbarocke Kunst des nahenden Klassizismus in den *trefflich empfundenen und ausgeführten* Deckengemälden der Seitenschiffe von Joseph Anton Huber – nur der hohe Barock und das Rokoko wurden noch immer geringer geschätzt. Mit röntgenologischem Blick machte der Bearbeiter des Architekturteils unter der barocken Überformung des Langhauses die Spätgotik aus und vollzog ausführlich eine verbale Rekonstruktion der im Grunde genommen schlichten spätmittelalterlichen Basilika. Die 1729 vollendete Stuckdekoration von Gaspare Mola hingegen soll – folgt man dem Urteil des Inventarbandes – zum spätgotischen Raumbild nur wenig stimmen. Das kräftige Gesims zwischen Hochwand und Gewölbeansatz (Abb. 7) verleiht dem relativ schmalen, langgestreckt lagernden Mittelschiff offensichtlich einen kräftig rhyth-



Abb.7: Blick ins Langhaus der Klosterkirche. Photo 1929/30

---

<sup>11</sup> Ebd., S. 54.

*misierenden Zug – der Bearbeiter beschrieb es als schwach verkröpft, stellenweise willkürlich aufgebogen. Sachlich und nüchtern sind die Wand- und Deckenbilder sowie die Altarblätter aufgezählt, und selbst der besonders hervorgehobene Benediktus-Altar von Joseph Spiegler in der Kapelle am nördlichen Seitenschiff erhielt die nicht unbedingt eindeutig auszeichnenden Prädikate phantastisch und ausgelassen.*

Mithin: eine kaum hoch genug zu schätzende Bedeutung hat der Inventarband von 1914 in jedem Fall. Neben den ausführlichen kunst- und baugeschichtlichen Abhandlungen ist es das große Verdienst der Bearbeiter, daß sie die bislang wenig beachteten Konventgebäude durch die Aufnahme in das Kunstdenkmälerinventar gewürdigt haben. Erstmals war nun auch von den Treppenhäusern im Süd- und im Ostflügel, vom reich dekorierten Refektorium, von der Stuckausstattung des Kreuzgangs, vom Kapitelsaal, der Bibliothek und dem Armarium die Rede. Die Gebäude außerhalb der Klausur, der Ältere Gastbau, das Hof- und Gasthaus, der Fruchtkasten, die Ökonomiegebäude, Torhaus und Klostermauer – kurz: der gesamte Klosterbereich gewann durch die Verzeichnung im Denkmälerinventar eine Aura, die zwar nicht vor zerstörenden Eingriffen in die Bausubstanz prinzipiell schützen konnte, aber doch für den zukünftigen Erhalt der Gesamtanlage eine wichtige Rolle spielen sollte. Als 1940 die Luftwaffenbaukompanie im Konvent einzog, mußten sich die Angehörigen der Truppe an Verordnungen halten, die zum Schutz der historischen Gebäude und der Ausstattung getroffen wurden: Reinigungsvorschriften für sämtliche Böden über Räumen mit Deckenbildern oder Stuckdecken wurden erhoben; innerhalb des Konvents durfte nicht im Gleichschritt marschiert werden, und die Benutzung des großen Treppenhauses im Ostflügel war grundsätzlich verboten, es wurde als *Glanzstück oberschwäbischen Barocks* durch Abschränkungen gesichert<sup>12</sup>.

### Max Schefold, 1927

Erst Max Schefold gelang 1927 der Blick aufs Ganze. Er erfaßte nicht nur das System der Anlage, er sah auch die absichtsvollen und gewünschten Effekte der barocken Überformung und kleidete sie in Worte<sup>13</sup>. Er erkannte deren Gesamtkonzeption und die Einheit, die mittelalterliches und barockes Kunstschaffen in Ochsenhausen bilden. Schefold realisierte, welche Bedeutung besagtes, 1914 von Berthold Pfeiffer geringgeschätztes Gesims für die optische Wirkung des Raumgefüges per se hat. Er erkannte und benannte auch die Mittel, die eingesetzt wurden, um den mittelalterlichen Raum den ästhetischen Ansprüchen der Barockzeit anzupassen: *Dieses Gesims, das in dem ursprünglich gotischen Kirchenraum der Horizontalität einen so außerordentlich starken Akzent verleiht, ist in Verbin-*

<sup>12</sup> StAS Wü 126/2, 65, 11. und 14. Januar 1940.

<sup>13</sup> SCHEFOLD 1927.

*dung mit dem eingezogenen Scheingewölbe, das den Raum drückt und tiefer erscheinen läßt, der eigentliche Kernpunkt beim ganzen Umbau. Der Hochdrang der einst rechteckigen Pfeiler, schon bedeutend reduziert durch die Umwandlung in die heutige schwere massige Form, wird, wie überhaupt die Vertikalität des ganzen Bauwerks, auf ein Minimum beschränkt<sup>14</sup>.*

### Vom Kloster zum Kulturdenkmal

Zwischen der Säkularisation und der Monographie von Schefold lagen nun aber weit mehr als 100 Jahre, und dennoch stand die Ochsenhausener Klosteranlage noch immer nahezu komplett auf der Anhöhe oberhalb der Rottum. Waren nicht die meisten anderen Klöster zwischenzeitlich in ihrem Bestand erheblich verändert, teilweise oder ganz zerstört worden? Weshalb also, wenn schon nicht vor dem Hintergrund einer künstlerischen Wertschätzung, sind die Gebäude des ehemaligen Klosters Ochsenhausen heute noch in solcher Vollzähligkeit erhalten, daß selbst Pfeiffer den Vergleich mit Kloster Maulbronn wagt<sup>15</sup>?

Daß die Abtei bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als *kleine Stadt für sich*<sup>16</sup> existierte, verdankt sie einer ausgesprochen nüchternen Tatsache: Gerade im 19. Jahrhundert wußte man sowohl die materielle Qualität der barocken Bauwerke als auch ihren relativen Komfort sehr wohl zu schätzen. Deshalb wurden die Gebäude und Räumlichkeiten im Kloster wie irgendwelche x-beliebigen Immobilien be- und gehandelt. Man zog unter die Dächer, zehrte von der Substanz und paßte die Räumlichkeiten immer wieder und meist ohne Rücksicht auf den historischen Bestand der neuen Nutzung an. So war der Wandel vom Kloster zum *Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung* ein Prozeß, der sich über einen langen Zeitraum hinzog und der – trotz dem Erhalt des Gesamtbildes – mit einem erheblichen Verlust an historischer Bausubstanz, an baulichen und künstlerischen Details und an historischem Zeugniswert verbunden war.

### Vom Kloster zur Residenz: Die Säkularisation und ihre Folgen für die Reichsabtei

#### Die Aufhebung des Klosters

Der letzte Abt von Ochsenhausen Romuald Weltin war – und das bezeugt nicht allein seine besondere Vorliebe für die Wissenschaften – nicht nur ein Prälat mit ausgesprochen wachem Geist, er war auch ein Politiker mit Ambitionen. Als Di-

<sup>14</sup> Ebd., S. 12.

<sup>15</sup> PFEIFFER 1914, S. 53.

<sup>16</sup> Ebd., S. 53.

rektor an der Spitze des Schwäbischen Reichsprälatenkollegiums setzte er sich auch noch in Wien gegen den Niedergang der geistlichen Reichsstände ein und erklärte die Säkularisation als verfassungswidrig – wenn auch vergeblich<sup>17</sup>. Seit dem Vertrag von Lunéville (1801) war es beschlossene Sache, daß die Reichsgrafen für ihre linksrheinischen Verluste in erster Linie durch die reichsunmittelbaren Abteien im heutigen württembergischen Oberland schadlos gehalten werden sollten. Württemberg und Baden wurden beauftragt, eine Kommission zu bilden, um die Entschädigung der Reichsgrafen zu regulieren. Diese Kommission wurde am 17. Oktober 1802, also noch vor der Verabschiedung des eigentlichen Reichsdeputationshauptschlusses, dahingehend instruiert, daß sie von den *Entschädigungsobjekten durch Subdeligierte Besitz und provisorische Administration nehmen* sollten<sup>18</sup>. Daraufhin bezog am 13. November 1802 die württembergisch-badische Subdelegation ihren Sitz in Ochsenhausen und richtete hier in der Prälatur die Oberadministration für die oberschwäbischen Abteien ein. Die Oberadministration sollte interimsmäßig solange bestehen, bis die oberschwäbischen Klöster verteilt waren und die Reichsgrafen die Besitzergreifung vorgenommen hatten. Mit der provisorischen Besitznahme durch die *Subdeligierten* am 15. November 1802 war formal das Ende der Reichsabtei Ochsenhausen gekommen.

### Ochsenhausen im Besitz der Reichsgrafen von Metternich

Im Februar 1803 hieß der neue, aus dem Rheinland stammende Herr in Ochsenhausen Franz Georg von Metternich-Winneburg. Abt Romuald siedelte nach Schloß Obersulmtingen über. Aus dem Benediktinerkloster wurde die Residenz der Grafen, die Klosterkirche St. Georg wurde Pfarrkirche. Der frühere Ochsenhausener Kanzler, später auch Oberamtsvorsteher und Landkommissar bei der *Subdeligiertenadministration*, Joseph von Schott, wurde vom neuen Besitzer übernommen und reichsgräflich Metternichscher *Kommissär*. Am 1. März 1803 führte er formal die *Besitzergreifung* des Benediktinerklosters durch. So begann in Ochsenhausen die 22jährige Ära des Hauses Metternich. In Erinnerung an den verlorenen rheinischen Besitz wurde das Kloster in *Schloß Winneburg* umbenannt<sup>19</sup>. Zum *Schloß* führte nun eine *Schloßstraße*, Klosterwald und Mühle wurden zu *Fürstenwald* und *Schloßmühle*<sup>20</sup>. Die klösterliche Verwaltung wurde durch einen weltlichen Beamtenapparat ersetzt. Am 24. Juli 1803 nahm Metternich in Ochsenhausen die feierliche Huldigung entgegen und bezog im Hof- und Gasthaus, nun *Fürstenbau* genannt, sowie in der Prälatur mehrere Räume.

<sup>17</sup> Zu Abt Romuald Weltin vgl. MAIER 1994, S. 388–390.

<sup>18</sup> ERZBERGER 1902, S. 35.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: PRESS 1994, S. 435–460.

<sup>20</sup> Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 23.

Mit der metternichschen Residenz zu Ochsenhausen sind zwei Namen verbunden – der bereits erwähnte Franz Georg (1746–1818) und dessen berühmter Sohn Clemens Wenzel Lothar (1773–1859). Letzterer ging als *Kutscher Europas* in die Geschichte ein und zählt zu den bedeutendsten Politikern der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Auf dem Wiener Kongreß, wo unter seiner Regie das diplomatische Kunststück zustande kam, in einem historischen Kompromiß die europäischen Verhältnisse neu zu ordnen, zeigte er sich mit all seinen ungeheueren Möglichkeiten der politischen Einflußnahme auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Der eigentliche Herr von Ochsenhausen war dieser Staatskanzler. Denn schon 1806 mußte Franz Georg wegen desolater Familienfinanzen die Geschäfte an seinen Sohn übergeben.

Den Höhepunkt in der fürstlichen Geschichte Ochsenhausens bedeutete die Einberufung der Versammlungen der ehemals westfälischen Grafen. Im Sommer 1805 und im Februar 1806 beriefen die Metternichs ihre Standesgenossen zur Ochsenhausener Grafenkonferenz an den neuen Sitz; angesichts der drohenden Mediatisierung ging es den Fürsten und Herren um die Begründung des *schwäbisch-westfälischen Grafenkollegiums* unter dem Vorsitz der Fürsten von Metternich und um das demonstrative Bekenntnis zur Reichsverfassung<sup>21</sup>.

Gemäß dem Paragraphen 42 des Reichsdeputationshauptschlusses, der besagt, daß der Landesherr die Klöster zwar aufheben kann, aber nicht muß, formulierte Metternich die Pensionsurkunde für Ochsenhausen so: [...] *daß wir Uns [...] entschlossen haben, das hiesige Konvent mit förmlicher Säkularisation und Aufhebung zu verschonen, sondern sämtliche Konventualen, mit Ausschluß derjenigen, die zu Pfarrerposituren oder irgend zu Unserem Kamerdienst gebraucht werden, in einem außerbaulichen Kommunitätsleben beisammen zu belassen, um andurch zugleich Unserer landesherrlichen Vorsorge für fortwäbrige Bildung in der Seelsorge und im Jugendunterricht zeitig Genüge zu leisten. [...] und ebenso [...] der in der klösterlichen Ringmauer stehende Konventsgarten zur freien Nutzung nebst dem erforderlichen Dunge den Konventualen fürhin verbleiben, sodann: der ungehinderte Gebrauch der Bibliothek, der Armariums und Sternwarte, wobei nur den Aufsehern gute Ordnung und Beibehaltung der noch nachfolgenden Vorschrift empfohlen wird; [...] daß in einem Konventualen bedenklichen Erkrankungsfalle die Arzneimittel aus der herrschaftlichen Apotheke unentgeltlich und der von der Herrschaft bisher besoldete Arzt zum fleißigen und schuldigen Besuche kranker Konventualen ernstlich angewiesen werden soll*<sup>22</sup>.

Die Mönche konnten zunächst noch im Kloster bleiben und den Unterricht am Gymnasium fortsetzen. Die strenge Klosterordnung freilich war aufgehoben, nachdem von Metternich eine neue Tagesordnung erlassen worden war. Schon bald geriet der neu formierte Konvent ins Kreuzfeuer heftiger Kritik, als der päpstliche Nuntius in Luzern am 9. März 1803 dem Abt und den Konventualen

<sup>21</sup> Vgl. PRESS 1994, S. 457. – Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 23 f.

<sup>22</sup> Zit. nach ERZBERGER 1902, S. 368 f.

den Besitz von Privateigentum zugesagt hatte. Das bischöfliche Ordinariat in Konstanz reagierte erbost: *Dem Bischöflichen Ordinariate ist nicht bewußt, für irgend eine klösterliche Kommunität ein solches Indult nachgesucht zu haben.* Was die Säkularisation in Württemberg betrifft, so ist dieser Vorgang, der dem einzelnen Konventualen die Eigentumsfähigkeit sicherte, einzigartig<sup>23</sup>.

Alles in allem verfuhr Metternich vergleichsweise moderat mit der ehemaligen Abtei. Einen wesentlichen, für die zukünftige und bis heute gültige Nutzung der Konventgebäude als Schule und Ausbildungsstätte grundlegenden Beschluß hatte Graf Franz Georg Metternich bereits in der Pensionsurkunde am 20. Februar 1803 formuliert und am 24. Juli nochmals urkundlich bestätigt: *Wir, Franz Georg [...] beurkunden, [...] daß wir zu Bezeugung unseres Wohlwollens gegen das hiesige Konvent, und zugleich unseres landväterlichen Augenmerks auf stäte Unterhaltung einer Pflanz Schule für Seelsorger und Lehrer der Jugend den Entschluß gefaßt haben, nie einer völligen Auflösung einer solchen geistlichen Kommunität Platz zu geben, [...] solange es an anständiger Disziplin und Eifer für Wissenschaft und Unterricht nicht feble*<sup>24</sup>.

Am 21. November 1803 wurde das traditionsreiche, 1613 gegründete Gymnasium dann tatsächlich weiter ausgebaut. Ungefähr 80 Schüler konnten hier aufgenommen werden. Der metternichsche Beschluß schuf in Ochsenhausen die merkwürdige Situation, daß neben der fürstlichen Residenz der Konvent – allerdings ohne Abt – weiterbestand. Ausdrücklich wünschte Metternich auch die Fortschreibung der wissenschaftlichen Arbeiten in der Bibliothek, dem Armarium und in der Sternwarte<sup>25</sup>. Diese Mäßigung im Umgang mit den Klöstern zeichnete übrigens sämtliche Reichsgrafen aus, die zum Unterhalt ihres neu hinzugewachsenen Eigentums stets auch die ehemaligen Konventualen mit heranzogen. Einen erheblich radikaleren Umgang pflegten hingegen die ehrgeizigen badischen und württembergischen Landesfürsten, die weder mit den Insassen noch mit dem Inventar der Ordensniederlassungen lang Federlesens machten.

### Die metternich-württembergische Doppelherrschaft in Ochsenhausen

Die Gründung des Rheinbundes 1806 und die Beschlüsse der Rheinischen Bundesakte brachten für die säkularisierten Reichsstifte Oberschwabens eine weitere deutliche Zäsur, denn die Reichsgrafen waren als mediatisierte Standesherrn unter württembergische Landeshoheit getreten. Nicht nur in Ochsenhausen mußten die ehemaligen Mönche das Kloster endgültig verlassen, auch in Rot, Schussenried, Isny, Weingarten, Weissenau und Obermarchthal wurde die Zahl der Pensionäre reduziert, denn der württembergische Staat hatte die Räumung der Klö-

<sup>23</sup> ERZBERGER 1902, S. 371.

<sup>24</sup> HStAS B 481 Bü 20. Zit. nach: Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 24.

<sup>25</sup> Vgl. ALTO BRACHER 1994, S. 424.

ster angeordnet. In Ochsenhausen konnte die Gemeinde zwar die von Metternich als Pfarrkirche überlassene Klosterkirche weiter nutzen, die Kommunität wurde aber auf königlichen Befehl aufgelöst. Der Seminarbetrieb, der von den ehemaligen Konventualen weitergeführt worden war, kam zum Erliegen. Aus den metternichschen Untertanen wurden württembergische. Gesetzgebung, hohe Gerichtsbarkeit, Oberpolizei, Militär- und Steuerhoheit lagen ebenfalls bei der württembergischen Krone<sup>26</sup>. 1809 konfiszierte König Friedrich dann das Fürstentum, mußte es jedoch, als Napoleon intervenierte, 1810 wieder an Metternich zurückgeben. 1814 gelang es zwar einigen älteren Mönchen, nochmals Zellen im Kloster zu beziehen, aber dies blieb ein belang- und folgenloses monastisches Intermezzo.

Als Residenz verlor Ochsenhausen für das Haus Metternich nun rasch an Bedeutung. Darüber hinaus brauchten die Metternichs dringend Geld, denn die finanzielle Lage der Familie war desolat<sup>27</sup>. Zur Tilgung der Schulden wurde auch Ochsenhausen herangezogen, zunächst durch Teilverkäufe und rigoros gesteigerte herrschaftliche Einnahmen. Die Räume im ehemaligen Konvent und die Ökonomiegebäude wurden, nachdem die Mönche ausgezogen waren, systematisch verpachtet und vermietet. So glich das soziale Gefüge in der ehemaligen Abtei schon bald demjenigen einer dörflichen Gemeinschaft mit den angeschlossenen Verwaltungseinrichtungen der fürstlichen Residenz. Die Verpachtungen und Veräußerungen, die Steigerung der Einnahmen aus dem Ochsenhausener Besitz gipfelte schließlich 1825 im Verkauf des gesamten Fürstentums an die württembergische Krone. 1,2 Millionen Gulden schoß das Bankhaus Rothschild dem Staat für den Erwerb von Ochsenhausen vor.

Nebenbei bemerkt: Die Beziehungen zwischen den beiden Häusern Metternich und Württemberg waren seit 1806 denkbar schlecht, aber beide Seiten waren daran interessiert, das Verhältnis zu verbessern. Und so wurden 1816 wohlüberlegte dynastische Beziehungen zueinander geknüpft. Nachdem der metternichsche Fürstentitel 1814 auch auf Franz Georgs Tochter Pauline übergegangen war, heiratete sie den Bruder des Königs, Herzog Ferdinand von Württemberg<sup>28</sup>.

Am 27. Januar 1825 wurde der Übereignungsvertrag zwischen dem Fürsten von Metternich und der württembergischen Krone geschlossen<sup>29</sup>. Metternich behielt sich ausdrücklich folgendes als Eigentum vor:

- a) *die Bibliothek [...],*
- b) *die zu dem astronomischen Observatorium gehörigen Instrumente und Bibliothek,*
- c) *die vorhandenen Instrumente und Zugehörden des dabei befindlichen armarii physici und*

<sup>26</sup> Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 25.

<sup>27</sup> PRESS 1994, S. 455 f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 438.

<sup>29</sup> HStAS E 105 Nr. 52.

d) die [...] zum Gebrauch des Verkäufers oder dessen Gäste und Dienerschaft bestimmten Möbeln [...] mit Ausnahme dessen, was nieth und nagelfest ist.

Die Spuren der fortgebrachten Gegenstände, Bücher und Möbel verlieren sich anschließend; über ihren Verbleib ist nur bekannt, daß sich ein Teil in den weiteren Besitzungen Metternichs in Böhmen befindet. Nur der nicht transportable, große Quadrant blieb am Ort.

Immerhin: die ehemalige Reichsabtei hatte den Grafen als Plattform für die Erhebung in den Fürstenstand gedient<sup>30</sup>. Nach dem von Kaiser Franz II. am 30. Juni 1803 gezeichneten Diplom durften sie sich ob ihrer Verdienste um die Interessen Österreichs Fürsten von Metternich zu Ochsenhausen nennen. Ochsenhausen, bislang Grafschaft, wurde infolge dieser Standeserhebung nun als reichsgefürstete Grafschaft und Fürstentum bezeichnet.

Erhebliche bauliche Veränderungen, die über kleinere, funktionelle Maßnahmen, wie das Einbauen von Öfen und Herdstellen, hinausgingen, wurden während der Ära Metternich in Ochsenhausen wohl nicht vorgenommen. Der Raumbedarf des Fürsten nahm sich eher bescheiden aus. Die öffentlichen Repräsentationsräume waren in der Prälatur eingerichtet. Im zweiten Stock des ehemaligen Hof- und Gasthauses waren zwei Gemächer mit jeweils einem Vorzimmer belegt, in den Gebäudebeschreibungen als *Fürstenzimmer* bezeichnet. Nirgendwo ist festgehalten, wie sie ausgestattet waren. Nur zwei klassizistische Zylinderöfen mit vasenförmigen Aufsätzen sind von dieser Ausstattung erhalten geblieben; in den Akten sind sie als *Porcellain-Öfen* bezeichnet<sup>31</sup>. Einer davon befindet sich heute im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart (Abb. 8). Nur die alte Metzsig, ein schlichter, einstöckiger Bau im Bereich des Ökonomiehofs, verschwand in dieser Zeit; sie wurde 1812 abgebrochen und nicht wieder aufgebaut<sup>32</sup>.

### Johann Baptist Pflug beim Fürsten von Metternich

Wie sich das ehemalige Kloster im Gewand der fürstlich-metternichschen Residenz zeigte, beschrieb der oberschwäbische Genre- und Landschaftsmaler und Begründer der Biberacher Malschule Johann Baptist Pflug (1780–1830)<sup>33</sup>. 1804 war er in Ochsenhausen mit dem Fürsten Franz Georg Metternich persönlich bekannt gemacht worden, denn er sollte ihn als Gönner für einen geplanten Aufenthalt in Wien gewinnen<sup>34</sup>: [...] und ich blieb in der Klosterwirtschaft zurück, die vor dem Tore war, auf dem sich eine ungeheure Tafel mit der großen Inschrift:

<sup>30</sup> PRESS 1994, S. 438.

<sup>31</sup> StAL E 234 II, Bü 2085, Gebäudebeschreibung von 1830, Blatt 36.

<sup>32</sup> StAL E 234, Bü 2122, Auszug aus dem Brandversicherungskataster, 10. September 1820.

<sup>33</sup> Zu Pflug vgl. O. FISCHER 1925, S. 45 f. – STOBER, EHLERS 1998, S. 106.

<sup>34</sup> PFLUG 1936, S. 107–111.

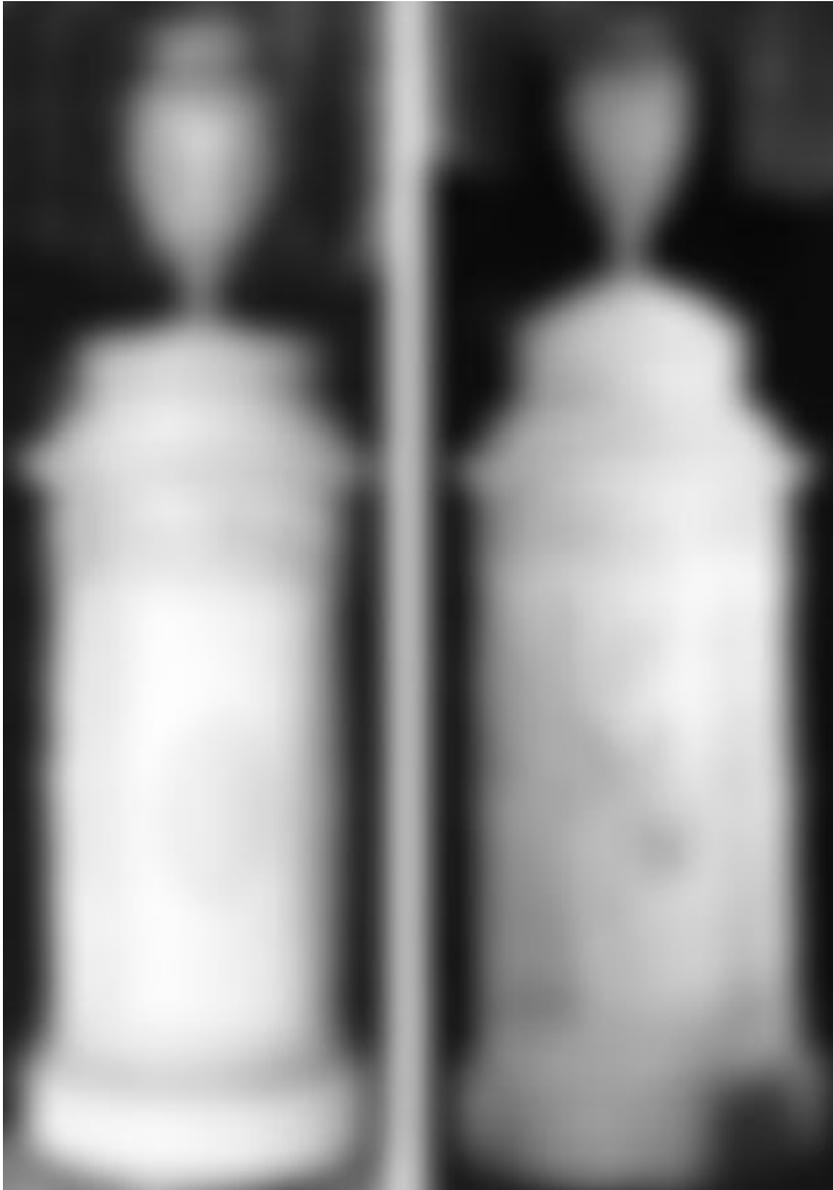


Abb. 8: Klassizistische Zylinderöfen mit vasenförmigem Aufsatz aus den ehemaligen Räumen des Fürsten von Metternich im Hof- und Gasthaus.  
Links: heute verschollen  
Rechts: heute im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. Photo um 1920

„Fürstlich Metternichsches Schloß Winneburg“ befand. Es war mir so bange, vor dem Fürsten zu erscheinen, wie einem, der ein Examen zu bestehen hat, und mit Ehrfurcht betrachtete ich die blinkenden Buchstaben an der Pforte. Nach einer Stunde kam ein Bediensteter und holte mich ab; er führte mich die Treppe hinauf in den zweiten Stock des Prälaturgebäudes. [...] Vor seinen [des Fürsten] Gemächern schilderten zwei Reiter von den „Hohenzollern-Kürassieren“; den Karabiner im Arm gingen sie, klirrend mit großen Sporen an den hohen Stiefeln, hin und her; sie trugen die weiße Uniform unter dem schwarzen Kürass [...]. Einige Augenblicke später öffnete der Kammerdiener die hohen Flügeltüren des Hauptzimmers, die Reiter salutierten. Der Fürst erschien mit dem Geheimrat und einem andern Herrn; er war ein stattlicher Mann, obwohl tief in den Sechzigern, stark gepudert und sorgfältig frisiert, mit auffallend roter Nase und Wangen und trug einen dunklen, grünlichen Oberrock, mit Weste, Jabot und Halsbinde von untadeligem Weiß [...]. „Wenn Sie nach Wien kommen, so wenden Sie sich nur an mich, ich werde Ihnen so viel als möglich behilflich sein!“ Dann winkte er einem Diener, der sich im Zimmer befand, aus welchem er getreten war, und sagte weiter: „Sehen Sie, das ist der Sohn eines Malers in Wien, allein der hatte kein Sitzleder und keine Freude an der Kunst, nun ist er als Jäger bei mir im Dienst. Nicht wahr, Karl, du warst ein fauler Schlingel und wurdest deshalb kein Maler?“ [...]

Neben dem Jäger Karl fühlte sich Pflug in seinem einfachen Röcklein aus wohlfeilem Tuch recht miserabel, denn der junge großgewachsene Mann trug einen dreieckigen Hut mit vollem, flatterndem Federbusch; seine grüne Livree strotzte von goldenen Borten; an seinem breiten, prächtigen Bandelier, auf dem ein silbernes Schild mit dem Metternichschen Wappen prunkte, hing der Hirschfänger [...]. Darauf führte mich der Jäger in sein eigenes Zimmer, vor dem zwei Hühnerhunde lagen. Im Zimmer fand ich mehrere, von seinem Vater gemalte Bilder zwischen ausgebälgtten Vögeln, die der Leibjäger selbst geschossen hatte. Alles war frisch und sauber, es roch nach Wild und Waffen.

Karl legte sodann Zivilkleider an und ging mit mir in die prachtvolle Bibliothek; der Saal war kaum 20 Jahre vor Aufhebung des Klosters fertig geworden. Hier zeigte man ein Buch, das aus gemalten Glasblättern bestand, auf denen viele Figuren und das Evangelium in farbigen Buchstaben eingeschmolzen waren [...]. Eine Menge Bücher wurden später noch vom Staate verkauft; 22 zweispännige Fuhrer brachten die Makulatur nach Biberach.

Fürst Metternich hatte 1825 nur die wertvollsten Handschriften und Drucksachen der Klosterbibliothek nach seinem Schloß Königswarth in Böhmen bringen lassen, wo sie sich noch heute in der Schloßbibliothek befinden sollen. Offenbar waren große Bestände in Ochsenhausen zurückgelassen worden, die erst in württembergischer Zeit „entsorgt“ wurden.

Dann bestiegen wir die Sternwarte in einem Eckturm des Schlosses. Pater Basilius Berger hatte sie angelegt und die vorzüglichsten Instrumente für sie aus England kommen lassen; er stand mit dem berühmten Herschel in eifriger Korrespondenz. Von hier spazierten wir hinab zum „Krummbach“, der am Schloß vorbei-

*fließt und mit einer herrlichen Baumallee besetzt ist. Einige Exkonventualen gingen wie Schatten der Vergangenheit an uns vorüber; ich aber schied mit den besten Hoffnungen von Winneburg. Nach wenigen Wochen schon machte der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich alles zuschande*<sup>35</sup>.

### St. Georg: Von der Klosterkirche zur Pfarrkirche

In der Zeit württembergisch-metternichscher Doppelherrschaft wurden an der Ausstattung der ehemaligen Klosterkirche einige Veränderungen vorgenommen: 1808 verschwanden bei einer „Entrümpelungsaktion“ im Sinn der josephinisch-wessenbergischen Reformen die Krippe, die Pfingsttaube und das Heilige Grab vor dem Kreuzaltar<sup>36</sup>. Im April 1809 wurde vom württembergischen König ein *Sequester* verhängt, weil Fürst Franz Georg von Metternich nach der Übertragung Ochsenhausens an Württemberg sich nicht zur Huldigung Friedrichs I. nach Stuttgart begeben hatte: Der Kreuzaltar und ein Teil des Kirchensilbers wurden beschlagnahmt. Bald darauf wurden auch noch die restlichen Silbersachen, die Heiligen Leiber und wertvolle Paramente nach Stuttgart verbracht. Wenig später brach man das prachtvolle Silbertabernakel des Augsburger Goldschmieds Franz Thaddäus Lang samt dem Rokoko-Aufbau von Franz Joseph Erb und drei Ölgemälden von Johann Georg Bergmüller ab.

Als Pfarrkirche spielte die ehemalige Klosterkirche für die Bevölkerung eine wichtige Rolle – nicht nur als Raum, in dem die Gottesdienste abgehalten wurden. Das hoch über dem Ort thronende Kirchengebäude mit dem weithin sichtbaren Turm gewann für die unter protestantische Fremdherrschaft gekommenen Katholiken in den neuwürttembergischen Landesteilen eine neue, nicht zu unterschätzende Bedeutung: Hier wurde hartnäckig die gemeinsame, identifikationsstiftende Tradition gehütet, hier traf man sich, um die gewohnten, eigentlich längst abgeschafften Frömmigkeitszeremonien so gut es ging weiter zu kultivieren<sup>37</sup>. Was der Pfarrgemeinde an Inventar und Kirchengerät noch geblieben war, wurde deshalb sorgfältig gehütet und gepflegt. Über den Erhalt der Kirche und ihrer Ausstattung befanden nicht die Freunde der Kunst- und Altertumsdenkmäler. Und auch der Staat als eigentlicher Baulastträger übte sich in äußerster Zurückhaltung. Was erhalten blieb, was verkauft, was repariert, neu angeschafft wurde oder auch verwahrloste, darüber befanden weitgehend die jeweils zustän-

<sup>35</sup> Ebd., S. 109–111.

<sup>36</sup> Statt des Heiligen Grabes wurde vor dem Kreuzaltar ein Tisch mit einer schwarzen Rückwand, sechs Kerzen, dem Leichnam Christi und einer Monstranz aufgestellt. Vgl. hierzu und im folgenden Beck 1994, S. 758–831; hier: S. 762 f.

<sup>37</sup> Auch in Weingarten wurde beispielsweise der alljährliche *Blutritt* trotz Verbots sowohl von königlich württembergischer wie auch von bischöflich Konstanzer Seite nach 1803 unbeirrt weiterhin veranstaltet. Frdl. Auskunft von Pfarrer Ekkehard Schmied, Neuhausen.

digen Pfarrer. Während des ganzen 19. Jahrhunderts wurden der Erhalt, die Renovierung und manchmal auch der Umbau der Sakralgebäude weitgehend über Spenden und Stiftungen finanziert. Das war nicht nur in Ochsenhausen so. Dasselbe gilt für die nahegelegenen Kirchen von Gutenzell und Rot an der Rot, für die ehemalige Stiftskirche von Buchau, für Schussenried, Weingarten und Zwiefalten, ja für die Mehrzahl der einstigen Kloster- und späteren Pfarrkirchen Oberschwabens.

1818 wurden erstmals seit 15 Jahren Instandsetzungsarbeiten an der Pfarrkirche durchgeführt, dabei aber nur die ärgsten witterungsbedingten Schäden am Kirchturm, an den Stukkaturen und Deckengemälden in der Sakristei und auf der Empore notdürftig repariert<sup>38</sup>.

## Von der Klosteranlage zum multifunktionalen Ensemble

### Ochsenhausen unter württembergischer Herrschaft

In Stuttgart wußte man zunächst nicht so recht, was mit dem Kloster geschehen sollte. Kurzfristig, 1828/29, wurde im Konvent die Einrichtung einer *Irren Versorgungsanstalt* für 90 Patienten als Dependance von Zwiefalten in Erwägung gezogen<sup>39</sup>. Ochsenhausen war zusammen mit fünf weiteren Schlössern und Klöstern in staatlicher Hand (Bönnigheim, Hochberg, Winnendenthal, Comburg und Denkendorf) in die engere Standortauswahl gekommen. Die Anforderungen, die aus medizinischer Sicht an das Umfeld einer solchen Einrichtung gestellt wurden, schien Ochsenhausen in besonderem Maß zu erfüllen. Mehrmals erging vom Finanzministeriums in Stuttgart an die zuständige Finanzkammer in Ulm die Aufforderung, in Ochsenhausen geeignete Räume ausfindig zu machen und diese zu benennen – das Projekt verlief im Sand. Ebenso wenig wurde der Plan realisiert, den ersten Stock des Konvents zum Gefängnis umzubauen. In den 20 entsprechenden Räumen hätten 100 Mann eingesperrt werden sollen<sup>40</sup>.

Die fürstlichen Gemächer im Hof- und Gastgebäude wurden zum *Absteig Quartier Sr. Königlichen Majestät bestimmt*. Darüber hinaus wurden im Hof- und Gastgebäude auch die Wohnungen für die Kameralbeamten und für den Oberförster eingerichtet. Hier mußte die Raumaufteilung verändert werden; neue Wände wurden eingezogen, zusätzliche Türöffnungen hergestellt, andere vermauert<sup>41</sup>. Im Kanzleigebäude wurde die Forstamtskanzlei untergebracht. Ent-

<sup>38</sup> BECK 1994, S. 764.

<sup>39</sup> StAL E 234, Bü 2117. – StAS Wü 125/7, 370.

<sup>40</sup> StAL E 236, Bü 2636, 4. Mai 1839; 9. Okt. 1839.

<sup>41</sup> StAL E 234 II, Bü 2083, 2. Juli 1830. *Verzeichnis der mit den Gebäuden vorgegangenen wesentlichen Veränderungen*. – E 236, Bü 2636, 10. September 1825. – Zum weiteren Ausbau der Forstamtswohnung und der Raumnutzung vgl. E 234 II, Bü 2085.

sprechend dem Versorgungsbedarf der neu hinzugekommenen Bewohner wurden die Keller und Scheunen sowie die Ställe für Pferde und Vieh renoviert und weiter ausgebaut. Die ehemalige *Nachtwächterswohnung* im Konvent diente nun als Gefängnis für das Forstamt.

Mehr passierte zunächst nicht. Eines stand jedoch fest: Der neu erworbene Besitz sollte so wenig wie möglich kosten und so viel wie möglich einbringen. Das Finanzministerium legte die Richtlinien für den zukünftigen Umgang mit der Anlage fest: Entbehrliche Gebäude sollten verkauft, die verbleibenden instandgesetzt und ihre Nutzung intensiviert werden<sup>42</sup>. Die Renovierungsarbeiten sollten sich dabei auf das Notwendigste beschränken und neue Miet- und Pachtverträge umgehend abgeschlossen werden. Die bisherigen Pächter und Bewohner der Konvent- und Wirtschaftsgebäude wurden übernommen. Die klösterlichen Einrichtungen aber, die Ochsenhausen eine Blütezeit in Wissenschaft und Kunst hatten erleben lassen, hörten 1825 auf zu existieren: Bibliothek und Armarium waren weitgehend leergeräumt und das bedeutende und kostbare Inventar in alle Winde zerstreut. Und auch für die Sternwarte interessierte sich niemand mehr<sup>43</sup>.

### Das Inventar von 1830

Der erste Schritt auf dem Weg zu einer konzeptionellen Planung ist stets der Versuch, sich eine Vorstellung vom vorhandenen Bestand und Zustand zu verschaffen. Folglich wurden auf königliches Geheiß hin ausführliche Inventare angelegt<sup>44</sup>. In einer Bestandserfassung von 1830 sind sämtliche Gebäude einschließlich der Ausstattung ausführlich erfaßt und beschrieben. Pragmatisch, nüchtern und am Gebrauchswert orientiert ist dieses Inventar abgefaßt – noch war der künstlerische Wert der Architektur und der Ausstattung so gut wie nicht der Rede wert. So finden die Stukkaturen und Deckenbilder im Konvent keine Beachtung, und auch die repräsentativ ausgestalteten Treppenaufgänge im Süd- und Ostflügel, die ja heute zu den Hauptattraktionen des Klosters zählen, werden nur lapidar erwähnt<sup>45</sup>. Mit etwas Phantasie illustriert, vermittelt dieses Schriftstück jedoch ein recht genaues Bild von der Atmosphäre und vom Treiben innerhalb der Klostermauern:

Als erstes fand das Gehäuse der Kirche Erwähnung. Es wird als *massiv erbaut, mit einem doppelten mit Malereien und StukatorArbeiten versehenen Gewölbe*

<sup>42</sup> StAL E 234 II, Bü 2125, 13. März 1825.

<sup>43</sup> Die Sternwarte verkam und wurde erst zwischen 1981 und 1989 wieder instandgesetzt, der große Quadrant mußte in Teilen rekonstruiert werden. Vgl. hierzu: Das Kloster Ochsenhausen 1989.

<sup>44</sup> StAL E 234 II, Bü 2083, 2. Juli 1830. – Vgl. auch E 236, Bü 2636, 21. März 1839.

<sup>45</sup> StAL E 234 II, Bü 2083, 2. Juli 1830, Bl. 52: *1. Stiegenhaus mit hölzernen breiten Treppen das in den 2. 3. u. 4ten Stock geht*, bzw. Bl. 56: *1 doppeltes Stiegenhaus mit steinernen Treppen welches in 3. u. 4ten Stock führt*.

beschrieben. Die zu klösterlicher Zeit gültige Trennung zwischen dem Kirchenschiff und dem den Mönchen vorbehaltenen Chorraum wurde in der Beschreibung aufgegriffen:

*In dem Schiff befinden sich: 1 Altar und 5 Neben Altäre, die Kanzel, 8 Beichtstühle und der Taufstein und auf der Emporenkirche eine Orgel [...].*

*In dem Chor sind 1 Hoch Altar und 2 Neben Altäre, 2 Beichtstühle und 1 kleine Orgel [...] auch auf beeden Seiten schön geschnitzte Chor Stühle.*

*In der Kirche sind [...] 2 kleine hölzerne Vorhäuschen vor den 2 Nebenthüren. Die eine der Thüren führt in den 1ten und 2ten Stock von dem gegen Abend liegenden Konventflügel.*

*In dem im Michels Garten an die Kirche angebauten Beichtstühle [sind] 1 Thüren, 3 Fenster.*

*Die Sakristei zu welcher man von der Kirche aus kommt, befindet sich in dem gegen Abend liegenden Flügel des Konvent Gebäudes [...]. Durch diese Sakristei kommt man zu einem kleinen Anbau der Kirche, worinn sich befindet das sogenannte Sakristei Stühle [...], die Hostien Bäckerei, 1 Kammer, 1 Gang der von dem Prälatur Gebäude über eine Treppe auf den Dachboden führt. Auf diesen Gang führen 2 Thüren vom Prälatur Gebäude [...]. Von da kommt man über die Emporkirche, woselbst die Orgel ist, zu einem Kabinet für den Blasbälgetreter, ferner zu einer Kammer, worinn die Blasbälge sind und zum Dachboden der linken Seite [...] – auf einer Treppe, die von obigem Blasbälgetreten Kabinet zum Haupt Dachboden der Kirche führt – auf dem Haupt Dachboden über dem Gewölbe – auf dem Thurm, wohin man vom Chor der Kirche kommt, 1 Uhrenhaus so wie [...] 4 Glocken [...]. Ganz oben unter der Kappel des Thurms 1 Glocke ca. 1/2 Ctr.*

*Von dem Haupt Eingang in dem Konvent Gebäude und unter der Prälatur führt 1 Gang zur Kirche. Bei diesem Gang ist neben dem Kreuz die Thüre Nr: 140, welche unter der Treppe 2 Kammern hat [...]. Hier 2 Oel Gemälde den Tod und die Auferstehung darstellend, auch 1 hölzernes Kreuz mit der Figur Christi in Lebens Größe hängend.*

*Der Gang von da über die Treppe bis zur Thüre Nr: 141, die zur Orgel führt [...] – auf der Treppe neben der Kirchthüre ist Christus am Kreuz und unten Maria u. Johannes, alle in Lebensgröße.*

Die Konventgebäude werden ihrem baulichen Zustand nach ganz allgemein als *mittelmäßig* beschrieben. Die wandfeste Ausstattung (dazu zählten Türen, Böden, Fensterläden) war – so ist es nachzulesen – *schadhaft* und *mangelhaft unterhalten*. Wen wundert's? Standen doch die Räume und Kammern nicht nur leer oder waren vermietet, sondern wurden als Futter- und Holzlegen, als Waschküchen und im Erdgeschoß bisweilen sogar als Ställe für Kleinvieh und Schweine genutzt<sup>46</sup>.

<sup>46</sup> Vgl. auch StAS Wü 126/2, 65.

Der Ostflügel war über sämtliche Stockwerke hinweg weitgehend verpachtet oder vermietet. Die Räume im Nordflügel hingegen besaßen in vieler Hinsicht noch die Funktion und Ausstattung aus klösterlicher Zeit: Die drei östlichen Räume im zweiten Stock waren dem Archiv vorbehalten. Hier ruhten in Wandschränken noch immer die Urkunden, Akten und Karten des Klosters, *auch 1 Oel Gemälde des vorm. Klosters auch befinden sich an den Wänden mehrere Uebersichten über die Prälaten desselben. Der Ofen ist irden mit einem Aufsatz von Sturz; hier befindet sich auch 1 auf Leinwand gemalte Landkarte der Herrschaft Ochsenhausen, so wie 2 schlechte Oel Gemälde.* Erst später wurden die Archivalien nach Stuttgart gebracht.

Vom Archiv aus nach Westen schloß sich der Kapitelsaal an. Ringsherum entlang der Wände waren Bänke eingemauert, und auf dem Altar befand sich ein Ölgemälde mit der Verspottung Jesu. Ab 1840 diente der Kapitelsaal dann der evangelischen Gemeinde als Raum für den Gottesdienst<sup>47</sup>. Über dem Kapitelsaal befindet sich der große, über zwei Stockwerke reichende Bibliotheksaal, von dessen prachtvoller Ausstattung 1830 noch *4 Statuen von Jps, auch Büchergestelle und ringsherum 1 Altane mit eisernem Geländer* übriggeblieben waren. Die Schränke waren weitgehend geleert, die Bücher – wie Johann Baptist Pflug schilderte – als *Makulatur*<sup>48</sup> nach Biberach verbracht worden. Der Bibliotheksaal und auch das Armarium<sup>48</sup> verharrten als Raumhüllen in dem Zustand, den das Inventar von 1830 beschreibt, bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts.

Auch im ersten Stock des Westflügels nördlich der Kirche hat sich seit 1830 nur wenig verändert. Die zwei Räume waren für die Unterbringung der Kirchen- und Bruderschaftsrequisiten bestimmt. Bis zur Eröffnung des Klostermuseums im August 1999 befanden sich hier noch immer unter vielem anderem Prozessionsstangen und -fahnen sowie ein ausgezeichneter Bestand an Paramenten, untergebracht in Schränken und Möbeln, die weitgehend aus dem 18. Jahrhundert stammen. Nach Süden schließt sich dann die Sakristei an, die gleichfalls von der Klosterkirche aus begangen werden kann. Auch hier sind die Schränke und Kästen für liturgisches Gerät, Paramente und Bruderschaftszubehör, die 1830 aufgenommen wurden, erhalten geblieben. Das Gemälde auf dem Altar mit einer Geißelung Christi hingegen mußte *laut Befehls an die Domkirche in Rothenburg abgegeben* werden.

Im Südflügel beherbergte das Refektorium im Jahr 1830 das Holz- und Samenmagazin des Försters. Das Inventar erwähnt hier die reichen Stuckarbeiten, die Kanzel und 16 Ölgemälde an den Wänden. Das südöstliche Erkerzimmer im ersten Stockwerk nutzte die Private Theatergesellschaft für Aufführungen, das ehemalige *Museum* im dritten Stock war jetzt Holzkammer. Erstaunlicherweise wer-

<sup>47</sup> Vgl. auch StAS Wü 126/2, 65.

<sup>48</sup> StAL E 234 II, Bü 2083, 2. Juli 1830, Bl. 63. Von der Einrichtung des Armariums waren noch vorhanden: *3 Glasschränke so wie 4 Tische und 1 Wandschrank. Der Ofen irden mit 1 eisernen Blatte.*

den 1830 noch die zur Sternwarte gehörenden astronomischen Geräte und auch die Bibliothek, die in den beiden Kabinetträumen im obersten Geschoß beim südöstlichen Eckturm aufbewahrt wurden, erwähnt, waren sie doch schon 1825 vertraglich dem Fürsten von Metternich zugesichert worden. In der Sternwarte selber konnte *mittelst einer eisernen Stange eine Oefnung im Dach vorgebracht werden*. In den nördlich anschließenden Räumen unter dem Dach des Westflügels war die sogenannte *kleine Sternwarte untergebracht*, die mit einem kleineren Quadranten ausgestattet war<sup>49</sup>.

Die Prälatur war vom Keller bis zum zweiten Stock bewohnt und genutzt, der dritte Stock war als Wohnung ausgebaut, stand aber leer. Ausdrücklich wurde der gute bauliche Zustand des Gebäudes betont. Angesichts der prachtvoll ausgestatteten Audienzhalle allerdings kam selbst der Verfasser dieses Inventars nicht mehr mit seinem nüchternen Vokabular aus:

*1 schöne Treppe mit goldenen Verzierungen, welche führt in 3ten Stock, auf dem Gange, woselbst schöne Verzierungen an den Thüren und eine schöne hölzerne Decke.*

*Von der Halle aus gelangte man in 1 Kabinet, eigentlich Kapelle des vorm. Prälaten, von dem man in die Kirche hinabsieht – auch 1 Altar, 1 hölzernes Kreuz, an dem Jesus hängt, u. 1 Karte über sämtliche Klöster. So wie 1 Oel Gemälde die Steinigung des Sel. Stephanus vorstellend<sup>50</sup>.*

Der Ältere Gastbau, zu klösterlicher Zeit *Kuchelmeisterei* genannt, weil hier die große Klosterküche eingerichtet war, diente als Pfarrhaus. Das Inventar von 1830 beschreibt allerdings einen Zustand, den das Gebäude tatsächlich nur bis 1827 hatte, denn da zog der Pfarrer in die Prälatur um<sup>51</sup>. Dem Pfarrer und dem Vikar war jeweils eine Wohnung zugeteilt. Feucht, dunkel und laut soll es in der Pfarrwohnung gewesen sein, denn das Gebäude hatte vom Keller bis unters Dach zugleich der Brauereimeister gepachtet, zu dessen Betrieb auch eine Gerstenweiche mit fließendem Brunnen hinter dem Pfarrhaus gehörte. Im Dachraum befanden sich die Fruchtböden der Brauerei. Von hier aus wurde *durch einen hölzernen Schlauch die Gerste in die Weiche hinabgelassen*. Dem Brauereipächter oblag die Unterhaltungspflicht des Gebäudes. Die große Klosterküche im ersten Stock nutzte jetzt der Nachtwächter. Dessen Wohnung wiederum befand sich im Süd-

<sup>49</sup> Das Inventar von 1830 liefert hier den schriftlichen Beleg dafür, daß in den Dachräumen, vielleicht auch im zweiten Turm nördlich des Sternwartturms, tatsächlich Beobachtungsinstrumente aufgestellt waren, wie Mauerwerksspuren, die bei der Instandsetzung der Sternwarte 1989 wahrgenommen wurden, vermuten ließen. Vgl. hierzu: Das Kloster Ochsenhausen 1989, S. 30.

<sup>50</sup> Vgl. auch DiöZA F II a Pfarrwohnung, Gebäudebeschreibung, o. D., wahrscheinlich 1827: *An den Thüren, die vom Saale in die Zimmer führen, sind hölzerne Säulen, verschiedene Schnitzwerke, gutgearbeitete, erhabene, Holz-Figuren, evangel. Geschichten vorstellend, abgebracht.*

<sup>51</sup> DiöZA F II a Pfarrwohnung, 24. März 1827. – Vgl. auch StHBA Biberach Kreis Biberach, Kath. Pfarrgebäude Ochsenhausen, Kasten A, Fach 26, 5. März 1886.

flügel des Konvents neben dem Refektorium und war direkt mit dieser Küche verbunden.

Die Brauerei war der größte in Ochsenhausen ansässige Betrieb. 30 Wirte und Bierschenker wurden vom Kloster aus mit weißem und braunem Bier – das übrigens von ausgezeichneter Qualität gewesen sein soll – beliefert. Die Kellergewölbe unter der Prälatur, dem Pfarrhaus sowie dem Süd- und Ostflügel der Konventgebäude waren als Lager- und Vorratsräume dem Unternehmen angeschlossen und direkt mit dem Bräuhaus verbunden. Darüber hinaus hatte der Brauereimeister im Wirtschaftshof Viehställe, Futter- und Holzlegen, Remisen für seinen Fuhrpark und Kammern für die Knechte gepachtet. Außer den eigentlichen Brauanlagen waren im Bräuhaus die Frucht- und Malzböden, eine eigene Küferei und ein Branntweinhaus untergebracht. Unter dem Konvent verlief vom Krumbach her kommend ein Kanal, der das Bräuhaus mit Wasser speiste; über ein Brunnenhaus und eine Wasserstube wurde die Wasserverteilung geregelt. Im weiter westlich gelegenen Bauhaus wurde ebenfalls Bier gebraut. Hier war im Dachboden aber auch der Wasserhochbehälter untergebracht, durch welchen das ganze *Schloß Ochsenhausen* mit Wasser versorgt wurde. Welche Bedeutung die Brauerei als Wirtschaftsfaktor hatte, läßt sich aus der Summe ermesen, mit der das Bräuhaus einschließlich Inventar taxiert ist: 40 000 fl. werden hierfür veranschlagt, das Zehnfache dessen, was für das ungleich stattlichere Gebäude des Fruchtkastens angenommen wurde.

Der Fruchtkasten in der Südwestecke des Areals war zu ebener Erde an den Gärtner als Wohnung, Stall und Scheune vermietet, darüber türmten sich über sechs Ebenen die Fruchtböden. Im Kuh- und Schweinestall waren auch eine Wagnerwerkstatt und das Magazin des Maurers untergebracht. Im Sennhaus wohnte neben der Käseerei der Archivar; unter der Treppe hielt er sein Federvieh.

Dieses bunte Ensemble aus Verwaltungssitz, Landwirtschaft, Brauereibetrieb und Wohnstätten hielt die *Schloß Ring Mauer* zusammen. Von dieser aus gotischer Zeit stammenden Befestigung stand 1830 an der Südseite noch das erst 1950 abgebrochene *untere Schloßthor beim Fruchtkasten*. Von hier aus verlief die Mauer weiter bis zur ebenfalls später abgebrochenen *Kloster Mühle* in der Südostecke. Dieser Mauerzug war mit sechs kleinen Türmchen besetzt, *wovon 3 noch Dächlen haben – das erste dieser Thürmlen hat 2 Thüren und das letztere 1 [Tür]. und 1 Stiege. Diese Mauer hat an mehreren Orten Streb Mauren und 1 Thürmle ist ganz ruiniert 2 Thürmlen werden zu Gärten außerhalb der Schloß Ring Mauer, 1 [Turm] zum Pfarr Garten und 3 zu den Gärten der Schmid und Wagner benützt*. Vier dieser Türme sind erhalten geblieben. *Das Schloßthor zwischen der Kloster Mühle und dem Konvent Garten existiert nicht mehr, und auch die Mauer um das Prälatur Gärtchen, welche in den Konvent Hof von der Kirche bis zum Flügel E. IV. [d. i. der Südflügel, K. St.] geht und 1 Treppe von Bakensteinen in den Konventhof hat*, wurde abgebrochen.

Der Konventgarten im Osten war stets mehr Lust- und Zier- denn Nutzgarten. Hier hatten sich 2 *kleine maßive Gartenhäuschen* und *beim Lindenwäldchen*

*mehrere Tische und Bänke* und sogar auch *1 Kegelbahn und 1 Abtritt von Holz* erhalten. An der nördlichen Ummauerung erwähnt das Inventar zwei weitere Türmchen, *jedoch hatte nur noch das eine ein Dächlen*. Die Westseite der Ringmauer *um den Hof oder Schloß Garten, fängt bei dem Thor Antheil des Thor wirth Reisch an und geht bis zum Fruchtkasten und von da bis an das sogenannte Thorwirthshaus*. Immerhin hatten sich bis 1830 hier drei von ehemals vier *kleinen Thürmlen mit Dächlen* erhalten.

Abgesehen davon, daß der Konvent weitgehend ausgeräumt war, hatte sich 27 Jahre lang – und dies läßt sich dem Inventar entnehmen – äußerlich betrachtet in Ochsenhausen nicht viel verändert. Dieser Zustand blieb bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, wenn nicht sogar bis heute, weitgehend erhalten. Aber die Zeit war auch in Ochsenhausen nicht stehengeblieben. Parallel zueinander hatten sich zwei Kerngemeinden entwickelt: die eine auf dem Berg hinter den Klostermauern, die andere drunten im Tal entlang der Rottum. Während jedoch die Gemeinde im Tal nach und nach zu einer ländlichen Kleinstadt mit Verwaltungs- und Wirtschaftszentrum heranwuchs, gestalteten sich die Verhältnisse auf dem Berg zunehmend ärmlicher. Der vierflügelige Konvent glich mehr denn je einer kleinteilig parzellierten, aber nur wenig gefragten Mietskaserne<sup>52</sup>.

### Die Pfarrkirche St. Georg im 19. Jahrhundert

Die ehemalige Klosterkirche blieb auch unter württembergischer Herrschaft katholische Pfarrkirche. Zwischen den Behörden und der katholischen Gemeinde schien sich aber eine Kluft gebildet zu haben, denn 1861 verbot das Kameralamt den Pfarrangehörigen, die Kirche durch die Konventgebäude zu betreten<sup>53</sup>. Im Gegenzug tauchten als Zeichen steigenden Selbstbewußtseins der Gemeinde nach und nach wieder die zu Beginn des Jahrhunderts verbotenen und eingestellten Jahresbräuche und Wallfahrten auf, und plötzlich gab es auch wieder eine Bruderschaft in Ochsenhausen. Erfolgreich wehrte sich die Gemeinde, als die Finanzverwaltung 1850 erwog, die Ochsenhausener Chororgel nach Schussenried zu versetzen<sup>54</sup>. Langsam wurden die sakralen Bestände wieder nachgerüstet. Pfarrer Joseph Anton Höpftle sorgte dafür, daß seit 1849 hier wieder ein Heiliges Grab gegenwärtig war. Er schaffte neue Paramente, einen Tabernakel-Baldachin für den Hochaltar und einen Taufsteindeckel an. Auf die Kirche und ihre Ausstattung hatte der Geistliche ein wachsames Auge. Die Stiftungen zur Verschönerung der Kirchengestaltung häuften sich in den folgenden Jahren, so daß die

<sup>52</sup> Vgl. StAS Wü 126/2 Nr. 65: *Verzeichnis der in dem Schloß zu Ochsenhausen befindlichen Gelasse. Abschrift des bey dem Kameralamt Ochsenhausen befindlichen Gebäude Verzeichnisses, 1842.*

<sup>53</sup> BECK 1994, S. 775 und 777.

<sup>54</sup> DiözA F II a Ochsenhausen, 11. Juni 1850.



*Abb. 9: 1853 wurde im Langhaus der Klosterkirche anstelle des Kreuzaltars ein Marienaltar aufgestellt. Photo um 1900 (Repro nach alter Aufnahme)*

Pfarrkirche St. Georg 1853 anstelle des 1809 geplünderten Kreuzaltars einen Marienaltar (Abb. 9) und 1872 einen neuen Kreuzweg erhielt. Als die Staatsbehörde die Chororgel abbrechen und nach Schussenried bringen lassen wollte, intervenierte er erfolgreich und setzte durch, daß sie repariert wurde. Die Beichtstühle wurden auf seinen Antrag hin ebenfalls repariert. Beim Kameralamt reichte er eine 18 Punkte lange Liste mit notwendigen Instandsetzungsarbeiten einschließlich der Schadensursachen sowie Verbesserungs- und Verschönerungsvorschlägen für den Kirchenraum und die anschließenden Sakristeiräume ein<sup>55</sup>.

Äußerst spärlich tröpfelte jedoch das Geld aus dem Staatsäckel, wenn es um den Bauunterhalt der Kirche ging, und so kam es vorerst nicht zur Behebung der Schäden, die vor allem an den Deckenmalereien in den Seitenschiffen aufgetreten waren, ebensowenig wie zur Ausbesserung der Kandeln und zum besseren Ableiten von Regenwasser und Schnee. Erst 1871 konnte sich das königliche Kameralamt anlässlich des einhundertsten Todesjahres von Joseph Gabler dazu durchringen, die längst fällige Renovierung an der inzwischen über 135 Jahre alten Oberen Orgel durchführen zu lassen<sup>56</sup>.

#### Neubarocke Frömmigkeit am Ende des 19. Jahrhunderts

Gegen Ende des Jahrhunderts machte sich auch in Ochsenhausen bemerkbar, daß die katholische Kirche siegreich aus dem Kulturkampf hervorgegangen war. Das Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Staat schlug sich im Umgang mit den Sakralbauten nieder. Nicht nur, daß ab 1880 demonstrativ in der Kirchenmitte während der Weihnachtszeit wieder ein Krippenberg prunkte – der ganze Segen einer neubarocken Frömmigkeit ergoß sich über die Gemeinde, samt Krippenfeier, lebenden Bildern, Theater- und Mysterienspielen, Johannisminne, Maiandacht und Blasiussegens<sup>57</sup>. Die Gemeinde kümmerte sich selber um ihre Kirche, denn der Staat war als Baulastträger noch immer nicht bereit, die Kosten für Renovierungsarbeiten zu übernehmen. Voller Ehrgeiz trieben die Pfarrer dafür Spendengelder ein und baten dabei auch die *Frauen und Jungfrauen* der ganzen Pfarrgemeinde, für die Kirche *Gold, Schmuck und Hoffartsgegenstände*<sup>58</sup> herzugeben.

Die heruntergekommene Friedhofskirche St. Veit in der Südostecke der Klosteranlage wurde von Grund auf, das heißt einschließlich der Gruft, mit Spendengeldern der Gemeinde renoviert<sup>59</sup>. Obwohl das Dekanat und der Stiftungsrat schon 1881 die Königliche Domänenverwaltung auf *die notwendig gewordene Restauration der Pfarrkirche* drängten und sich dabei auf dessen Unterhaltungs-

<sup>55</sup> BECK 1994, S. 773 f.

<sup>56</sup> Ebd., S. 775.

<sup>57</sup> Ebd., S. 779.

<sup>58</sup> Zit. nach BECK 1994, S. 781.

<sup>59</sup> DiözA G 1.3 Ochsenhausen, Fasz. 5, Blatt 4, 18. Oktober 1882.

pflicht beriefen, weigerte sich das Kameralamt konsequent, die Instandsetzung zu übernehmen. Schließlich beauftragte Pfarrer Johann Seif den Ochsenhausener *Zimmermaler* Joseph Eh 1883 damit, den Josephs- und Nepomukaltar und auch die 5 ganz vergangenen Altäre<sup>60</sup> der Heiligen Antonius, Maximus, Justinus, Georg und Maria wieder zu richten. Die Ölblätter der Altäre, die kaum mehr kenntlich waren (wie z. B. *Sct. Sebastians Bild auf den Sct. Justina-Altar*) wurden von der Malerin Maria Freudenreich in Ochsenhausen recht ordentlich wieder erneuert, so daß man sie wieder sehen kann<sup>61</sup>.

Finanziert wurden diese Arbeiten ebenfalls über Spenden und Stiftungen<sup>62</sup>. Und auch, als 1887 die Taufkapelle renoviert und der Benediktusaltar von Dominikus Hermenegild Herberger neu gefaßt und vergoldet wurde, kam die Pfarrgemeinde für die Kosten auf. Die damals 26jährige Maria Freudenreich restaurierte das Blatt des Benediktusaltars von Joseph Spiegler und auch die Deckengemälde. Erst 1885 bewegte sich die staatliche Seite und übernahm die Kosten für die Neuverputzung des Kirchturms sowie die Renovierung der Turmuhr und der Schalläden.

#### Veränderungen an der Ausstattung

Drei Jahre später, 1888, stimmte das Kameralamt zu, die Kosten für anstehende Arbeiten in der Kirche zumindest anteilig zu übernehmen. Bischof Paul Keppler hatte die Erneuerungsarbeiten angeregt. Was daraufhin geschah, stellt sozusagen die erste relevant verändernde Maßnahme am Innern der Kirche dar, die in der nachklösterlichen Zeit durchgeführt wurde; sie betraf in erster Linie die beiden Hauptaltäre, den Hoch- und Kreuzaltar, und die Kanzel von Aegidius Verhelst (1741). Keppler wurde auch als Gutachter tätig. Ausgerechnet er, der sich schon 1837 und auch noch 1888 in Publikationen ausgesprochen wohlwollend über Kirche und Kloster Ochsenhausen geäußert hatte und das Kunstschaffen des 18. Jahrhunderts würdigen konnte<sup>63</sup>, sprach nun über den Hochaltar ein vernichtendes Urteil: *man kann nicht umhin zu sagen, häßlich*<sup>64</sup>. Er gab damit den Anstoß dazu, daß der zwar sicherlich instandsetzungsbedürftig gewordene, aber bislang noch nahezu ungestörte Raum, gestaltet in der leichten Formensprache und im luftigen Farbklang des Barock, 1890 eine erhebliche Veränderung erfuhr: Die liturgisch wichtigsten Ausstattungsstücke erhielten ein neues Gewand entsprechend dem ästhetischen Gefühl der Gründerzeit: dunkel, wuchtig, historisierend.

<sup>60</sup> Zit. nach BECK 1994, S. 780.

<sup>61</sup> Zit. nach ebd., S. 780.

<sup>62</sup> DiözA G 1.3 Ochsenhausen, Fasz. 5, Blatt 11, 17. Juli 1890.

<sup>63</sup> Vgl. Anm. 4 und 6.

<sup>64</sup> Zit. nach BECK 1994, S. 780.

## Veränderungen am Hochaltar

Dem Saulgauer Altarbauer Franz Müller wurden die Arbeiten übertragen<sup>65</sup>. Das architektonische Rahmenwerk des Hochaltars mit dem stattlichen Auszug war 1728 bei der Neuausstattung des Kirchenraums errichtet worden. Es faßt das Blatt des älteren, 1728 entfernten Hochaltars von 1668, ein Ölgemälde mit der Himmelfahrt Mariens von Johann Heinrich Schönfeld. Diesen rückwärtigen Altaraufbau behielt Müller bei, verlieh ihm aber eine dunkle Farbfassung und eine neue Ornamentierung im Stil der Renaissance (Abb. 10). Schönfelds Assunta-Darstellung kam wieder in den Altar zurück, nachdem Maria Freudenreich sie *teilweise ergänzt und verbessert*<sup>66</sup> hatte. Der Voralter, der dem hl. Johannes Ev. geweiht war, wurde nun entfernt. Anstelle dieses Johannesaltars schuf Müller den neuen *Tabernakelaltar* und verlieh ihm die Gestalt eines Architekturmodells der italienischen Renaissance, über welchem er die Kreuzigungsgruppe des ehemaligen Kreuzaltars von 1620/22 aufstellte. Der rückseitige *eigentliche Hochaltar* hatte *die Höhe der Pfosten des Unterbaus* und überragte diesen auch an Breite, so daß vom Schiff aus dieses als *einheitliches Ganzes* erschien<sup>67</sup>.

Paul Keppler hatte den Entwurf für diese Umgestaltung wohlwollend gebilligt<sup>68</sup>. Kritischer sah das bischöfliche Ordinariat dieses ikonographische und stilistische Medley und brachte eigene gestalterische Vorschläge ein: *Da aber in dem gewählten Entwurf C ein anderer Maßstab als in den anderen Entwürfen angenommen u. aus dem Situationsplan leider nicht zu ersehen ist, welcher Art das Gemälde im Altarbau ist u. wie sich der Altaraufsatz C u. namentlich die Kolossalfiguren der Kreuzigungsgruppe zu jenem bestehen bleibenden Teilen des Altares verhalten werden, so können wir nicht beurteilen, ob der neu projektierte, der Blütezeit der Renaissance angehörige Altaraufsatz C sich harmonisch in das Ganze eingliedern oder etwa, so hübsch er an sich ist, darin wie ein Fremdkörper wirken wird. Wir glauben daher, ehe wir dem Entwurf C beistimmen, eine erneute Prüfung u. Berichterstattung in genannter Richtung anordnen zu sollen, wobei der Altarbauer sich noch mehr in den Geist der Architektur jenes Gotteshauses einstudieren u. danach seinen Entwurf gestalten sollte [...]*<sup>69</sup>.

1. *Im Interesse des an der Rückwand befindlichen Kolossalgemäldes wird sich empfehlen, das Krucifix über dem neu zu erstellenden Altaraufsatz niedriger zu halten u. zu diesem Zwecke den Kuppelbau, ferner den daraus aufsteigenden Kreuzesbalken zu verkürzen und die dekorativen Ausladungen der Kreuzesarme fallen zu lassen.*

2. *Der neue Altaraufsatz wird aus Holz gefertigt in herkömmlicher Art und Farbe gefaßt. In dieser Weise dürfen nicht, wie da u. dort geschehen, die alten Be-*

<sup>65</sup> DiöZA G 1.3 Ochsenhausen, Fasz. 5, Blatt 11, 17. Juli 1890.

<sup>66</sup> Zit. nach BECK 1994, S.780.

<sup>67</sup> Zit. nach ebd., S.780.

<sup>68</sup> DiöZA G 1.3 Ochsenhausen, Fasz. 5, Blatt 11, 17. Juli 1890.

<sup>69</sup> DiöZA G 1.3 Ochsenhausen, Fasz. 5, Blatt 12, 25. Juli 1890.



Abb. 10: Der Hochaltar nach der Neugestaltung von 1890. Photo 1901

*standteile aus Stuckmarmor an der Mensa u. Rückwand behandelt werden. Wenn daher in dem Überschlag gesagt ist: „Der Marmor soll durchaus neu aufgefrischt werden“, wird näherhin auszubedingen sein, daß der Stuckmarmor durchweg frisch geschliffen werde, ein Geschäft, welches Handwerksleuten, die darin Erfah-*

zung haben, anzuvertrauen ist. Da nun nicht vorauszusetzen sein wird, daß Bildhauer Müller, welcher nach dem Überschlag die ganze Arbeit übernehmen will, über derartige Handwerker verfügt, so wird vor dem Abschluß des Vertrags hierüber Klarheit zu beschaffen sein.

3. Es wird dem Styl und der Wirkung des Altarbaus gemäß sein, wenn die Fassung etwas lebhafter u. wärmer ausgeführt wird, als in der Skizze der Fall ist<sup>70</sup>.

Die Vorgaben des Ordinariats fordern einen respektvollen Umgang mit dem Werk der Barockzeit. Angesichts der ausgeführten Neugestaltung scheint diese Botschaft jedoch nicht verstanden worden zu sein.

## Konventgebäude und Klosterhof

### Die Einrichtung der Ackerbauschule

Erst 1842 setzte eine gezieltere Form der Nutzung des Klosterareals ein, als König Wilhelm I. anlässlich seines 25jährigen Regierungsjubiläums in Ochsenhausen eine Ackerbauschule für den Donaukreis einrichten ließ. Die Idee, im Sinn der württembergisch-kameralistischen Wirtschaftspolitik das Kloster in ein landwirtschaftliches Mustergut zu verwandeln, war bereits 1803 aufgetreten. Graf Metternich hatte von einem Mitglied der Subdelegation, dem Finanzfachmann Christian F. Spittler, ein Gutachten über die Möglichkeiten, den wirtschaftlichen Ertrag seiner Ochsenhausener Besitzungen zu maximieren, erstellen lassen<sup>71</sup>. Abgesehen davon, daß Spittler der Herrschaft das Verpachten grundsätzlich als ertragreiche Einnahmequelle anempfahl, schlug er gleichzeitig die Einrichtung eines Musterguts für die Heranbildung angehender Landwirte vor, wo *junge, gelehrige Leute* die neuesten Erkenntnisse zur Ertragsteigerung in der Landwirtschaft praktisch erlernen sollten. Denn das Landvolk lasse sich, so Spittler, durch Verordnungen allein nicht belehren, sondern folge weiterhin *seinem Schlendrian, wie es seine Eltern und Voreltern in der Landwirtschaft gemacht*<sup>72</sup>.

1842 nun zog die Ackerbauschule ein, und Ochsenhausen wurde *Staatsgut*. Nahezu 100 Jahre, bis 1938 hatte dieses Mustergut Bestand. Der gesamte Ökonomiebereich wurde der Ackerbauschule zugeschlagen<sup>73</sup>. Der Vorsteher dieser Ausbildungsstätte bezog den Älteren Gastbau, nachdem 1827 im Auftrag des Königlichen Kameralamts das Hauptgeschoß in der Prälatur zur neuen Pfarrerswohnung entsprechend hergerichtet worden war<sup>74</sup>. Viehställe und Fruchtböden wur-

<sup>70</sup> DiözA G 1.3 Ochsenhausen, Fasz. 5, Blatt 13, 30. September 1890.

<sup>71</sup> Vgl. hierzu: Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 31.

<sup>72</sup> Zit. nach ebd., S. 31.

<sup>73</sup> StAL E 236, Bü 2639, Auszug aus dem Pachtvertrag mit dem Vorsteher der Ackerbauschule in Ochsenhausen, 23. August 1844.

<sup>74</sup> DiözA F II a Pfarrwohnung. Mit Grundrissen und einer Gebäudebeschreibung. – Vgl. auch Beck 1994, S. 764.

den nicht nur repariert, sondern auch für eine intensivere Nutzung weiter ausgebaut<sup>75</sup>. Das Sennhaus soll baufällig gewesen sein und mußte deshalb abgebrochen werden. Dafür wurde in der Waschküche im Keller unter der Prälatur, also in einem Raum, der später als spätmittelalterliches Laienrefektorium hoch geschätzt wurde, eine neue Käseerei eingerichtet<sup>76</sup>. Der Pachtvertrag mit dem früheren Brauereipächter wurde nicht weiter verlängert, damit das Bräuhaus samt allen zugehörigen Tennen, Weichen, der Wasserstube und den Kellern unter dem Konvent dem Mustergut angegliedert werden konnte. Für die Reinhaltung und Pflege der Höfe und Wege im Klosterbezirk war nun die Ackerbauschule verantwortlich. Der Konvent war in die Ackerbauschule insofern einbezogen, als im 2. Stock des Südflügels nicht nur die Unterrichtsräume eingerichtet, sondern auch die Zöglinge untergebracht wurden<sup>77</sup>.

Stillschweigend verschwanden weitere Relikte des Inventars aus klösterlicher Zeit. So kam 1847 die Marmorschale aus dem Raum neben dem ehemaligen Refektorium abhanden, die vormals den Mönchen als Lavoir diente, weil hier eine Arrestzelle eingerichtet wurde. Und da der Oberförster offenbar ein Mann mit Geschmack und Sachverstand war, nahm er die Schale in seinen Besitz<sup>78</sup>.

#### Vom Schloß zum Waisenhaus

Der Konvent war auch noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts verpachtet, vermietet und mannigfaltig genutzt – allein das Raumangebot war noch immer erheblich größer als die Nachfrage. Der Zustand änderte sich grundsätzlich, als König Karl 1868 entschied, im Kloster Weingarten eine Garnison zu stationieren und das dort bestehende Waisenhaus nach Ochsenhausen zu verlegen. Am 10. September reiste er nach Ochsenhausen, um sowohl die Ackerbauschule als auch die künftigen Räumlichkeiten für das Waisenhaus zu besichtigen. Schon am 12. November desselben Jahres wurde die *Staatswaisenanstalt* feierlich eröffnet. 102 Knaben und 28 Mädchen wurden von einem geistlichen Vorsteher, fünf Lehrern und einer Lehrfrau betreut. Dem Heim war eine Schule angegliedert, in der die Barmherzigen Schwestern Unterricht gaben.

Daß in der verwaisten Klosteranlage wieder Leben einzog, wurde begrüßt, wie in der Schwäbischen Chronik vom 23. Mai 1869 zu lesen war: *Die großen Pappelbäume der Alleen sind verschwunden, und seit drei Jahren nehmen junge Bäume deren Stellen ein; das Gebäude selbst ist äußerlich unverändert, nur schwerfällige Kamine auf dem First sind schlankeren neuen gewichen; das Kloster erscheint zur Nachtzeit nicht mehr spärlich, sondern hell erleuchtet. Zimmer in allen Stockwer-*

<sup>75</sup> StAL E 236, Bü 2608.

<sup>76</sup> Zusätzlich waren hier die zur Pfarrerswohnung gehörende Schweine- und Kleinviehställe eingerichtet. Vgl. DiözA F II a Pfarrwohnung, Gebäudebeschreibung, o.D.

<sup>77</sup> StAS Wü 125/10, 164, 19. Mai 1843.

<sup>78</sup> StAL E 236, Bü 2084, 14. Juni 1847.

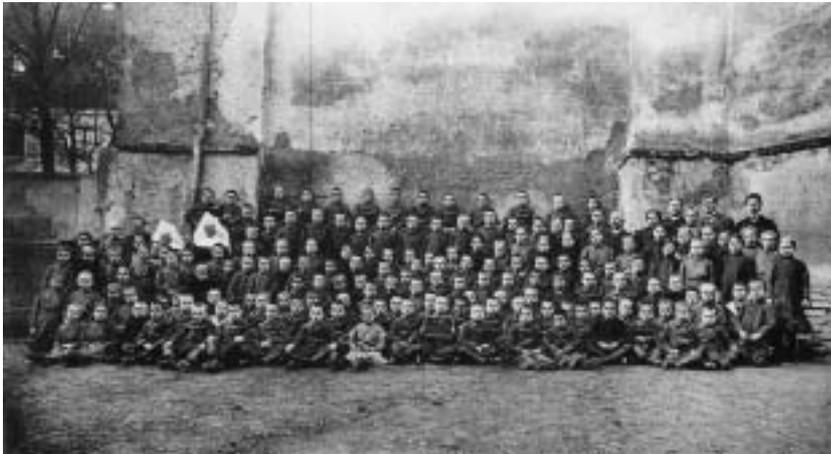


Abb. 11: Die Kinderschar des Waisenhauses Ochsenhausen, Jahrgang 1915

ken lassen weithin erkennen, daß jetzt das Gebäude bewohnt, daß seit vorigen Herbst die ausgedehnten Räumlichkeiten den Zwecken eines Waisenhauses dienen. Endlich hat der nach Osten gelegene Konventgarten, der zur Klosterzeit künstlich angelegt und mit Springbrunnen versehen war, bedeutende, dem Nützlichen und Angenehmen entsprechende Veränderungen erhalten. Das große Bassin in Mitten des Gartens, seit langem vom Schutte bedeckt, ist aufgedeckt, und kann wieder hergestellt werden, was demnächst geschehen soll<sup>79</sup>.

In den folgenden Jahren dominierte das Waisenhaus mit angegliedertem Schulbetrieb den Klosterbezirk. Das Kirchengestühl wurde für die Kinder um einige Bänke erweitert, die Waisenhausverwaltung bezog den ersten Stock der Prälatur. Der ehemalige Konvent, bisher *Schloß Ochsenhausen* genannt, hieß nun ganz schlicht *Waisenhaus* (Abb. 11). Die Mädchen waren im 3. Stock des Südflügels untergebracht, die Knaben im Ostflügel. Ca. 140 Personen mußten hier zusätzlich versorgt und beschäftigt werden. Entsprechend aufwendig gestaltete sich der Ausbau der Infrastruktur innerhalb der Gebäude. Außer den Schlaf- und Unterrichtssälen waren eine große Küche, eine Backstube, neue Abtritte, Krankenzimmer, Baderäume, Waschräume, eine Waschküche, Räume für die Vorratshaltung usw. erforderlich<sup>80</sup>. Die umliegenden Gärten wurden ebenfalls dem Waisenhaus zugeschlagen und entsprechend als Nutzgärten angelegt. Die Verträge mit den früheren Mietern und Pächtern waren gekündigt worden. Als zweiter Hauptnutzer war nur noch die Ackerbauschule im Südflügel vertreten. Auch der Brauereibetrieb wurde eingestellt.

<sup>79</sup> Zit. nach: Unter Krummstab und Szepter 1993, S. 35.

<sup>80</sup> Zur Infrastruktur und Aufteilung der Klostergebäude für die Nutzung durch das Waisenhaus vgl. StAS Wü 125/10, Nr. 7, 8.

Ausgehend von den evangelisch-theologischen Seminaren erfuhren das Turnen und die Körperertüchtigung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine besondere staatliche Förderung. Nicht nur die Bildung des Geistes, auch die Erziehung des Körpers wurde in die Unterrichtspläne der Schulen aufgenommen<sup>81</sup>. Auch die Waisenkinder sollten nach den neuesten turnpädagogischen Richtlinien, die – nebenbei bemerkt – im Schwäbischen einen betont wehrhaften Charakter trugen, erzogen werden. Der württembergische Turnmethodiker Otto Heinrich Jäger persönlich hatte 1878 die Situation in Ochsenhausen in Augenschein genommen und ausgerechnet das Erdgeschoß des Bräuhauses zur Einrichtung einer Turnhalle für die Kinder ausgesucht, obwohl die Raumdisposition durch die niedrigen Gewölbe und die Säulenstellungen denkbar ungeeignet war. Entsprechend Jägers wehrsportähnlicher Lehre sollte auch der Turnplatz im Konventgarten erweitert und als *Übungsraum für das Stehen, Gehen, Laufen, Springen, Werfen und Ringen eingeräumt und gereinigt werden*<sup>82</sup>.

#### Die Klostergebäude nach der Jahrhundertwende

Die Nutzung der Ochsenhausener Klostergebäude wurde weiter intensiviert. Schon 1876 hätte das Waisenhaus zusammenrücken sollen, um in den Konventgebäuden und der Prälatur auch noch einem katholischen Schullehrerseminar mit ca. 60 Zöglingen Platz einzuräumen. Die Ackerbauschule sollte die Klausurgebäude räumen und in das Hof- und Gasthaus ziehen. Es dauerte zwar noch ein paar Jahre, bis der Ausbildungsbetrieb in Ochsenhausen erweitert wurde; die Bauverwaltung sah sich jedoch veranlaßt, die Wasserversorgung zu verbessern und das Wasserleitungssystem, das Brunnenhaus sowie das Reservoir im Bauhaus zu erneuern, war es doch bislang nötig gewesen, *das Wasser vom Krumbach im Waisenhaushofe bis in die obersten Stockwerke zu tragen*<sup>83</sup>.

Nachdem 1903 das Kameralamt aus Ochsenhausen abgezogen und nach Biberach verlegt worden war, wurden die Beamtenwohnungen im Hof- und Gasthaus frei. 1912 zog hier die Gewerbeschule ein. Die Ackerbauschule – seit 1937 landwirtschaftliche Berufsschule – erhielt 1938 einen Zweig für die Ausbildung von Mädchen, wurde aber schon im Jahr darauf gänzlich aufgelöst<sup>84</sup>. Nachdem die NSDAP Anspruch auf das Refektorium, den Speisesaal des Waisenhauses, erhoben hatte, um der Gaufilmstelle Württemberg-Hohenzollern einen Raum für Filmvorführungen zur Verfügung zu stellen, wurde schließlich das Waisenhaus aus Ochsenhausen abgezogen und nach Schwäbisch Gmünd umgesiedelt. Auch

<sup>81</sup> Vgl. hierzu M. KRÜGER 1993, S. 133–146.

<sup>82</sup> StAL F 420 Bü 1539, 3. Oktober 1878.

<sup>83</sup> StAS Wü 125/10, 8, Blatt 23, Januar 1877.

<sup>84</sup> StAS Wü 126/2, 65, 9. Januar 1940.

die Ackerbauschule hatte weichen müssen, denn in den Klostergebäuden sollte die *Lehrerbildungsanstalt*, eine NS-Kaderschmiede, untergebracht werden.

Die Auswirkungen, die der Zweite Weltkrieg mit sich brachte, vereitelten diesen Plan zwar nicht gänzlich, aber doch zum großen Teil. In die Konventgebäude zogen vorübergehend ein Luftwaffenbaubataillon *in Stärke von 265 Mann*<sup>85</sup> und der Reichsarbeitsdienst, später fanden hier Marine- und Versehrtschule ein Dach über dem Kopf<sup>86</sup>.

Ein kleiner Exkurs in die Geschichte der Luftfahrt sei an dieser Stelle gestattet: Die Luftwaffe beanspruchte nicht nur einen erheblichen Bereich im Konvent, sondern auch den Fruchtkasten<sup>87</sup>. Im Fruchtkasten von Ochsenhausen unterhielt die Luftwaffenbaukompanie ein Konstruktionsbüro. Hier soll die berühmte Hanna Reitsch, Hitlers persönliche Pilotin, gewirkt haben. Nahe beim nordwestlich des Klosters gelegenen Fürstenwald wurden in einer Halle die Flugzeugteile von Zwangsarbeitern gefertigt. Von den Baracken, in denen die Zwangsarbeiter untergebracht waren, sind die Fundamente erhalten geblieben.

Zurück zur Geschichte der Abteigebäude: Als 1944 im Kloster zusätzlich ein Lazarett mit 500 Betten untergebracht wurde, mußte die Lehrerbildungsanstalt auf Gebäude außerhalb des Konvents ausweichen. Um die medizinische Versorgung und Krankenpflege im Lazarett zumindest halbwegs zu gewährleisten, wurde rigoros umgebaut. Operationssäle, neue Waschräume, Küchen, Abortanlagen wurden eingerichtet, und aus der ehemaligen Bibliothek wurde ein Schlafsaal. Auch das alte Bräuhaus wurde vom Lazarett belegt<sup>88</sup>. Die oberen Geschosse nutzte die staatliche Vorratshaltung, der sogenannte *Reichsnährstand*. Die Last der Vorräte überschritt jedoch die Tragfähigkeit des Gebäudes, und so stürzten die nordwestlichen Teile 1944 ein.

Nach dem Krieg erteilte die französische Militärregierung die Genehmigung, das Versorgungskrankenhaus für Hirnverletzte von Isny nach Ochsenhausen zu verlegen<sup>89</sup>. Wiederum mußte die Infrastruktur innerhalb der Gebäude angepaßt und verändert werden, denn Labors, Röntgen- und Untersuchungsräume sowie Rehabilitationseinrichtungen waren zusätzlich gefordert. Dem Versorgungskrankenhaus wurde darüber hinaus auch das gesamte Gartengelände zugeteilt. Schließlich beschlagnahmte 1947 die französische Gendarmerie das Hof- und Gasthaus.

Im Anschluß an diese ausgesprochen turbulente Zeit beruhigte sich die Situation in Ochsenhausen wieder – äußerlich zumindest: 1947 zogen in den Konvent

<sup>85</sup> StAS Wü 126/2, 65, 4. April 1940.

<sup>86</sup> StAS Wü 126/2, 65.

<sup>87</sup> Die Informationen zur Nutzung des Fruchtkastens während des Zweiten Weltkrieges erhielt ich freundlicherweise von Herrn Dipl.-Ing. Rupert Duschl, StHBA Biberach, 9. September 1999.

<sup>88</sup> Auch die Informationen zur Nutzung des Bräuhauses erhielt ich von Herrn Rupert Duschl (wie Anm. 87).

<sup>89</sup> StAS Wü 126/2, 65, 13. März 1946.

eine Lehrerinnenoberschule und ein Mädcheninternat ein, das 1956 eines der zehn staatlichen Aufbaugymnasien wurde, die Baden-Württemberg unterhielt, und seit 1987 wird ein großer Bereich des Klosters durch die *Landesakademie für die musizierende Jugend in Baden-Württemberg* genutzt. Umgebaut, erneuert und repariert wurde jedoch nach wie vor. Zwischen 1964 und 1992 wurde die gesamte Klosteranlage durchgreifend instandgesetzt.

### Denkmalpflegerische Konzepte in Ochsenhausen

Wie schwer um 1900 noch der Umgang mit dem Kunst- und Kulturschaffen der Barockzeit fiel, zeigt der Weg, auf dem sich die Denkmalschützer an die Ochsenhausener Klosteranlage herantasteten. Das erste wirksame Auftreten des württembergischen Konservators kam hier vergleichsweise spät, und die erste im Namen des Denkmalschutzes vollzogene Maßnahme hatte mehr zerstörerischen als bewahrenden Charakter.

### Die Portalumrahmungen in der Prälatur

Die Direktion der *Königlichen Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale* beantragte 1884 die *Überlaßung eines altertümlichen Portals* in



Abb. 12: Audienzhalle in der Prälatur mit Kassettendecke und Portalen von Thomas Heidelberg. Photo um 1930

dem Vorsaal der Pfarrerswohnung in Ochsenhausen und eines ebensolchen Ofens aus der früheren Abtei daselbst<sup>90</sup>. Die insgesamt fünf Portale in der Ochsenhausener Prälatur verband untereinander das ikonographische Programm der Passion und Auferstehung Christi in den geschnitzten Reliefs der Bogenfelder. Es dominierte das gesamte Hauptgeschoß der Prälatur durch die Schnitzfigur des Gekreuzigten an der prachtvollen Kassettendecke der sogenannten Audienzhalle (Abb. 12). Ausgerechnet das Portal mit dem reichsten Schnitzwerk und dem Sonnenwappen des Abtes Andreas Sonntag, das im ersten Stock an der Südwand von der Audienzhalle in die Prälatenräume führte, wurde ausgebaut und nach Stuttgart in die Sammlung expediert (Abb. 13)<sup>91</sup>. Die entstandene Lücke wurde gefüllt, indem man das rückseitig im anstoßenden Vorzimmer der Prälatur angebrachte Portal um die eigene Achse drehte und in die Audienzhalle versetzte<sup>92</sup>. Es störte niemanden und es stand auch nie zur Debatte, daß nun die kompositorische Einheit nicht mehr komplett war, daß Abt Andreas Sonntag als Auftraggeber dieser reichen Raumaustattung nicht mehr präsent war und daß überhaupt die gesamte Situation verfälscht wurde, indem der Eingang zu den Prälatenräumen durch ein minderes Portal hierarchisch nachgeordnet wurde. Der Konservator besaß damals noch für die Entnahme hochrangiger Kunstwerke aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang eine Handhabe, war es doch in seiner Dienstanweisung vorgesehen, für die Sammlungen in Stuttgart *Kunstaltertümer aus erster Hand*<sup>93</sup> zu beschaffen. Erst Eugen Gradmann stellte die Legitimität dieser Vorgehensweise in Frage und zog zwischen Museumsarbeit und Baudenkmalpflege eine scharfe Grenze<sup>94</sup>.

Nachdem das Portal jahrzehntelang nicht im Württembergischen Landesmuseum aufgestellt war, sondern sein Dasein im Ludwigsburger Depot fristete, wurde 1984 vom Staatlichen Hochbauamt Ulm der Versuch unternommen, im Zug der umfassenden Gesamtrenovierung das Portal wieder zurück nach Ochsenhausen zu holen. Aber keiner wußte mehr, wo das kleinere, später eingebaute Portal ursprünglich seinen Platz gehabt hatte. Der Standort ließ sich auch über aufwendige Bauuntersuchungen nicht mehr ausmachen, denn die Situation in der Prälatur war bereits durch die baulichen Veränderungen, die unter Abt Romuald Weltin am Ende des 18. Jahrhunderts hier durchgeführt worden waren, verun-

<sup>90</sup> StHBA Biberach K. Cameralamt Ochsenhausen, Kath. Pfarrhaus, 25. September 1884, (Abschrift).

<sup>91</sup> StHBA Biberach K. Cameralamt Ochsenhausen, Kath. Pfarrhaus, o. D. (1886; Abschrift). Das Portal ist heute im Württembergischen Landesmuseum unter der Inv. Nr. 9639 a. 1887 verzeichnet. – Vgl. auch GRADMANN 1899. – Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Donaukreis 1. Bd. 1914, S. 196 f.

<sup>92</sup> StHBA Biberach K. Cameralamt Ochsenhausen, Kath. Pfarrhaus, o. D. (1886; Abschrift).

<sup>93</sup> GRADMANN 1912 b, S. 17.

<sup>94</sup> Ebd.: *Aber die Baudenkmäler gehören nun einmal nicht in den Rahmen der Museumsarbeit.*



Abb. 13: *Das Oxenhausener Portal in der Königlichen Altertümersammlung in Stuttgart. Photo um 1898*

klärt. Um ein einheitliches Niveau zu den anschließenden Konventgebäuden herzustellen, hatte er den Fußboden in der Prälatur erhöhen lassen, so daß seither die Scheitel der Portale viel zu dicht unter der Decke sitzen<sup>95</sup>. Jedenfalls war das

---

<sup>95</sup> Freundliche Mitteilung von Prof. Dieter Hauffe, Oberfinanzdirektion Stuttgart, 27. Juni 1999.

kleinere Portal 1886 an der Rückseite desjenigen Portals angebracht, das dann nach Stuttgart kam<sup>96</sup>.

Obwohl sich das Museum auch aus eigener Sicht *in einer moralisch denkbar schlechten Position* befand, da das Portal *auf eine denkmalpflegerisch nicht zu verantwortende Weise gewaltsam aus der Ochsenhausener Prälatur entfernt worden sei*<sup>97</sup>, räumte schließlich, nach dreijährigem Tauziehen, das Finanzministerium den didaktischen und musealen Gründen das größere Gewicht ein, so daß der wertvolle Türrahmen in Stuttgart blieb. Immerhin: Als der Ruf nach Rückgabe laut geworden war, durfte das Portal, nachdem es 1986 auf der Landesausstellung *Die Renaissance im deutschen Südwesten* in Heidelberg zu sehen war, wieder einen würdigeren Platz einnehmen und wurde in die Schausammlung des Landesmuseums aufgenommen.

#### Die Anfänge der baugeschichtlichen Untersuchungen am Kloster

Wenn sich die Denkmalschützer und die Kunstgelehrten der Ochsenhausener Klosteranlage annahmen, standen auch noch nach der Jahrhundertwende die Relikte aus mittelalterlicher Zeit im Vordergrund. 1907 wurde man auf die bislang als Schweine- und Geflügelställe, Käskeller und Holzlegen genutzten spätgotischen Räume unter der Prälatur aufmerksam<sup>98</sup>. Es handelte sich um den *Verbindungsgang* zwischen Kirche und Waisenhaus und drei westlich anschließende Räume, nämlich um den gratgewölbten *Käskeller*, eine *frühgotische Halle oder Kapelle* und um einen weiteren tonnengewölbten Raum<sup>99</sup>. Die Räume wurden als Westflügel der spätgotischen Klausur identifiziert, photographiert, aufgenommen und baugeschichtlich eingeordnet: Der *Verbindungsgang* war der Kreuzgang, der *Käskeller* das ehemalige Refektorium vom Ende des 14. Jahrhunderts. Ein *Anspruch auf Kunstwert* wurde der Architektur zunächst noch abgesprochen, *denn Gewölbe dieser Art sind in Württemberg häufig und besser erhalten wie diese (Blaubeuren). [...] dagegen dürfte der Alterswert und das geschichtliche Interesse der Anlage [...], eine Erhaltung dieser Räume in ihrem bisherigen Zustand rechtfertigen*<sup>100</sup>.

<sup>96</sup> StHBA Biberach, Kath. Pfarrgebäude Ochsenhausen. Kasten A, Fach 26, 7. Mai 1887.

<sup>97</sup> Südwest-Presse, 10. April 1987. *Kloster Ochsenhausen*.

<sup>98</sup> StHBA Biberach, Kath. Pfarrgebäude Ochsenhausen. Kasten A, Fach 26. – Vgl. auch DiözA F II a Pfarrwohnung, Gebäudebeschreibung, o.D.

<sup>99</sup> StHBA Biberach, Kath. Pfarrgebäude Ochsenhausen. Kasten A, Fach 26, 25. April 1907. *Der Konservator hat kürzlich auf Wunsch des Verschönerungsvereins Ochsenhausen die spätgotischen Klosterräume der Abtei besichtigt und erlaubt sich, der hohen Domänen-direktion die Anregung zu unterbreiten, dass diese Räume, wenn möglich, dem Publikum zugänglich gemacht und von störenden Einbauten befreit werden möchten [...].* Gez. Eugen Gradmann

<sup>100</sup> StHBA Biberach, Kath. Pfarrgebäude Ochsenhausen. Kasten A, Fach 26, 2. Februar 1907.

Um weiteren Beschädigungen vorzubeugen, wurde auf die Vermietung und Nutzung der Räume verzichtet. Die eingebauten Querwände wurden herausgenommen sowie die vermauerten Türen und die Maßwerkfenster zwischen Refektorium und Kreuzgang wieder geöffnet. Der Schlüssel zum Refektorium war beim Hausmeister hinterlegt, *so daß jedem Besucher, der Interesse an der Besichtigung der erwähnten Räume zeigt, letztere jederzeit zugänglich sind*<sup>101</sup>.

### Die erste von der staatlichen Denkmalpflege mitbetreute Instandsetzung der Klosterkirche

Der Klosterkirche widmete sich das Staatliche Denkmalamt erstmals 1928<sup>102</sup>. In Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege ließ das Bezirksbauamt 1927–1930 die Seiteneingänge im Schiff und Chor renovieren sowie die Deckenfresken, die Stukkaturen und die Altargemälde der Seitenschiffe reinigen und ergänzen. Anton Baur, Restaurator aus Mettenberg, ergänzte die großen Fehlstellen an den Deckengemälden *nicht gerade künstlerisch* und auch nicht zur Zufriedenstellung von Richard Schmidt, dem zuständigen Konservator. Schmidt bestand deshalb darauf, daß für die bevorstehende Ergänzung der Gemälde im Chor vor der Ausführung Kartons anzufertigen und vorzulegen seien (Abb. 14)<sup>103</sup>. Der Chorraum wurde 1930 eingerüstet und renoviert, anschließend das Mittelschiff. Die Stukkaturen an den Wänden und in den Gewölben wurden ebenso wie die Deckenmalereien gereinigt, *aufgefrischt* und ergänzt. Die großen Stuckfiguren über dem Hauptgesims erhielten eine neue Polierweißfassung, und schließlich kam ein neuer Plattenbelag auf den Fußboden.

Der Umgang mit der Georgskirche war nicht allein am Erhalt des historischen Bestandes orientiert. Einerseits bestimmten die gehobenen oder auch geänderten Ansprüche der Kirchengemeinde und das Bedürfnis, den Raum weiter zu *verschönern* die Art und die Ausführung der Bau- und Renovierungsmaßnahmen in erheblichem Maß. Andererseits brachte sich die Denkmalpflege nun immer stärker ein; sie war bestrebt, die „Sünden“ der jüngsten Vergangenheit, die ohne ihre Mitsprache erfolgt waren, wieder zu beseitigen. Folglich sollte die Kirche wieder in den Stand, den ihr das 18. Jahrhundert verliehen hatte, zurückversetzt und das 19. Jahrhundert herausgedrängt werden. Die Ergänzungen an den Deckenmalereien wurden entfernt, der Kreuzweg, den die Gemeinde 1872 hatte fertigen lassen, verschwand wieder, und die Muttergottes vom Marienaltar kam in die Sakristei. 1939 war die erste, von der Denkmalpflege mitbetreute Renovierung des Kirchenraums soweit abgeschlossen.

<sup>101</sup> Wie Anm. 100.

<sup>102</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: BECK 1994, S. 800f.

<sup>103</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Exzerpt aus nicht mehr erreichbaren älteren Archivalien, zusammengestellt im Juni 1981.

Eine Maßnahme, die in den 30er Jahren getroffen wurde, bestimmt noch heute das Erscheinungsbild der Klosterkirche: Seither sind im Langhaus zweierlei Raumfassungen zugleich präsent, die im 18. Jahrhundert so nie gleichzeitig und nebeneinander existiert haben. Die unterschiedliche Entstehungszeit der Deckenbilder mag Anlaß gegeben haben, daß man sich zu dieser ungewöhnlichen Rekonstruktion des Raumbildes entschloß. In den Gewölben der Seitenschiffe (Deckenbilder von Joseph Anton Huber, 1787) war die Farbgebung des späten 18. Jahrhunderts, die letzte einheitliche Fassung des Gesamtraums, mit grünen Rücklagen und weißem Stuck zu sehen, während im Chor, im Mittelschiff und an den Seitenschiffwänden die Farbigkeit des frühen 18. Jahrhunderts (Deckenbilder von Johann Georg Bergmüller, um 1727) wiederhergestellt wurde.

Die Wertschätzung des 18. Jahrhunderts schien auf einigermassen gesichertem Fundament zu stehen, denn noch als der Krieg bereits im Gange war, brachte man Geld für Renovierungsarbeiten auf. Während bereits Sicherungsvorkehrungen gegen Kriegsschäden getroffen wurden, wurde weiter an der Orgel auf der Westempore, am Hochaltar und an der Kanzel restauriert. Mit der „Verschönerung“ hatte man es aber nun sehr eilig. Voruntersuchungen, Bauaufnahmen, Besprechungen fanden nur in geringem Umfang statt, mal wurden die Fassungsstände belassen, wie sie waren, mal übermalt oder – wie im Fall des Kanzelkorbs – freigelegt, mal auf Befunde zurückgegriffen, die dann in unterschiedlicher Qualität ausgeführt und überarbeitet wurden. Der figürliche Schmuck, der im 19. Jahrhundert neu und farbig gefaßt worden war, wurde in einfacher Leimfarbentechnik auf eine optisch erscheinende Polierweißfassung umgestaltet. Die Orgel wurde so weit modernisiert, daß kaum mehr etwas von ihrem alten Innenleben übrigblieb.

Der Hochaltar erhielt 1941 eine recht frei erfundene, „barockisierende“ Fassung. Schmidt ordnete die kannelierten Säulen zunächst der vorangegangenen Neufassung von 1891 zu. Unter dieser zeigte sich jedoch eine ältere Fassung – was Schmidt zum Umdenken veranlaßte. Obwohl er daraus schloß, *daß die Säulen doch alt sind*, blieb ihnen eine neue barockisierende Stuckmarmor-Verkleidung nicht erspart<sup>104</sup>. Der Tabernakelaltar hatte nun seine passende Rahmung verloren. Darüber hinaus galt das Argument, er sei schon *immer ein Fremdkörper in der hiesigen Barockkirche*<sup>105</sup> gewesen. So mußte der gesamte Voralter einem neuen Panzertabernakel weichen, das direkt auf der Mensa aufgestellt wurde. An seinen Platz kam der Aufbau des früheren Kreuzaltars – *soweit seine Bestandteile noch gefunden wurden*<sup>106</sup>.

Erst im Mai 1942 wurden die Arbeiten eingestellt, nachdem der Krieg bereits die ersten Opfer von der Georgskirche eingefordert hatte: Drei Glocken des Ge-

<sup>104</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen (wie Anm. 103).

<sup>105</sup> Zit. nach BECK 1994, S. 801.

<sup>106</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen (wie Anm. 103).



Abb. 14: Deckenbild (*Handwaschung Pilati, Grablegung Christi*) von J. A. Huber im nördlichen Seitenschiff der Klosterkirche. Oben: vor der Restaurierung. Photo um 1927. Unten: mit Ergänzungen von Anton Baur. Photo 1980



Abb. 15: *Drei Glocken des Ochsenhausener Geläuts mußten als Kriegsopfer abgegeben werden. Photo 1941*

läuts mußten abgegeben werden (Abb. 15)<sup>107</sup>. Mit der Schützenhilfe des Denkmalamtes gelang es 1943 immerhin, nicht nur die Immaculata auf der Mariensäule im Klosterhof, sondern auch die monumentalen Figuren der Kirchenfassade vor dem Einschmelzen zu bewahren.

### Reparaturarbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg

Drei Jahre nach Kriegende setzten die allernötigsten Reparaturarbeiten am Kloster ein. Von größeren Zerstörungen war die ehemalige Abtei weitgehend verschont geblieben. Nur der Turm und die Fensterscheiben der Klosterkirche hatten durch Beschuß Schaden genommen. Durch die militärische Nutzung während der Kriegszeit hatten außerdem das Hof- und Gasthaus, der Bibliotheksaal sowie die Deckenbilder, der Stuck und der Putz im Refektorium sowie im anschließenden Musiksaal gelitten und mußten ausgebessert werden.

An der Westseite war 1941 ein Teil der mittelalterlichen Wehrummauerung eingestürzt. Nach dem Krieg wurde der Mauerstreifen, der in diesem Bereich teil-

<sup>107</sup> Die drei beschlagnahmten Glocken kamen nach dem Krieg wieder nach Ochsenhausen zurück. Vgl. LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 17. Mai 1946.



Abb. 16: *Fruchtkasten und Wehrturm in der Südwestecke der Klosteranlage. Der dazwischenliegende Mauerstreifen und das Südtor wurden 1950 abgetragen. Photo um 1952*

weise sogar noch seine ursprüngliche Höhe hatte, auf seiner ganzen Länge bis zum Fruchtkasten um etwa zwei Meter abgetragen, da man wegen starker Überhänge weitere Einstürze befürchtete<sup>108</sup>. Der südliche Streifen war zwischen dem Fruchtkasten in der Westecke und dem ersten Turm während der französischen Besatzungszeit durchbrochen worden. 1950 hielt man es für angebracht, ihn vollständig abzutragen, um ihn anschließend mit den alten Steinen wieder neu aufzuführen. *Diese Veränderung gibt Gelegenheit, einen augenblicklich unerfreulichen Schmutzwinkel zwischen Mauer und Stallgebäude verschwinden zu lassen*<sup>109</sup>. Mit dem *Schmutzwinkel* verschwanden zwar die alte Mauer und das – wie auch immer – noch erhaltene Südtor. Erneuert wurden sie allerdings nicht mehr (Abb. 16). Im gesamten Bereich des Ökonomiehofs wurde in erster Linie den Belangen der Landwirtschaft Rechnung getragen und erst in zweiter Linie der Schutz des Gesamtbildes der Anlage berücksichtigt<sup>110</sup>.

Die Zuwendung, die der Kirche entgegengebracht und 1942 durch den Krieg unterbrochen worden war, fand 1951 ihre Fortsetzung, als der Wunsch laut wurde, das Hauptportal zu erneuern. In den Richtlinien des Denkmalamtes für die Portalentwürfe wurde die Einbindung oder der Bezug zur historischen Fassade nicht thematisiert – im Gegenteil: ein eigenständiges Kunstwerk, gelöst von der Vergangenheit und von seiner Umgebung, wurde erwartet. Der Entwurf sollte gleichermaßen *neuzeitlich* wie *fesselnd* sein, durch seine *starke künstlerische Gestaltungskraft* überzeugen und weit über *das rein dekorative hinausgehen*. Die neuen Domtüren in Köln, Augsburg und Hildesheim wurden dem Biberacher Bildhauer Lesehr, der die Entwürfe lieferte, zur Orientierung für das, was man sich vorstellte, empfohlen (Abb. 17)<sup>111</sup>.

## Die große Instandsetzung von 1964 bis 1992

### Die Gesamtkonzeption

Das Bild der Ochsenhausener Klosteranlage ist heute im wesentlichen geprägt von der letzten, umfassenden und durchgreifenden Instandsetzung, die *eine der größten Denkmalschutzaufgaben im Lande, im südlichen Württemberg die größte* war<sup>112</sup>. Ihr offizieller Abschluß liegt nun zehn Jahre zurück. Der damals

<sup>108</sup> StHBA Biberach (handschriftliche Notiz bei den Abbildungen).

<sup>109</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 2. November 1950.

<sup>110</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 2. November 1950, 25. Januar und 1. Februar 1952, Neubau eines Schweinestalls im Bereich des Ökonomiehofs.

<sup>111</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 19. Mai, 11. Juni, 26. Juni, 3. Juli, 11. Juli und 13. Juli 1951.

<sup>112</sup> Südwestpresse, Der Ermstalbote, 11. September 1984. *Ochsenhausen leuchtet wieder*. – Zum Gesamtkonzept der Instandsetzung vgl. LDAT Ortsakten Ochsenhausen, StHBA Ulm I, 7. Mai 1981.



Abb. 17: Portal der Klosterkirche, erneuert nach einem Entwurf des Biberacher Bildhauers Lesehr, 1951. Photo 1967

für Ochsenhausen zuständige Leiter des Hochbauamtes Ulm I setzte sozusagen als Motto unter das Resümee dieser Sanierung ein Zitat aus dem 57. Kapitel der benediktinischen Ordensregel: *Sind Handwerker im Kloster, so sollen sie in aller Demut ihr Handwerk ausüben*<sup>113</sup>.

Anlaß für die umfassenden Maßnahmen war nicht nur, daß Anfang der 60er Jahre die Domäne aufgegeben wurde, sondern auch die Notwohnungen für Kriegsflüchtlinge im Hof- und Gasthaus und im Fruchtkasten geräumt werden konnten. Neue Dispositionen für die Nutzung des gesamten Klosterareals zeichneten sich daraufhin ab. Der Konvent und einige Nebengebäude wurden dem Staatlichen Aufbaugymnasium mit angeschlossenem Internat für 194 Schülerinnen zugewiesen. Die Klosterkirche blieb auch weiterhin katholische Pfarrkirche, und in den Ökonomie- und Wohngebäuden befanden sich zahlreiche staatliche und private Einrichtungen. Das Forstamt war noch immer im ehemaligen Kanzleigebäude, welches nun direkt mit dem Hof- und Gasthaus verbunden war, untergebracht, sein Maschinenstützpunkt in den Gebäuden des anschließenden Wirtschaftshofs, der darüber hinaus Wohnungen, eine Reithalle mit Stallungen und mehrere Lager beherbergte.

Die finanziellen Mittel, die für die *Sanierung* von Ochsenhausen bereitgestellt wurden, waren beträchtlich. Denn angesichts der *Wirtschaftsblüte* wurde gerne *auch ein Scherflein für die Denkmalerhaltung* zur Verfügung gestellt<sup>114</sup> – vor allem dann, wenn es sich um prestigeträchtige Projekte im Land handelte; Ochsenhausen hatte eine Lobby. Der Klosteranlage wurde als Gegenleistung aber auch einiges abverlangt: Sie sollte endlich aus *ihrem Dornröschenschlaf erwachen*; an ihr Äußeres wurden nun ästhetische Ansprüche gestellt: *anmutige Kulisse* sollte sie sein, zum einen für die Bewohner und Gäste, zum anderen für kulturelle Veranstaltungen<sup>115</sup>. Folglich mußten Dinge weichen, die sich nicht so recht in das wirkungsvolle Gebäudeensemble brauchbar integrieren ließen. So kam es zeitgleich mit der sorgfältig geplanten Instandsetzung zum gezielten Abbruch nicht mehr erwünschter Gebäude: 1970 wurden beim Bräuhaus die Mühle (Abb. 18), das Pump- oder Brunnenhaus, ein Schuppen und ein Stall abgerissen, sechs Jahre später beim Fruchtkasten ein Kohleschuppen<sup>116</sup>.

Nicht nur wirtschaftlich befand sich das Land in den 60er und 70er Jahren auf einem Höhepunkt. Nie zuvor und auch nicht mehr danach waren die bauphysikalischen und ingenieurtechnischen Möglichkeiten so enorm entwickelt, ohne dabei gleichzeitig bezüglich ihrer Verträglichkeit mit den historischen Werkstoffen so wenig hinterfragt zu sein. Die zuständigen Architekten und Ingenieure hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die *wertvolle historische Substanz zu restau-*

<sup>113</sup> Zit. nach HAUFFE 1994, S. 741–757.

<sup>114</sup> Schwäbische Zeitung, 5. September 1965. *Das Kloster Ochsenhausen*.

<sup>115</sup> Südwestpresse, Der Ermstalbote, 28. September 1981. *Die kostspielige Instandsetzung wird mit größter Sorgfalt betrieben*.

<sup>116</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 19. Oktober 1970; 6. Oktober 1976.



Abb. 18: Die östlich ans Bräuhaus angebaute Mühle wurde 1970 abgebrochen. Photo um 1968

rieren und die Anlage einer *differenzierten Nutzung* entsprechend zu erschließen. Dem letztformulierten Anspruch läßt sich mit den modernen, greifbaren Techniken und Baumaterialien freilich erheblich leichter gerecht werden als dem ersteren. Ein weiterer Leitsatz galt den *jungen Bewohnern* des Konvents: Bei ihnen sollte in keinem Fall der Eindruck entstehen, *in einem Museum zu leben*<sup>117</sup>. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Voraussetzungen die Denkmalschützer erheblich gefordert waren.

### Erste Maßnahmen

Während die Pläne für die Gesamtanierung ausgearbeitet wurden, setzten 1964 die Arbeiten am Hof- und Gasthaus ein<sup>118</sup>. In einer ersten Baustufe wurde hier ein Schulhaus eingerichtet und der Ältere Gastbau, jetzt *Pächterwohngebäude* oder *Vogtsbaus* genannt, als Krankenstation sowie für Lehrerwohnungen ausgebaut. Am Pächterwohngebäude traten 1970 außen wie innen Fragmente einer dekorativen Bemalung der Fenstereinfassungen der Zeit um 1500 zutage (Abb. 19).

<sup>117</sup> HAUFFE 1994, S. 755.

<sup>118</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: HAUFFE 1994, S. 742–756.



Abb. 19: Pächterwohngebäude. Neue Fensterformen und dekorative, um 1500 gefertigte Bemalung der früheren Gewände. Photo 1970

Sie wurden zwar freigelegt und dokumentiert, im Juli 1982 jedoch bei einer erneuten Außenrenovierung wieder verputzt.

Im selben Jahr, 1964, war die Kirchenfassade von einer *Gesamterneuerung* betroffen (Abb. 20). Der abgewitterte Rohrschacher Sandstein sollte durch die *Behandlung mit einer Sulfatlösung wieder seine ursprüngliche Härte erhalten, mittels Silikon wasserabstoßend und damit für die Verwitterung unangreifbar gemacht* werden. Um der Kirche *ihre alte Schönheit* wieder zurückzugeben<sup>119</sup>, wurden darüber hinaus zahlreiche alte, abgewitterte Steine gegen neue ausgetauscht.

<sup>119</sup> Schwäbische Zeitung, 5. September 1965. *Das Kloster Ochsenhausen*.



Abb. 20: Blick auf die Westfassade der Klosterkirche vor der Instandsetzung der 1960er Jahre. Photo um 1960

Anschließend wurde erneut die Gabler-Orgel restauriert und 1967 das Äußere des Turms renoviert<sup>120</sup>.

---

<sup>120</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 17. Oktober 1967.

## Der Kirchenraum

Konzeption und Ausführung zwischen 1967 und 1984

Zehn Jahre sollten vergehen, bis die Instandsetzung im Innern der Kirche fortgeführt werden konnte. Die Debatten darüber, wie die neuen funktionalen Ansprüche an den Kirchenraum mit einem angemessenen Restaurierungskonzept und den konservatorischen Vorgaben in Einklang zu bringen seien, verzögerten den Beginn der Arbeiten immer wieder. Konkret ging es um den Einbau einer Heizungsanlage, die Umgestaltung des Altarraums entsprechend den Beschlüssen des Zweiten Vatikanischen Konzils und um die Richtlinien für ein Restaurierungskonzept generell.

Dem Wandel, den die Planungen für den Innenraum zwischen 1967 und dem Beginn der Arbeiten 1979 erfahren haben, lagen lange, mühsame und schwierige Verhandlungen zwischen dem Bauherrn (dem Staatlichen Hochbauamt), der Kirchengemeinde und der Denkmalpflege zugrunde. Lernprozesse, Kompromisse und immer wieder die Bereitschaft zum Umdenken waren im Umgang mit der Klosterkirche gefordert. Denn eine zwölfjährige Vorbereitungszeit bietet nicht nur den wissenschaftlichen und technologischen Untersuchungen viel Raum, sondern auch den Veränderungen der Wahrnehmung und subjektiver Standpunkte. Daß man hier weitgehend auf vorschnelles Handeln verzichtete und sich so viel Zeit nahm, kam letztlich nicht nur dem Denkmal zugute, sondern stellte auch die Denkmalnutzer zufrieden.

1967 ging das Hochbauamt noch davon aus, daß der Raum ein völlig neues Gesicht erhalten müsse. Dem puristischen Geschmack der 60er Jahre entsprechend, der die klare Sicht auf das konstruktive, architektonische Skelett so sehr schätzte, sollten sämtliche Seitenaltäre im Langhaus entfernt werden. Um den Vorgaben des Zweiten Vaticanums nachzukommen, wäre als Volksaltar ein massiver Mittelaltar aufgestellt und die neue Bestuhlung fischgrätartig schräg in den Raum plaziert worden<sup>121</sup>. Nicht nur die Kirche, sondern auch die ehemalige Prälatur war für eine „Regotisierung“ vorgesehen. Mit der Fixierung auf das Mittelalter lagen die zuständigen Architekten immer noch genau im Trend. Zahlreiche Kirchenräume wurden in dieser Zeit ihrer üppigen, oft gründerzeitlichen Ausstattung entkleidet und als „Andachtsräume“ in ein sprödes Gewand von spartanischer Schlichtheit gehüllt. Nicht die Bilderwelt des Kirchenraums, die zur schwelgerischen Erbauung einlädt, sondern der neue Komfort, der mittels Elektrik, Heizung und Sitzmöbeln eingebracht wurde, sollte jetzt die Gemeindeglieder in die Kirche locken.

Dem Pfarrer und Dekan von Ochsenhausen, Erwin Sontag, ist es zu verdanken, daß die Diskussionen überhaupt eingeleitet wurden, denn von ihm ging der

---

<sup>121</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 3. Oktober 1967.

Hilferuf an das Bischöfliche Ordinariat und an das Landesamt für Denkmalpflege aus, der sich gegen die bereits gefaßten Pläne des Bauamtes richtete. Schrittweise wurde in den folgenden Jahren von dem Bedürfnis, einen neuen Raum zu schöpfen, Abstand genommen zugunsten einer Wertschätzung des barocken Innenraums.

Apropos: Die gesteigerte – im wahrsten Sinn des Wortes – Wertschätzung und Popularität, die Ochsenhausen als Kunstdenkmal genoß, forderte auch ihren Tribut. 1968 wurden ein Engel vom Antoniusaltar, ein Puttenkopf vom Sebastiansaltar und mehrere Elfenbeinfigürchen entwendet. Die Folge war, daß nicht nur elektronische Sicherungssysteme eingebaut wurden, sondern auf Vorschlag des Denkmalamtes die sogenannte *Obermarchtaler Lösung* zur Anwendung kam: Unter der Orgelepore wurde ein Gitter eingebaut<sup>122</sup>. Auch die Einwände des Ochsenhausener Pfarrers, der sich dafür einsetzte, daß das Gotteshaus und die Altäre zugänglich bleiben mußten, konnten diese neue räumliche Begrenzung letztlich nicht verhindern. Seit 1983 sind außerhalb der Gottesdienstzeiten die Heiligen ein- und die Gläubigen sowie die Besucher ausgesperrt.

Bezüglich der Beheizung des Kirchenraums einigte man sich auf eine Warmwasser-Fußbodentemperierung. Damit sollte *eine Störung des gesamten Raumklimas vermieden, jedoch ein gewisses Wohlempfinden bei den Kirchenbesuchern erreicht werden*<sup>123</sup>. Das bedeutete, daß massive Eingriffe in den Fußboden und den Baugrund vorgenommen werden mußten. Auf eine archäologische Untersuchung des Bodenbereichs wurde wegen Arbeitsüberlastung beim Denkmalamt verzichtet<sup>124</sup>, und beim Bauamt war man zu der Erkenntnis gekommen, daß der Fußboden bereits im 18. Jahrhundert höhergelegt wurde und deshalb der eigentlich archäologisch interessante Bereich von den baulichen Maßnahmen nicht betroffen sei<sup>125</sup>.

Am Stuck und an der Ausmalung der Gewölbe in der Vorhalle und den Seitenschiffen mußten bereits 1976 wegen Wasserschäden in einer vorgezogenen Instandsetzung konservierende und restaurierende Arbeiten ausgeführt werden (Abb. 21)<sup>126</sup>. Größere Risse wurden geschlossen, die Freskogemälde gereinigt und retuschiert, die fehlenden Stuckelemente *sinngemäß* ergänzt. Die stukkierete Wand- und Gewölbedekoration erhielt über den freigelegten Resten der Fassung von 1737 eine neue Farbfassung *unter Anlehnung an die Farbigkeit von 1787*.

Als es darum ging, sich auf ein grundsätzliches Restaurierungskonzept für den gesamten Kirchenraum sowie der Ausstattung zu einigen, gestaltete sich die Kon-

<sup>122</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 5. Mai 1969.

<sup>123</sup> Ebd., 7. Mai 1981.

<sup>124</sup> Ebd., 12. Januar 1979.

<sup>125</sup> Freundliche Mitteilung von Prof. Dieter Hauffe, OFD Stuttgart, 27. Juni 1999. – 1982 traten im Bereich des Kreuzaltars die Reste zweier früherer Bodenbeläge und einer Altarmensa im Mittelschiff zutage. Vgl. LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 31. August 1982.

<sup>126</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Restaurierungsbericht Atelier Ingenhoff, November 1976.



Abb. 21: Wasserschäden an den Stuckreliefs der Klosterkirche. Photo 1976

sensfindung weitaus schwieriger. Zwei Möglichkeiten wurden vorgeschlagen<sup>127</sup>: Die vom Denkmalamt favorisierte sogenannte *Kleine Maßnahme* beschränkte sich auf *eine Entstaubung der gesamten Raumschale samt Sicherung der Substanz an Stuck, Fresken und Inventar*<sup>128</sup>. Die sogenannte *Große* und letztlich mit Zustimmung des Denkmalamtes durchgeführte Maßnahme ging sehr viel weiter und schloß zunächst auch das *Abnehmen der in den 30er Jahren durchgeführten Zweitfassung sowie Restaurieren der Erstfassung von 1730 nach Befund* ein.

Eine Zusammenführung der beiden Raumfassungen – derjenigen aus den 30er Jahren und derjenigen aus den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts – war aber nicht mehr möglich, die Befundlage unklar<sup>129</sup>, und so wurde der angetroffene Bestand mit seiner unterschiedlichen Farbgliederung im Mittelschiff und in den Seitenschiffen beibehalten (Tafel 2)<sup>130</sup>. Folglich wurden beide Farbfassungen restauriert: Zur Erstfassung gehört ein ungefaßter Stuck, der freigelegt werden mußte,

<sup>127</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, StHBA Ulm I, 27. September 1978.

<sup>128</sup> 1981 versuchte das LDA in einem erneuten Anlauf, die *Kleine Maßnahme* zumindest für die Ausstattung durchzusetzen. Darüber kam es nicht nur zwischen LDA und StHBA, sondern auch innerhalb des LDA zum Streit. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Ausschreibung bereits stattgefunden, und die Gelder für die *Große Maßnahme* waren bewilligt. Vgl. LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Briefwechsel zwischen dem LDAT und dem StHBA Ulm I, Januar 1981.

<sup>129</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 27. Februar 1987.

<sup>130</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 4. Mai 1979.



Abb. 22: Die Sakristei nach der Instandsetzung. Die Farbfassung des 18. Jahrhunderts wurde zugunsten der älteren aus der Erbauungszeit entfernt. Photo 1993

vor farbigen, bzw. weißen Rücklagen; die großen, später weiß überfaßten Stuckfiguren über dem Hauptgesims waren ursprünglich polychrom gefaßt. Dieser Zustand wurde im Mittelschiff und im Chor wiederhergestellt. Zur Zweitfassung in den Seitenschiffen gehören der weiß gefaßte Stuck und die grün gefaßten Rücklagen. Die viel diskutierten Überschneidungen beider Fassungsphasen in

den Jochen im Bereich der Nebenaltäre, die im 18. Jahrhundert nicht nebeneinander existiert haben, sondern von der Instandsetzung 1939 so hinterlassen wurden, mußten übernommen werden. Die Deckenbilder wurden durchgängig gereinigt, entsalzt, gesichert und von späteren Übermalungen befreit<sup>131</sup>. In allen Bereichen wurden größere Fehlstellen und Störungen ergänzend rekonstruiert bzw. ausgebessert.

Vom Kirchenraum des 18. Jahrhunderts gelangt man unmittelbar in die nördlich anschließende Sakristei, die 1663 neu ausgebaut und ausgestattet wurde. Das von tiefen Stuckkappen durchschnittene Tonnengewölbe ziert eine Stuckdekoration des Wessobrunners Matthäus Schmuzer. Zeitgleich mit der Kirche wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert auch die Sakristei mit einer grün-weißen Farbgebung neu gestrichen. Bei der Restaurierung von 1983 sollte zunächst diese *grün-weiße Huberfassung* nur gereinigt und ausgebessert werden. Als jedoch unter dieser Schicht die ursprüngliche, zum Stuck gehörende Fassung von 1663 in relativ gutem Zustand gefunden wurde, entschloß man sich, für ihre Freilegung die *Huberfassung* zu opfern (Abb. 22).

Zurück zur Klosterkirche: Hochaltar, Kreuzaltar und die Seitenaltäre wurden *nicht nur einer konservierenden, sondern auch einer restaurierenden Behandlung* unterzogen – vor allem weil die zwischen 1891 und 1942 ausgeführten *willkürlichen Veränderungen zu fehlerhaften Interpretationen geführt* haben sollen und *das Gesamtbild der zeitlich unterschiedlich entstandenen Altäre optisch und in der stilistischen Ausdeutung verunklären*. Hier mußte sehr differenziert vorgegangen werden, denn von einer Einheitlichkeit der Ausstattung, ja – wie im Fall des Hochaltars – nicht einmal der einzelnen Ausstattungsstücke, konnte allenthalben nicht die Rede sein. Es standen nämlich *nebeneinander Teile des 17. Jahrhunderts (am Hochaltar im Zusammenhang mit dem Schönfeld-Bild von 1668) sowie aus dem 18. Jahrhundert (Marmorierungen und Vergoldungen an den Architektur- und Rahmenteilen und farbige und weißpolimentgefaßte Figuren)*<sup>132</sup> sowie das Ergebnis der Überarbeitungen des 19. und 20. Jahrhunderts. Am figürlichen Schmuck der Kanzel und der Altäre wurden die späteren Übermalungen abgenommen. So weit es ging sollte ein *Zustand bzw. ein Erscheinungsbild etwa der Mitte des 18. Jahrhunderts wiederhergestellt* werden<sup>133</sup>.

Entsprechend den neuen liturgischen Erfordernissen war der Hauptaltar nun derjenige, von dem aus zur Gemeinde zelebriert wurde. Diese Rolle sollte der ehemalige Kreuzaltar, dessen Retabel vor dem Hochaltar aufgestellt war, übernehmen. Es kam auf einer neuen, zu den Seitenaltären passenden Mensa wieder an seinen ursprünglichen Platz unter dem Chorbogen, davor wurde ein Zelebrationstisch aufgestellt<sup>134</sup>. Der Kreuzaltar erhielt einen neuen Tabernakel. Auf den

<sup>131</sup> Ebd.

<sup>132</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, August 1982.

<sup>133</sup> Ebd.

<sup>134</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. StHBA Ulm I, 25. November 1983.

1809 von der württembergischen Regierung beschlagnahmten und später ins Schweizer Katharinenkloster Wil verbrachten Rokoko-Tabernakel, der eine Zeitlang erhältlich gewesen wäre, mußte man leider verzichten. Die alten Kirchenbänke hatten 1978 ausgedient, ihre Docken fanden an den neuen Bänken wieder Verwendung<sup>135</sup>. 1984 wurde der Kreuzaltar konsekriert; damit war die Instandsetzung des Innenraums offiziell abgeschlossen<sup>136</sup>.

Der Kirchenraum – wie er sich heute zeigt

Und so zeigt sich die Georgskirche heute dem Besucher: Das Erscheinungsbild der Ausstattung ist auf einen Stand gebracht, der, nebulös formuliert, demjenigen um 1750 entsprechen sollte. Das Gehäuse bietet dazu eine Kulisse, die im Stil teils des ersten, teils des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts dekoriert ist. Dann, so wird in diesem Raum suggeriert, soll lange Zeit nichts geschehen sein, bis endlich vor kurzem die Beschlüsse des Zweiten Vaticanums diskret ausgeführt wurden und unauffällig auch der Gemeinde ein angemessener Komfort verschafft wurde. Am Ende der Instandsetzung und unter dem Strich steht in Ochsenhausen ein Kirchenraum, der, mit Engagement für die Sache und größter Sorgfalt restauriert, sich zweifelsohne ausgesprochen harmonisch und liebenswert zeigt, den es jedoch in dieser Form nie gegeben hat. Der Raum ist eine Fiktion, ein Traumbild und fast zu schön, um jemals wahrgewesen zu sein. An die zukünftigen Generationen – oder: so lange es eben hält und gefällt – wird hier ein konstruiertes Erscheinungsbild und damit keine historische, sondern eine moderne, unserer Zeit entwachsene Realität weitergegeben.

## Die Arbeiten im Konvent und im Klosterhof

Die Prälatur

Ab 1969, noch bevor im Herbst 1972 ein Programm für die Restaurierung der Konventgebäude erstellt war, wurde an der Prälatur gearbeitet. Zunächst wurden die Räume im Innern für die Verwaltung und Leitung des Gymnasiums umgebaut. Der Hausmeister erhielt im nördlichen Bereich eine Wohnung, die über zwei Stockwerke angelegt und durch eine neu eingezogene Treppe erschlossen war.

Als konservatorischer Beitrag zur Instandsetzung wurden die Stuckdekoration und die Deckenbilder der im Barock ausgestatteten Räume (Abtsgemächer, Kapelle) – sofern nicht schon früher geschehen – gereinigt, freigelegt und ergänzt.

<sup>135</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 6. April 1978.

<sup>136</sup> An der Chor-Orgel wurde noch von 1986 bis 1988 gearbeitet.



Abb. 23: Westflügel des gotischen Kreuzgangs im Untergeschoß der Prälatur (nach Norden) nach der Instandsetzung. Photo um 1987

Bei der Gelegenheit fand sich über dem Südzimmer der ehemaligen Abtsgemächer die hölzerne Kasettendecke wieder, die am Ende des 16. Jahrhunderts und zeitgleich mit derjenigen der Audienzhalle entstanden ist, und Fragmente einer Wanddekoration wohl des 18. Jahrhunderts wurden freigelegt. Der alte Putz wurde an den Stellen entfernt, wo keine Dekorationen aufgebracht waren, und durch einen neuen Putzauftrag ersetzt. Anschließend wurde an der Außenfront der alte Putz mit fünf unterschiedlichen Fassungsschichten vollständig entfernt<sup>137</sup>. Ein neuer Putz wurde aufgebracht und die Farbfassung analog zu einem Befund so rekonstruiert, daß sie *den spätmittelalterlichen bzw. Renaissance-Habitus des Gebäudes hervorheben* sollte: strahlend weißer Grundton, lasierend blauer Maßwerkfries, sandsteingraue Gesimse und dunkle Fensterhölzer.

<sup>137</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Aktenvermerk vom 13. September 1972.

Mittelalterliche Baubestände waren – und sind – noch immer von einem besonderen Flair umgeben und deshalb in hohem Maß publikumswirksam. 1973 wurde deshalb beschlossen, daß der Westflügel des gotischen Kreuzgangs im Untergeschoß der Prälatur *der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden sollte*<sup>138</sup>. Teile im Maßwerk und einige Gewölberippen mußten hierfür erneuert werden (Abb. 23). Der alte Zugang von der Kirche aus jedoch wurde zugunsten des Zugangs vom Konvent her nicht wieder geöffnet, und so bleibt auch heute dieser Bereich den meisten Besuchern verborgen; denn der Konvent ist der Landesmusikschule vorbehalten und nur nach Anmeldung zu besichtigen.

#### Das Konventgebäude

Der Konvent war zwischenzeitlich recht heruntergewirtschaftet. Im Armarium hatten bis in die 50er Jahre von der Ausstattung aus klösterlicher Zeit noch immer einige Schränke, Tische und Vitrinen gestanden (Abb. 24). Nach und nach verschwanden sie aber, wurden verheizt oder fielen sonstwie der Ignoranz zum Opfer. Gleiches widerfuhr den alten Bücherkästen und Regalen im Bibliotheksaal, die bislang noch immer mit Restbeständen der klösterlichen Büchersammlung bestückt waren (Abb. 25 a). Erst in den 60er Jahren ging auch diese Möblierung verloren – nur die Regale der Empore überstanden die „Entrümpelungsaktion“ (Abb. 25 b). Der Pachtvertrag für den Kapitelsaal, der seit 1840 für evangelische Gottesdienste zur Verfügung stand, war von der Finanzverwaltung schon 1968 gekündigt und der Raum dem Aufbaugymnasium zur Nutzung überlassen worden.

Das Programm für den Umgang mit den Konventgebäuden war nicht nur am *denkmalgerechten Umgang* orientiert, sondern selbstverständlich auch an der *Herstellung der nutzungsspezifischen Einrichtung für das Staatliche Aufbaugymnasium mit Internat*<sup>139</sup>. Dafür war eine Rundumerneuerung der Infrastruktur erforderlich, von der sämtliche Stockwerke und Räume betroffen waren. Diesem Ausbau fielen – um nur ein Beispiel für die Tragweite der Maßnahmen zu nennen – die alten, in großen Bereichen originalen Fenster und Fensterstöcke zum Opfer. Der Ausbau mußte auch behindertengerecht ausgeführt werden und schloß den Einbau einer neuen Küchenanlage für die Vollversorgung von etwa 200 Schülern ein.

Im Herbst 1974 begann die *durchgreifende Instandsetzung* im Nordflügel. Die Räume im Erdgeschoß wurden zu *Musikübungszellen* umfunktioniert. Parallel dazu gingen die Restaurierungsarbeiten in den Fluren vonstatten. Der Zyklus der

<sup>138</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Aktenvermerk des StHBA Biberach, 19. September 1973.

<sup>139</sup> Texttafel im Infozentrum Kloster Ochsenhausen, *Die Instandsetzung der Klosteranlage 1964–1992*, o.D.



Abb. 24: *Das Armarium vor der Renovierung mit Restbeständen des Mobiliars aus klösterlicher Zeit. Photo um 1950*



Abb. 25 a: *Bibliotheksaal mit Regalen und Restbeständen der klösterlichen Büchersammlung. Photo um 1920*

Deckengemälde von Franz Xaver Forchner (1716–1751) mit der Vita des hl. Benedikt von Nursia, der sich über alle vier Flügel im Erdgeschoß des barocken Kreuzgangs erstreckt, war stark geschädigt. Die in Secco-Technik ausgeführten



Abb. 25b: *Der Bibliotheksaal nach der Instandsetzung. Photo 1969*

Ölgemälde hatten teilweise bis zu 40 % ihrer originalen Farbschicht verloren. Sie wurden gereinigt, gefestigt und mit *farblich angepaßten Ausbesserungen* versehen<sup>140</sup>. Bis zu 16 Farbschichten waren auf den Stukkaturen aufgetragen. Sie wurden bis auf den Grund bzw. bis auf die Reste der Erstfassung entfernt, um mit einem Kalklasanstrich neu gefaßt zu werden. Da der Bibliotheksaal nun nicht mehr möbliert war, konnte er zum stimmungsvollen Rahmen für Konzerte, Ausstellungen und Veranstaltungen hergerichtet werden. Trotz der ausgesprochen qualitätvollen Ausstattung mit den Deckenbildern von Joseph Anton Huber und den Stukkaturen vom Ende des 18. Jahrhunderts hält die Finanzverwaltung es heute für *denkmalpflegerisch unbedenklich*, den Ochsenhausener Bibliotheksaal gegen einen Obolus auch an Firmen und Privatpersonen zu vermieten<sup>141</sup>.

Sukzessiv wurden im Ostflügel die Internatsräume hergerichtet (Tafel 3)<sup>142</sup>. Auf die Wiederherstellung der marmorierten Fassung der Türblätter, von denen die meisten in späterer Zeit ausgewechselt worden waren, und der Türgewände

<sup>140</sup> Zur Ikonographie, Technik und Ausbesserung des Gemäldezyklus im barocken Kreuzgang sowie zu Franz Xaver Forchner vgl. HÜMMELCHEN 1996.

<sup>141</sup> *Wir laden Sie ein, herzlich willkommen!* Werbebroschüre, Ulm 1998.

<sup>142</sup> Die Auskunft zu den Maßnahmen, die im Konvent durchgeführt wurden, verdanke ich Rupert Duschl (wie Anm. 87).

wurde aus Kostengründen verzichtet. Nur an den zwei Türen, die zu den repräsentativen, reich stuckierten Absträumen im ersten Stock führen, wurde die Marmorierung rekonstruiert.

Mit großem Aufwand wurden auch die beiden Treppenhäuser instandgesetzt<sup>143</sup>. Im Fischer-Treppenhaus wurde das Deckengemälde von Bergmüller gereinigt, die noch vorhandenen Vasen erhielten eine neue Fassung, die fehlenden wurden nicht mehr ergänzt. Der Stuck und die Atlanten wurden ausgebessert und entsprechend ihrer Erstfassung bzw. nach restauratorischem Befund neu gefaßt. Im Treppenhaus des Südflügels, dem sogenannten Steintreppenhaus, wurden die Stukkaturen bis auf Grund, bzw. bis auf die wenigen noch vorhandenen Reste der Erstfassung freigelegt und ebenfalls ausgebessert. Die Wand- und Deckenbilder wurden gereinigt, die beträchtlichen Fehlstellen in der Farbfassung nach Befund rekonstruiert, die Rokokoziervasen erhielten eine neue Fassung.

Im mächtigen Saal des Refektoriums war ein schwieriges statisch-konstruktives Problem zu lösen. Das breit gelagerte Raumbild erhielt der Saal 1740, als bei seiner Umgestaltung und Neuausstattung eine Stützenreihe in der Mittelachse entfernt wurde. Die Spannweite, die nun von den Deckenbalken allein überbrückt werden mußte, war ungewöhnlich groß. Außerdem war die Decke gleichzeitig auch Fußboden des darüberliegenden, stark frequentierten Musikzimmers<sup>144</sup> und insofern um so mehr in ihrer Tragfähigkeit gefährdet. Darüber hinaus war auch die südliche Außenwand ausgewichen. Man entschied sich dafür, die Wand durch Runderisen mit Spanschlössern zu sichern und die alten, am Auflager an- oder abgefaulten Holzbalken – 40 an der Zahl – durch Stahlträger zu ersetzen. Aber wie, ohne dabei weder die reichen Stukkaturen noch die Deckengemälde zu gefährden oder gar zu beschädigen? Die Lösung des Problems geriet zu einem ingenieurtechnischen Meisterstück<sup>145</sup>, das sich in groben Zügen so beschreiben läßt: Zunächst wurde die Deckenunterseite abgesprießt. Dann wurde auf Konsolen an den Wandvorlagen eine Hängekranbahn mit Laufkatze und Haspelzug eingebaut, über welche die Holzbalken aus- und die Stahlträger eingebaut werden konnten. Der Transport wurde durch die Fenster abgewickelt (Abb. 26). Der Eingriff war massiv. Aber immerhin: Der Strohlehmörtel in den Balkengefachen mußte nicht entfernt werden, denn er hatte noch immer eine gute Verbindung zur Stuckdecke, und die Erschütterungen konnten so gering gehalten

<sup>143</sup> Frdl. Auskunft von Rupert Duschl (wie Anm. 87).

<sup>144</sup> 1979 wurde das Musikzimmer restauriert. Im wesentlichen wurden die vorhandenen Wasserschäden beseitigt sowie die Deckenbilder freigelegt, gereinigt, ergänzt und gefirnist. Die Farbigekeit der Stuckdecke wurde nach restauratorischem Befund rekonstruiert, die Wandschränke im Erker wurden neu gefaßt und gefirnist. Vgl. LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Richard Roth, Schwemmerhofen, 26. April 1979 und 12. Juli 1979.

<sup>145</sup> Planung und Bauleitung: StHBA Ulm I; Statische Prüfung und bautechnische Überwachung: Dipl.-Ing. E. Speidel, Ulm; Statik und konstruktive Bearbeitung: Dipl.-Ing. H. Messmer, Biberach; Beratung: Prof. Dr.-Ing. Fritz Wenzel, Karlsruhe. – Eine genaue Beschreibung der Maßnahmen in: Reichsabtei Ochsenhausen, S. 58 – 61.



Abb. 26: *Einschieben der Stahlträger in die Decke über dem Refektorium durch Öffnungen in der Außenwand. Photo 1978*

werden, daß die Ausbesserungsarbeiten, die hinterher an den Stukkaturen vorgenommen werden mußten, gering waren.

1981 galt das Innere des Konvents als fertiggestellt. Schon vier Jahre später, 1985, war davon die Rede, daß das Staatliche Aufbaugymnasium aufgelöst werden sollte, um der *Landesakademie für die musizierende Jugend in Baden-Württemberg* Platz zu machen. Als der Einzug der Landesmusikschule 1987 beschlossen war und das Aufbaugymnasium daraufhin aufgelöst wurde, setzten im Konvent schon wieder Umbau- und Anpassungsarbeiten ein<sup>146</sup>. Der gesamte Sanitärbereich wurde erneut modernisiert, die Übungszimmer und Unterrichtssäle, zu denen jetzt auch das Armarium und der Kapitelsaal gehörten, erhielten eine schalldämpfende Wand- und Ausstattungsverkleidung. 1989 waren auch die Arbeiten an der Sternwarte abgeschlossen. Der große Azimutalquadrant wurde repariert und gilt heute als ein bedeutendes Monument der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte<sup>147</sup>.

#### Das Bräuhaus

Um dem gesteigerten Bedarf der Landesakademie an Konzert- und Aufenthaltsräumen gerecht zu werden, wurde 1989 das ehemalige Bräuhaus umgebaut (Abb. 27 a, b). Das Fundament wurde neu unterfangen, das verputzte Backsteingewölbe im Erdgeschoß freigelegt und ausgebessert, die Wände neu verputzt, und der Fußboden erhielt einen roten Kunststeinplattenbelag. Der östliche Bereich, der 1944 eingestürzt und anschließend nur provisorisch repariert worden war, erhielt an dieser Stelle eine neue stützenfreie, von Außenwand zu Außenwand gespannte Dachkonstruktion und eine Betondecke über dem Erdgeschoß. Die Böden der Dachgeschosse wurden entfernt, so daß nun die Dachschrägen, Teile des Dachstuhls und der Fußboden des dritten Geschosses den Raumabschluß über dem Konzertsaal im Obergeschoß bilden<sup>148</sup>. Das Gebälk mußte aus akustischen Gründen mit einem porenschließenden Anstrich versehen werden. Auf den behindertengerechten Ausbau der doppelläufigen Eingangstreppe wurde als Entgegenkommen an den Denkmalschutz verzichtet.

#### Die Außenrenovierung

Zwischen 1980 und 1983 wurde das Äußere von Kirche und Klausur erneuert<sup>149</sup>. Die zehn Jahre, die zwischen der Instandsetzung der Prälatur und des Konvents lagen, machten sich im Umgang mit der historischen Bausubstanz deutlich be-

<sup>146</sup> StHBA Ulm I Ochsenhausen, 26. Januar 1987.

<sup>147</sup> Vgl. Das Kloster Ochsenhausen 1989.

<sup>148</sup> StHBA Ulm I Ochsenhausen, 26. Januar 1987.

<sup>149</sup> Vgl. HAUFFE 1994, S. 755. – Zur Farbgebung am Turm vgl. LDAT Ortsakten Ochsenhausen. StHBA, 7. August 1980.



Abb. 27a: *Bräuhaus vor der Instandsetzung, Westansicht. Photo um 1968*

merkbar: Der vorhandene Putz wurde nun nicht mehr abgenommen und durch einen neuen ersetzt, sondern *soweit überhaupt möglich erhalten und nur überarbeitet*; auf die Freilegung der frühbarocken Brüstungsbemalungen an den Tür-



Abb. 27b: *Bräuhaus nach der Instandsetzung, Westansicht. Photo 1999*

men wurde zugunsten der aufstukkerten Fensterumrahmungen, die wohl zu der Neugestaltung der Ost- und Südfassade des Klosters im Jahr 1737 gehören, verzichtet<sup>150</sup>.

<sup>150</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. StHBA Ulm I, 9. Juni 1982.

Die Farbigkeit in Gelb und Weiß, die den Fassaden verliehen wurde, orientierte sich an einem Befund, der ins 18. Jahrhundert datiert werden konnte: Es gab ein für die Barockzeit typisches Wechselspiel von innen und außen. Die Fassaden, die den Höfen innerhalb der Klosteranlage zugekehrt waren, trugen eine weiße Architekturgliederung auf gelben Wandflächen, während die Fassaden, mit denen sich das Kloster der Außenwelt zeigte, eine gelbe Gliederung auf weißem Grund trugen.

Bevor die Kirchenfassade einen neuen Anstrich erhielt, mußten, obwohl die letzte Instandsetzung noch nicht einmal 20 Jahre zurücklag, Reparaturarbeiten ausgeführt und Steine ausgewechselt werden, denn der mürbe Rohrschacher Sandstein war bereits wieder geschädigt<sup>151</sup>. Der Stein wurde vorgefestigt und armiert, bevor ein weicher, der Steinqualität angepaßter Mörtel angetragen wurde. Anschließend wurde die gesamte Fassade gefestigt. Anstelle von Silicatfarben, die, so wurde vermutet, auf dem witterungsempfindlichen Molassesandstein schon bald wieder in Schuppen abgegangen wären, wurde ein pigmentierter Kalkanstrich aufgetragen (Tafel 6).

#### Der Fruchtkasten

Als in den 1980er Jahren die landeseigenen Gebäude des Wirtschaftshofs hergerichtet wurden, unterzog man auch den massigen, exponiert gelegenen Fruchtkasten einer Renovierung<sup>152</sup>. Bei den Umbauarbeiten, die 1984 einsetzten, kamen übrigens im Betonboden Reste des Konstruktionsbüros der Luftwaffe aus dem Zweiten Weltkrieg wieder zutage<sup>153</sup>. Schon 1960 waren an der westlichen Giebelseite auf private Initiative hin die dekorativen Fenstereinfassungen der Barockzeit freigelegt und ergänzt worden. Analog zu den Malereresten, die an den Längsseiten aufgedeckt wurden, erhielt der Fruchtkasten 1984 auf allen vier Seiten die Bemalung, die ihm wohl in der Mitte des 18. Jahrhunderts verliehen worden war. Die Halle im Erdgeschoß wurde für Ausstellungen und Veranstaltungen ausgebaut und die vermauerten Arkaden wieder geöffnet (Abb. 28). Die beiden oberen Stockwerke sind ungenutzt und besitzen noch immer die Raumaufteilung aus der Nachkriegszeit, als Zwischenwände eingezogen wurden, um Behelfswohnungen für Flüchtlinge zu schaffen. Das Dach wurde repariert und neu eingedeckt, der Außenputz erneuert.

<sup>151</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. Technisches Protokoll der Besprechung am 6. Juli 1983.

<sup>152</sup> Die Informationen über den Fruchtkasten von Rupert Duschl (wie Anm. 87).

<sup>153</sup> Frdl. Auskunft von Rupert Duschl (wie Anm. 87).



Abb. 28: Die ausgebaute Halle im Erdgeschoß des Fruchtkastens mit geöffneten Arkaden an der Nordseite. Photo 1993

#### Das Stallgebäude – ein massiver Bau der Spätgotik

Ein besonderer Fund erregte 1981 die Aufmerksamkeit der Denkmalschützer: An dem großen, massiven Scheunengebäude an der Südseite des Wirtschaftshofs, das aus dem späten Mittelalter stammt und bereits im Kunstdenkmälerband von 1914 besondere Erwähnung findet<sup>154</sup>, kamen 1981 Befunde der ehemaligen gemauerten und gemalten Außengliederung zu Tage. *Es ist einer der wenigen markanten Zeugen aus dieser wichtigen Epoche des Klosters, das dann weitgehend barockisiert wurde. Das Landesdenkmalamt legt großen Wert nicht nur auf eine Dokumentation und die Erhaltung der Befunde, sondern auch auf eine Restaurierung der mittelalterlichen Putz- und Farbfassung zumindest des Giebels*<sup>155</sup>.

Das Anliegen der Denkmalpflege wurde bei der Instandsetzung des Stallgebäudes, das ursprünglich vielleicht einmal als sakrales Bauwerk errichtet worden war und jetzt vom Reit- und Fahrverein Ochsenhausen genutzt wurde, berücksichtigt (Tafel 4).

<sup>154</sup> Die Kunst- und Alterthumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Donaukreis, 1. Bd. 1914, S.202.

<sup>155</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 17. Juli 1981.

### Denkmalpflege an Gebäuden in Privatbesitz

Nicht immer konnte sich das Hochbauamt einen zimperlichen Umgang mit dem historischen Baubestand leisten, wenn es darum ging, in den landeseigenen Gebäuden für neue Nutzungen und Nutzer ingenieurtechnische, handwerkliche und gestalterische Lösungen zu finden. Gemessen daran muten die wenigen Häuser und Gebäude, die sich noch in Privathand befanden, bisweilen wie eine Spielwiese an, auf der sich die Denkmalschützer tummeln konnten. Detailfreudig wurden die Eigentümer mit Vorschriften überhäuft. Dazu ein Beispiel: 1975 stimmte das Landesdenkmalamt der Instandsetzung des Gebäudes Nr. 19 im Schloßbezirk unter folgenden Voraussetzungen zu:

1. *Falls eine Neueindeckung des Daches sich als notwendig erweisen sollte, sind naturrote, raubgestrichene Biberschwänze zu verwenden.*
2. *Die Dachgauben sind unverändert zu belassen.*
3. *Sollten die Fenster erneuert werden, so sind sie als zweiflügelige Sprossenfenster auszubilden. Die Fensterläden sind zu erneuern bzw. instanzzusetzen.*
4. *Die Gewölbe im Erdgeschoß des Hauses sind zu erhalten.*
5. *Der Treppenlauf in der Erdgeschoßgewölbehalle sollte erhalten bleiben.*
6. *Die Holzdecken im Obergeschoß sollten erhalten werden.*
7. *Putz und Farbgebung sind im Einvernehmen mit dem Denkmalamt zu bestimmen*<sup>156</sup>.

### Platz- und Gartenanlagen

Der Vorgabe, die *zeitgemäße Nutzung zu berücksichtigen und dabei auch auf die historischen Gegebenheiten Rücksicht zu nehmen*<sup>157</sup>, versuchte man ebenfalls Rechnung zu tragen, als 1979 damit begonnen wurde, die Außenanlagen herzurichten. Der Innenhof des Konvents bestand aus zwei ursprünglich durch eine niedrige Mauer voneinander getrennten Parterres, dem höher gelegenen *Konventhof* und dem unteren *Lesehof*. Beide Höfe wurden zusammengeführt. *Ohne weitere Anlehnung an einen möglicherweise hier einmal vorhanden gewesenen gotischen Kreuzgarten*<sup>158</sup> wurde der Innenhof mit den gestalterischen Elementen moderner Gartenarchitektur, die auch den offen geführten Verlauf des Krumbachs einbezogen, angelegt (Tafel 5). 1996 schließlich erhielt der Klostergarten im Osten ein neues Gesicht. Hier sollte die Gestaltung auf die Symmetrie des Bauwerks, sprich: der talwärts gerichteten Hauptfassade, eingehen<sup>159</sup>.

<sup>156</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 13. Oktober 1975.

<sup>157</sup> Texttafel im Infozentrum Kloster Ochsenhausen, *Die Instandsetzung der Klosteranlage 1964–1992*, (o. D.).

<sup>158</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen. StHBA Ulm I, 14. November 1979.

<sup>159</sup> LDAT Ortsakten Ochsenhausen, 2. November 1995.

Die unpräzise Gestaltung gerade der bedeutendsten Freifläche innerhalb der Abtei, des Platzes vor der Kirche (Tafel 6), mag ihre Ursache in einem persönlichen Anliegen haben, welches Wolfram Noeske 1978, kurz bevor er in den Ruhestand ging, an das Staatliche Hochbauamt richtete: *Gewähren Sie dem Scheidenden eine Bitte: Lassen Sie in Ochsenhausen den Eingangshof um die Mariensäule bestehen als Sandfläche wie bisher: Streng, öde, beiläufig. Mit dieser anspruchslosen Fußbodenebene lebt hier die Architektur, deren Aussehen trotz geänderter Nutzung ebenfalls geblieben ist wie bisher. Zwingen Sie dieser Ebene keine gestaltete Anlage auf*<sup>160</sup>.

#### Das Torgebäude

Nachdem das Hof- und Gasthaus, jetzt wieder klangvoll als Fürstenbau bezeichnet, 1991 zur Hauptschule umgebaut worden war, verlagerten sich die Baumaßnahmen in den peripheren Bereich der Klosteranlage und kamen nach und nach zur Ruhe. Das Torgebäude wurde umgebaut und außen erneuert (Putz, Anstrich, Dachdeckung; Abb. 29). Westlich am Torgebäude war um 1840 ein Wirts- und Gasthaus mit dazugehörigem Ökonomiegebäude auf der gegenüberliegenden



Abb. 29: Torgebäude von Südosten vor der Instandsetzung. Photo, um 1968

<sup>160</sup> Ebd., 19. April 1978.



Abb. 30: Die Gebäudegruppe westlich am Torgebäude. Heute ist hier das Forstamt untergebracht. Photo 1999

Straßenseite entstanden, *Gasthof zum Schloß* genannt<sup>161</sup>. 1918 wurde dieses Gebäude an die Ordensgemeinschaft der Franziskanerinnen aus Reute bei Waldsee verkauft, die hier eine land- und hauswirtschaftliche Schule einrichteten und dem Gebäude eine Kapelle hinzufügten (Abb. 30). 1953 wurde die Schule in ein Altersheim umgewandelt, und 1985 fand ein erneuter Besitzer- und Nutzerwechsel statt: Das Altersheim zog aus, das Land kaufte das Gebäude und verlegte 1993 das Forstamt hierher.

#### Das Klostermuseum

Das Forstamt wiederum war bislang im Ostflügel des Fürstenbaus untergebracht. Als vorläufig letzte Maßnahme wurde dieser Teil des Fürstenbaus, nachdem das Forstamt ausgezogen war, zum Museum umgebaut. Gehandelt wurde hier auf der Grundlage einer baugeschichtlichen und restauratorischen Untersuchung von 1992 entsprechend der heute für den Umgang mit historischen Gebäuden aktuellen Richtlinie: *So viel wie nötig und so wenig wie möglich* in die historische Substanz eingreifen, oder: *das Denkmal als Geschichtszeugnis* zu erhalten, oder: *ei-*

<sup>161</sup> Vgl. hierzu und im folgenden: StHBA Ulm I Ochsenhausen, Juni 1993.

nen sensiblen Umgang mit der historischen Bausubstanz und deren Erhalt, so weit dies möglich und sinnvoll ist<sup>162</sup>, zu pflegen.

*Für die Räume des zukünftigen Museums bedeutete dies konkret: Das alte Hängewerk im Dachstuhl wurde repariert, nicht erneuert. Die in nachklösterlicher Zeit in den beiden Haupträumen eingezogenen Decken und Zwischenwände wurden herausgebrochen und anschließend die barocken Stuckdecken freigelegt, gesichert und ergänzt. Ihre Farbfassung erhielten sie nach dem Untersuchungsbefund des Restaurators. Die nicht historischen Flurwände und Rauntrennwände wurden entfernt. So entstanden im Erdgeschoß auf der West- und Ostseite wieder die historischen Raumfluchten, im Obergeschoß zwei große Säle und das stützenfreie Foyer<sup>163</sup>.*

Ausgenommen den Solnhofner Marmorbelag in diesem Foyer wurden überall neue Böden eingezogen. Die Erfahrungen, die man mit der Holzbalkendecke im Refektorium des Konvents gemacht hatte, konnten angewendet werden: Auch hier wurden Stahlträger zwischen den zwei Stockwerke eingebaut, um einerseits den Stuck, andererseits aber auch die Vitrinen und Exponate vor Erschütterungen zu schützen. Die alten Holzbalken jedoch blieben an Ort und Stelle; sie tragen noch die Decke. Der vorhandene Putz an den Wänden wurde nicht entfernt, nur ausgebessert. Sämtliche Reparaturarbeiten wurden, so weit möglich, nach traditionellen Handwerkstechniken ausgeführt.

Dennoch: bei aller Zurückhaltung, die vom neu Hinzugefügten und der musealen Ausstattung ausgeht, und bei allem Respekt, der hier dem alten Gebäude entgegengebracht wurde, haben auch diese Räume nicht den Flair des wirklich Alten. Aber das haben wahrscheinlich alle Räume, auch die alten, so an sich, wenn sie neu gemacht sind, und wirklich alt wird auch dieses Gebäude erst dann wieder aussehen, wenn das Neue als solches gealtert sein wird. Im August 1999 wurde das Museum eröffnet. Die wertvollen Bestände an liturgischem Gerät, Paramenten, Gemälden und Skulpturen, die bislang noch in der Sakristei und den anschließenden Räumen geruht hatten, wurden hierher gebracht. Sie repräsentieren mit Sicherheit den bedeutendsten Bestand des Museums, das einen abgerundeten Überblick über die Geschichte der Abtei und ihr künstlerisches und kulturelles Wirken bietet.

## Ochsenhausen heute

Gemessen an der wechselvollen Geschichte, die Ochsenhausen von 1803 bis heute durchlebt hat, ist – äußerlich betrachtet – doch erstaunlich viel vom ehemaligen Klosterensemble erhalten geblieben. Im Großen und Ganzen haben sich die baulichen Strukturen der Gesamtanlage seit der Klosterzeit nicht wesentlich ge-

<sup>162</sup> Kloster Ochsenhausen. Faltblatt 1999.

<sup>163</sup> Ebd.

ändert – weder durch Abrisse noch durch Neubauten. Seit die ehemalige Abtei 1825 unter württembergische Herrschaft kam, hat die Nutzung ständig gewechselt und wurde zunehmend intensiver. Daß dabei der historische Baubestand als solcher erheblich gelitten und sich verändert hat, liegt auf der Hand. Laufend wurde das Innenleben der Gebäude den neuen Erfordernissen angepaßt; Wände wurden herausgerissen, neue eingezogen, Rohre und Leitungen wurden verlegt und wieder entfernt, Böden erneuert und wieder abgenutzt, Putz und Farbe wurden aufgetragen und fielen auch wieder ab.

Es war nur konsequent, daß angesichts der so wechselvollen Geschichte der Ochsenhausener Klostergebäude auch die letzte Instandsetzung sich im Grunde genommen an der geforderten Nutzung ausrichtete: Ochsenhausen war nun aber nicht mehr nur Schule, es war im Lauf seiner wechselhaften Geschichte auch zum Denkmal avanciert, und zwar zum modernen Denkmal, das von modernen Menschen genutzt und goutiert werden und den hohen Ansprüchen an Komfort, Ästhetik und pflegeleichter Reinhaltung – außen wie innen – gerecht werden sollte. Nicht nur *schrittweise* und *kontrollierte Planungen*, sondern auch *phantasievolle technische und gestalterische Entwürfe* bildeten die Grundlage dafür, daß am Ende hier ein *Werk* entstand, das *vorrangig die gottesdienstlichen Bedürfnisse einer engagierten Gemeinde erfüllt*. Es sollte *aber auch den künstlerischen und formalen Ansprüchen aus diesem hochwertigen Baudenkmal* genügen<sup>164</sup>.

In diesem zusammenfassenden Rückblick auf das Geleistete erscheint der Stellenwert des historischen Bauwerks im Gefüge der divergierenden Interessen, die zusammengeführt werden mußten, besonders deutlich: Selbstbewußte Architekten und Ingenieure haben hier mit schöpferischer und erfinderischer Gabe Bauwerke und Gebäude hinterlassen, die für eine hochintensive Nutzung angelegt sind. Erst in zweiter Linie flossen die Ansprüche des Baudenkmal auf seinen Quellenwert als Geschichtszeugnis ein, auf die Bewahrung seiner originalen Substanz und Oberflächen. An den historischen Gebäuden des Konvents und des Wirtschaftshofs sind oft nicht viel mehr als die Außenwände und das statische Gefüge erhalten geblieben.

Dennoch: *Ochsenhausen ist genutzt wie noch nie und gleichzeitig auch so schön wie noch nie*<sup>165</sup>. Der Konvent wurde im 18. Jahrhundert für ungefähr 50 Mönche ausgebaut. Die Landesakademie verfügt heute als größte musikalische Bildungsstätte Deutschlands über 143 Betten und zählt pro Jahr 33 000 Teilnehmertage<sup>166</sup>. Die Georgskirche ist nach wie vor Pfarrkirche mit relativ stark frequentierten Gottesdiensten. Die Eigenschaft als Denkmal beschert dem Kloster ebenfalls nicht unerhebliche Besucherzahlen. Durch die ausgesprochen niveauvollen Konzerte in der Kirche und die Ausstellungen und Veranstaltungen im Bibliotheksaal

<sup>164</sup> HAUFFE 1994, S.742.

<sup>165</sup> Prof. Dr. Bruno Ernst, Direktor der Landesakademie für die musizierende Jugend in Baden-Württemberg, Ochsenhausen, während eines Gespräches am 1. September 1999.

<sup>166</sup> Frdl. Auskunft von Bruno Ernst (wie Anm. 165).

und im Fruchtkasten hat sich die Klosteranlage, die für eine angenehme, stimmungsvolle Kulisse sorgt, einen überregionalen Namen gemacht. Ihrem Typ, ihrer Geschichte und ihrer Bedeutung nach sind die Gebäude der ehemaligen Abtei sehr unterschiedlich, sie bilden als Gesamtanlage jedoch eine organische Einheit. Die Aufgabe, die in diesem Sinn nicht gerade homogene Bebauung innerhalb der Klostermauern für eine hochintensive Nutzung herzurichten und ihr obendrein auch noch ein befriedigendes ästhetisches Konzept zu verleihen, wurde gelöst, und dem ist großer Respekt zu zollen. *Kloster Ochsenhausen*, wie es heute wieder genannt wird, ist ein denkmalgeschütztes Ensemble, in dem modernes Leben hinter historischen Mauern möglich gemacht wurde. Hier, so scheint es, wurde die Quadratur des Kreises vollzogen.

## Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der Säkularisation

### Zwischen Abriss, Nutzung und Erhalt

Von dem mit selbstbewußter Geste im Zuge der Säkularisation angeeigneten klösterlichen Besitz, der Liegenschaften und Immobilien hatten sich Baden und Württemberg eine erhebliche Verbesserung ihrer desolaten Finanzlage versprochen. Daß dieser Zugewinn geringer als erwartet ausfiel, war nicht zuletzt der enormen Masse an Gebäuden zuzuschreiben, an deren Baulast die neuen weltlichen Eigentümer schwer zu tragen hatten. Die sinnvolle Nutzung oder lukrative Veräußerung ließ sich nur in beschränktem Maß bewerkstelligen, und so wurden aus den einstmals begehrten rasch ungeliebte Objekte.

Zwischen der flächendeckenden Aufhebung der Ordensniederlassungen und unserer Gegenwart liegen bereits wieder 200 Jahre. Nicht nur die Anforderungen der jeweiligen Nutzer, auch die sich ständig wandelnden Vorstellungen auf der Seite der Denkmalpflege haben in der nachklösterlichen Zeit das Erscheinungsbild dieser Anlagen weiter geformt. Um den Denkmälern als Geschichtszeugnissen gerecht zu werden und um den überlieferten Baubestand würdigen zu können, müssen die Veränderungen der jüngeren Vergangenheit ins Bewußtsein gerückt werden.

Als die klösterlichen Immobilien in staatlichen oder auch privaten Besitz übergegangen waren, ging es immer um dieselbe Frage: Was soll mit den Gebäuden geschehen, damit sie keine Kosten verursachen und einen möglichst hohen Gewinn bringen? Die Konsequenzen waren ebenso logisch wie unspektakulär: Erhalten blieb nur, was auch weiter gebraucht und genutzt wurde, alles andere verschwand. Den zweiten Weg ging die große Mehrzahl der Gebäude; sie wurden abgerissen, damit wenigstens das Baumaterial noch versilbert werden konnte. Zahllose Klein- und Kleinstbauten auf ehemals klösterlichem Terrain waren davon betroffen, Eremitagen, Wallfahrtskirchen und besonders auch die Ordensniederlassungen in den Städten. Oft blieb von einer großen Abtei – wie im Fall von Schuttern, Ettenheimmünster und Schwarzach – nur die als Pfarrkirche genutzte Klosterkirche erhalten, während die stattlichen, häufig barocken Konventgebäude abgerissen wurden. Einige Klöster – wie Stift Odenheim im Kraichgau und das Frauenkloster Maria Hof bei Donaueschingen – wurden komplett bis auf die Grundmauern abgetragen.

Erhalten blieben nur die Gebäude, die auch nach der Säkularisation weiter genutzt wurden. Das Spektrum der neuen Verwendungsarten war breit. Die klösterlichen Gehäuse wurden zu Fabriken, Lagerhallen, Gehöften, Gefängnissen,

Heimen, Schulen, Kasernen, Krankenhäusern, Verwaltungszentren, Wohnräumen, Ställen – oder auch wieder zu Ordensniederlassungen.

#### 1. Beispiel: Kloster Maulbronn

Gleichzeitig, in der Spätromantik, erlebten die großen Klosteranlagen, die ihr mittelalterliches Erscheinungsbild bewahrt hatten, die Wiederentdeckung als einzigartige Zeugnisse einer weit zurückliegenden Vergangenheit. Als beliebtes Ausflugsziel und bekannte Sehenswürdigkeit gewannen sie relativ früh den Status eines schützenswerten Baudenkmals. Die mittelalterliche Kulisse sollte sich ab nun nach Möglichkeit nicht mehr ändern.

#### 2. Beispiel: Kloster Lichtenthal

Anderer Klosteranlagen gewannen als Denkmäler der vaterländischen oder auch der nationalen Geschichte neue Wertschätzung und wurden deshalb auf besondere Weise geschützt. Der Umgang mit diesen Bauwerken war an ihrer Außenwirkung als Denkmäler ausgerichtet. Sie wurden weniger bewahrend, als vielmehr gezielt gestaltend behandelt, um ein bestimmtes Geschichtsbild oder eine politische Idee zu vermitteln.

#### 3. Beispiel: Kloster Allerheiligen

Darüber hinaus gab es Ordensniederlassungen, die durch die neue, nachklösterliche Nutzung – manchmal auch durch die Nichtnutzung – erheblichen Schaden erlitten, anschließend als Steinbrüche offengelassen wurden und weiter zerfielen, um als Ruine zu verbleiben. Ein ruiniertes Kloster, das außerhalb irgendwelcher Siedlungsgemeinschaften lag und in eine malerische Landschaft eingebettet war, bot romantisch-melancholisch veranlagten Naturen einen wunderbaren Seelen Spiegel. Hier mußte nicht nur historische Substanz, sondern auch sehr viel weniger Konkretes erhalten und gepflegt, ja immer wieder neu geschaffen werden: Ästhetik, Atmosphäre und Stimmung.

#### 4. Beispiel: Kloster Ochsenhausen

Die große Mehrzahl der Klosteranlagen schließlich war aber nicht im Mittelalter, sondern in der Barockzeit errichtet oder erneut überbaut worden. Erst spät wurde dem Barock ein bau- oder kunsthistorischer Wert zugesprochen, und so blieben die zahlreichen kleinen Priorate und auch mehrere große Abteien dieser Architekturepoche bis weit ins 20. Jahrhundert hinein einfach „nur“ Immobilie, deren Baulast irgendwie wieder hereingewirtschaftet werden mußte. Als Kunsthistoriker und Denkmalschützer endlich auch sie zu würdigen wußten, war schon wieder sehr viel nachklösterliche Nutzungsgeschichte in die Gebäude eingezogen. Denkmalpflege konnte hier nur eingebracht werden, wenn sie mit den Bedürfnissen und Ansprüchen der Bewohner und Nutzer in Einklang zu bringen war.

Maulbronn, Lichtenthal, Allerheiligen und Ochsenhausen sind ehemalige Ordensniederlassungen, deren Schicksal in diesem Sinn jeweils beispielhaft für

ganze Denkmälergruppen interpretiert werden kann, denn die Geschichte und die Geschichten wiederholen sich an den Bauwerken und verbinden sie untereinander. Die Monographien der vier Anlagen und ihrer Vergleichsbeispiele sind jedoch keine unitären Gebilde; sie setzen sich aus einer Vielzahl unterschiedlicher Parameter zusammen. Wo die Parameter ähnlich angelegt sind, ergeben sich Parallelen, die Vergleiche mit anderen Klosteranlagen zulassen. Ändern sich die Parameter wieder, so nimmt die Geschichte eines jeden Bauwerks wieder den eigenen Verlauf und findet aktuelle Parallelen zu anderen Bauwerken. So ergeben sich inhaltliche Gruppierungen, die sich ständig neu überschneiden, sich durchmischen und auch wieder ordnen.

### **Prominente Baudenkmäler – Geschichtszeugnisse oder idealisierte Kulissen? Das Zisterzienserkloster Maulbronn im Vergleich**

#### **Evangelische Klosterschulen im Herzogtum Württemberg und die Säkularisation**

Das Zisterzienserkloster Maulbronn kam 1504 unter die Herrschaft des später protestantisch gewordenen Herzogs Ulrich von Württemberg. Durch die neue Klosterordnung von 1556 wurde Maulbronn – ebenso wie Bebenhausen, Herrenalb, Hirsau, Adelberg, Alpirsbach, Anhausen, Blaubeuren, Denkendorf, St. Georgen, Königsbronn, Lorch, und Murrhardt – zur Ausbildungsstätte für die zukünftigen Pfarrer der evangelischen Kirche im Herzogtum Württemberg. Die neue Aufgabe der Klöster schloß unmittelbar an ihre eigentliche Bestimmung an, nämlich als Bildungseinrichtung für den Pfarrernachwuchs zu dienen. Trotz Einführung der Reformation beließ man in Württemberg die Klöster in ihrer Tradition als geistliche Stiftungen.

Dies änderte sich erst 1806, im Anschluß an die Säkularisation von 1803. Aus der engen Verflechtung der evangelischen Klosterschulen mit der altwürttembergischen Verfassung ergab sich zwangsläufig, daß sie von den wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen der napoleonischen Zeit betroffen waren<sup>1</sup>. König Friedrich I. schaffte 1805 die Landstände ab, säkularisierte 1806 das Kirchengut und damit auch die Klöster, die nun zum unmittelbaren Staatsbesitz zählten. Die Klosterschulen wurden zu Körperschaften des öffentlichen Rechts und in *Evangelisch-theologische Seminare* umbenannt. Sie wurden einer durchgreifenden pädagogischen Reform unterzogen, die unter anderem den Turnunterricht in das Lehrprogramm aufnahm und endlich die klösterliche Kleiderordnung – die Alumnen steckten noch immer in schwarzen Kutten – aufhob.

---

<sup>1</sup> EHMER 1991, S. 10–44.

Die Zahl der Klosterschulen wurde auf zwei reduziert; neben Maulbronn hatte nur noch das evangelisch-theologische Seminar im 1802/03 säkularisierten Kloster Schöntal Bestand. Im Kloster Denkendorf wurde eine Zuckerfabrik eingerichtet. Blaubeuren wurde vorübergehend Kaserne, 1817 allerdings wieder neu als Schule besetzt. Die Klosterverwaltung in Bebenhausen wurde 1807 aufgelöst und die Klosterschule mit derjenigen in Maulbronn vereint. Das Kloster wurde königliches Jagdschloß und Sitz des Oberforstamtes.

Maulbronn, Bebenhausen, Alpirsbach (bereits nach 40 Jahren wieder geschlossen) teilen sich nicht nur die gemeinsame Vergangenheit als evangelische Klosterschulen. Ihre Gebäude beherbergten schon seit ungefähr 400 Jahren keine Mönche mehr, und dennoch hatte der Baubestand der Anlagen die Zeit ausgesprochen gut überdauert – obwohl oder gerade weil sie ununterbrochen, sehr heterogen, aber auch anspruchslos, das heißt ohne große Ansprüche an die Baulichkeiten, genutzt wurden: als Verwaltungszentren, als Behausungen, als Werkstätten, Schuppen, Lagerräume, Ställe und eben als Schulen. Wesentlich verändernde Eingriffe in den Baubestand der klösterlichen Zeit bildeten hier eher die Ausnahme. Maulbronn und Bebenhausen verband obendrein noch die Gemeinsamkeit, daß sie über ausgedehnte Wälder verfügten und der Landesfürst sie als Residenz und Stützpunkt für höfische Jagdveranstaltungen zu schätzen wußte.

### Die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Klöster als Denkmäler der Baukunst

Als das Alte Reich zugrunde ging und die Ständeordnung zerschlagen war, hatten die Romantiker in der weit zurückliegenden Vergangenheit des Mittelalters ihr gesellschaftliches Ideal gefunden. Das neue vaterländische Geschichtsbewußtsein war ein Substrat im fruchtbaren Nährboden der Romantik, auf dem die Begeisterung für die alten Bauwerke als Zeugnisse dieser Epoche rasch gedieh. „Entdeckt“ wurden sie von denjenigen, die sich mit der Landesgeschichte befaßten; breitere Kreise erhielten von ihnen durch die frühe Reiseliteratur, Belletristik und Dichtkunst Kenntnis. Eine neue Mobilität und die Freude an der Erkundung heimatlicher Gefilde trugen das Ihre dazu bei, die alten Bauwerke zu attraktiven Reisezielen werden zu lassen.

Vergleichsweise früh, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, erweckten Maulbronn, Bebenhausen und Alpirsbach ihrer Architektur wegen als Denkmäler der Baukunst Interesse. 1810 war Sulpice Boisserée auf Maulbronn aufmerksam geworden, und 1828 legte Johann Heinrich Graf in elf Kupfertafeln eine *Darstellung des alten schwäbischen Klosters Bebenhausen* vor. Über Alpirsbach berichtete Rudolf Freiherr von Stillfried 1838 in einem Kapitel seiner Abhandlung *Alterthümer und Kunstdenkmale des Erlauchten Hauses Hohenzollern* und fügte eine Ansicht, Grund- und Aufrisse von Kirche und Klostergebäuden sowie ein Blatt mit Baudetails bei<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> GRAF 1828. – VON STILLFRIED 1838–1867.

Die „Mittelaltermode“ der Romantik wirkte sich auch auf das zeitgenössische Architekturschaffen aus. Mittelalterliche Stilelemente fanden als Gestaltungsmittel Verwendung, was wiederum die Architekten dazu motivierte, sich mit den alten Bauwerken auseinanderzusetzen. So pilgerten nicht nur die Geschichtsgelehrten nach Maulbronn, Bebenhausen und Alpirsbach, sondern auch Künstler und Architekten. In Wort und Bild wurden die Anlagen festgehalten und beschrieben. Bauforscher und Kunsthistoriker beschäftigten sich mit dem Bestand, untersuchten und analysierten die Gemäuer, datierten, ordneten ein und rekonstruierten. Bauaufnahmen mit Anspruch auf größtmögliche Genauigkeit wurden ebenso gefertigt wie phantasievolle Darstellungen, die das Architekturbild zur stimmungsvollen Vedute umdeuteten<sup>3</sup>.

In breiten Bevölkerungskreisen ebenso wie bei den höchsten Eliten waren die Bilder von alten Bauwerken enorm geschätzt. Der bedeutendste deutsche Architekturphotograph des 19. Jahrhunderts, Jakob August Lorent (1813–1884), fertigte eine dreibändige photographische Dokumentation württembergischer Baudenkmäler und wurde vom König dafür mit zwei Orden sowie dem persönlichen Adelstitel ausgezeichnet<sup>4</sup>. Im Angesicht drohender Veränderungen sammelte Lorent in Südeuropa, in Nordafrika und im Orient die Abbildungen von Relikten der Vergangenheit und von Zeugnissen vergehender Kulturen. Systematisch bereiste er Württemberg in den Jahren 1865 bis 1869 und lichtete auf weit über 200 Aufnahmen mehr als 20 Klöster und Stiftskirchen ab, darunter auch Maulbronn, Bebenhausen und Alpirsbach. In seinem Gepäck führte er einen photographischen Apparat mit sich, der die Größe einer Waschmaschine übertraf.

Bis zur Jahrhundertmitte legten die mittelalterlichen Klöster weiter an Attraktivität zu, so daß der Ausflugsverkehr sich mancherorts zum unentbehrlichen Wirtschaftsfaktor entwickelte. Ab jetzt bemühte man sich systematisch um die Instandsetzung und den Erhalt der alten Bauwerke. Die neue Wertschätzung hatte ihren Preis: Wie in Maulbronn und Alpirsbach standen in Brennpunkt des neu erwachten Interesses zunächst in erster Linie die mittelalterlichen Klosterkirchen, dann auch die anschließenden Konventgebäude. Um den unverstellten Blick auf den Klosterkernbereich und das „reine“ Mittelalter herzustellen, wurden im Maulbronner Klosterhof mehrere Gebäude und Anbauten abgerissen und Hinzufügungen aus nachmittelalterlicher Zeit entfernt. In Alpirsbach fielen 1840 die Marienkapelle, 1882/86 ein romanisches Haus und noch 1920 das im Kern ebenfalls romanische Torhaus wirtschaftlichen beziehungsweise verkehrspolitischen Belangen zum Opfer<sup>5</sup>. In Bebenhausen übte man Zurückhaltung, denn hier hatte 1807 der württembergische König seine Jagdresidenz eingerichtet; die Ne-

<sup>3</sup> STOBER, EHLERS 1998, S. 9–22.

<sup>4</sup> WALLER 1992.

<sup>5</sup> STANGL, LANG 1995. – DIRUF 2001.

bengebäude wurden weiterhin gebraucht. Bebenhausen war zwar als Kulturdenkmal unter den Sehenswürdigkeiten Württembergs fest verankert, blieb aber für den Massentourismus zunächst noch geschlossen. Es sollte noch eine ganze Weile dauern, bis sich der Denkmal-Horizont von den Kirchen und Klausurgebäuden auf die Gesamtanlagen weitete.

### **Prominente Baudenkmäler als Medien für Moden und Modelle: Spätromanistische Formensprache und Repräsentation**

Der Glanz altehrwürdiger Mittelalterlichkeit sichert den Klöstern bis heute einen festen Platz in der Reihe der prominentesten Baudenkmäler des Landes. Hand in Hand mit diesem Nimbus entwickelten sich die Baudenkmäler zu Medien ideeller gesellschaftlicher Modelle (Abb. 1). Als *emotional positiv besetzte* Kulissen<sup>6</sup> wurden sie für eine publikums- und werbewirksame Inszenierung herangezogen. Wie sich Modelle oder Moden an den Bauwerken der Vergangenheit veräußerten und wie sie diese im Lauf der Zeit veränderten, läßt sich am Umgang mit der Maulbronner Klosteranlage, einem Denkmal, dem heute als Weltkulturerbe eine außerordentliche Bedeutung zugemessen wird, lehrbuchhaft ablesen.

Je weiter das 19. Jahrhundert voranschritt, desto größer wurde die Freude am kreativen Umgang mit den Denkmälern; je weiter der Forschergeist ins Mittelalter vorgedrungen war, desto selbstbewußter pflegte man die phantasievolle Wiederbelebung der Vergangenheit. Waren die ersten Instandsetzungsarbeiten an den Kirchen und Klöstern noch vergleichsweise zurückhaltend und beschränkten sich oft auf die notwendig gewordenen Reparaturen, so wollte man in der zweiten Jahrhunderthälfte auf dekorative Ergänzungen und opulente Rekonstruktionen nicht mehr verzichten. Nach der Reichsgründung 1871 setzte man gezielt auf die plakative Wirkung, die Architektur entfalten kann, und benutzte sie für politische Zwecke: für die Propagierung der Reichsidee. Tradition verschafft Legitimation, und so legten die preußisch-deutschen Hohenzollernkaiser eine Fährte zurück in die Vergangenheit, um in den Spuren alter, glanzvoller Stauferherrlichkeit wandeln zu können.

Ihrer Attraktivität und ihrer affektiven Wirkung wegen wurde den alten Bauwerken ein besonderer Stellenwert eingeräumt. Das gestalterische Repertoire der Romanik, der Rundbogenstil, galt als staufisch, und bot sich für die Visualisierung der Idee vom Deutschen Reich förmlich an. Oft entsprach aber das Denkmal nicht mehr den Vorstellungen einer mittelalterlichen Architektur, die das Reich repräsentieren sollte. Immerhin waren seit den Stauern bereits mehr als 600 Jahre ins Land gezogen, die an den Bauwerken ihre Spuren hinterlassen hat-

---

<sup>6</sup> SCHOLZ 1997.



Abb. 1: 1946 bot Kloster Bebenhausen die Kulisse für die verfassunggebende Landesversammlung und von 1947 bis 1952 für den Landtag des Landes Württemberg-Hohenzollern. Photo 1952

ten. Um ihre Architektur optisch „aufzuwerten“, um sie noch „mittelalterlicher“, noch „staufischer“ aussehen zu lassen, wurde der überlieferte Baubestand dem Rundbogenstil geopfert.

In Württemberg, dem Land, welches das ehemals staufische Kerngebiet um die Burgberge Hohenstaufen und Hohenzollern einschloß, sah man sich mehr als anderswo veranlaßt, die vaterländische Geschichte im neu verordneten, nationalen Geschichtsbild aufgehen zu lassen. In der Nähe des kahlen Burgbergs Hohenstaufen wurden die Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd, die Klosterkirche von Lorch als staufische Grablege, die Stiftskirche in Faurndau und bei Weinsberg die Burgruine Weibertreu zu Zentren schwäbisch-württembergischer Stauferverehrung. Nebenbei bemerkt: Mit letzterer hatte es im Sinn der Denkmalpflege eine besondere Bewandnis. Der Dichter und Arzt Justinus Kerner, der als Sohn des Oberamtmanns übrigens einen Teil seiner Kindheit im Kloster Maulbronn verbracht hatte, schaffte 1823 finanzielle Mittel zur Wiederherstellung der Burg un-

ter anderem dadurch herbei, daß er Steinchen aus dem alten Gemäuer in einfache Goldreife fassen ließ und diese *Weibertreuringe* landauf, landab abzusetzen verstand<sup>7</sup>. Auch die scheinbar neue Idee, wie der Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden zu finanzieren sei, hat also ihre Vorläufer.

Sogar vom hinteren Kinzigtal aus wurde ein großer Bogen ins Herz des Kaiserreichs, nach Potsdam, geschlagen: Einer der drei Stifter von Kloster Alpirsbach war Adalbert von Zollern. Er soll kurz vor seinem Tod ins Kloster eingetreten und dort begraben sein. Begeistert wurde die Legende aufgegriffen, und rasch sprach sich herum, daß das preußisch-deutsche Kaiserreich mit diesem Adalbert von Zollern eine seiner Wurzeln in Alpirsbach habe<sup>8</sup>. Kloster Alpirsbach wurde als *das größte Zollern'sche Hausdenkmal* gefeiert. Bereits 1857 besuchte der nachmalige Kaiser Wilhelm I. *diese Stätte jahrhundertelanger Andacht seiner Vorfahren*, und ebenso hat hier König Friedrich Wilhelm IV. *seines Urahnen gedacht und jenes ehrwürdige Steinbild mit den Gestalten des Zollernschen Stifterpaares in getreuer Nachformung als Schmuck des Vorhofs der Friedenskirche zu Potsdam aufstellen lassen*<sup>9</sup>.

Die repräsentativen historischen Bauwerke in Württemberg erhielten ein analoges Erscheinungsbild. Nicht nur die Formensprache der neu hinzugefügten Architektur war stets dieselbe; formale und konzeptionelle Ähnlichkeiten besaßen auch die Innenraumgestaltungen. Denkmalpflege hatte zur Zeit des Kaiserreichs Methode – auch in Württemberg: Um die Denkmäler bemühten sich stets dieselben Personen. Die zentrale Rolle spielte selbstverständlich der König, um ihn herum kreiste nur etwa eine Handvoll denkmalkompetenter Kapazitäten: Für den württembergischen Hof arbeitete über zwei Generationen die Maler- und Architektenfamilie Heideloff. Victor Heideloffs Name ist eng mit Schloß Hohenheim verbunden, Carl Alexander von Heideloff (1789–1865) baute Schloß Lichtenstein, die Residenz der Grafen von Urach, aus. Seit 1822 war C. A. von Heideloff in Nürnberg als Konservator der städtischen Kunstdenkmäler sowie als Lehrer an der Polytechnischen Schule tätig. In Württemberg restaurierte er zahlreiche Kirchen, arbeitete als Bauforscher und Publizist für den Württembergischen Altertumsverein und verfaßte ein Kompendium über *die Kunst des Mittelalters in Schwaben*<sup>10</sup>. 1855 bewarb Heideloff sich beim König persönlich um die erste Konservatorenstelle im Land. Dem württembergischen Altertumsverein stand der Bruder des Königs vor, Graf Wilhelm von Württemberg, seit 1867 Herzog von Urach und Hausherr von Schloß Lichtenstein. Als es darum ging, in Württemberg die Konservatorenstelle zu besetzen, verwendete sich Graf Wilhelm für

<sup>7</sup> Vgl. LAHNSTEIN 1966, S. 145. – SCHEUFFELEN 1981, S. 187–191. – Justinus Kerner Dichter und Arzt, S. 19f. – MORITZ 1989, S. 111–115. – MAURER 1999, S. 165–182.

<sup>8</sup> STANGL, LANG 1995, S. 76–79.

<sup>9</sup> Zit. nach ebd., S. 78.

<sup>10</sup> C. A. VON HEIDELOFF 1855.

Heideloff, den Erbauer seines Schlosses. Letztlich wurde bei der Wahl dann aber doch Konrad Dietrich Hassler der Vorzug gegeben<sup>11</sup>.

Eduard Paulus d. J., der Hassler 1873 im Konservatorenamt nachfolgte, war vor seinem Amtsantritt im statistisch-topographischen Bureau und für die Oberamtsbeschreibungen, seit 1864 als Sekretär des Württembergischen Altertumsvereins tätig. Der erste Band des württembergischen Kunstdenkmälerinventars von Eduard Paulus, der 1889 anlässlich des 25jährigen Regierungsjubiläums König Karls erschien, war eine *dezent-deutliche Huldigung an den hohen Auftraggeber*<sup>12</sup>. Die beiden großen Klosteranlagen im Land, Maulbronn und Bebenhausen, hat Eduard Paulus ausführlich erforscht und seine Ergebnisse in Folio-Monographien publiziert, die der Württembergische Altertumsverein herausgab. Beide Bände sind kunst- und baugeschichtliche Standardwerke und besitzen in großen Teilen noch heute wissenschaftliche Gültigkeit.

Auch der Architekt August von Beyer, der 1874/75 die Umgestaltung des königlichen Jagdschlusses in Bebenhausen leitete und als Gutachter in Lorch tätig war, stand dem König sehr nahe; er folgte 1880 einem Ruf als Münsterbaumeister nach Ulm. Mit von Beyer wiederum in enger Verbindung stand August Essenwein, der gleichfalls als Architekt und Restaurator in Bebenhausen gewirkt hatte und später erster Direktor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg wurde. Baurat Felix Berner war in Alpirsbach, Lorch und Klosterreichenbach tätig, bevor er geadelt wurde und seit 1892 die königliche Bau- und Gartendirektion leitete. Zur Neugestaltung der Innenräume wurde der Stuttgarter Kirchenmaler Kolb hinzugezogen, der sich in ganz Württemberg als *Wiederherstellungskünstler* einen Namen gemacht hatte.

#### Die Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd

Überall im Land wurde euphorisch an den Denkmälern weitergebaut. Eduard Paulus d. J., Württemberger mit Leib und Seele und glühender Verehrer der Stauferkaiser, pflegte als Architekt im Umgang mit den Denkmälern einen ausgesprochen schöpferischen Stil. Unter seiner Ägide kam nicht nur Kloster Maulbronn zu einer nach Westen gerichteten Schaufassade im *Rundbogenstil* und seinem dreischaligen Brunnen im Kreuzgang. Die Johanniskirche zu Schwäbisch Gmünd<sup>13</sup>, von Georg Dehio 1908 treffend als *Hauptbeispiel des wurzelechten schwäbischen Spätromanismus* charakterisiert, kann als eines der Frühwerke von Eduard Paulus betrachtet werden (Abb. 2 a, b). Mit seiner Begeisterungsfähigkeit hat Paulus die weitreichenden Rückbaumaßnahmen maßgeblich auf den Weg ge-

<sup>11</sup> KRINS 1983, S. 39.

<sup>12</sup> STROBEL 1993, S. 64.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu und im folgenden STROBEL 1992. – Vgl. auch Beschreibung des Königreichs Württemberg Bd. 51, 1870, S. 191–199.



Abb. 2 a: Die Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd vor der Restaurierung. Photographie von Jakob August Lorent 1868

bracht und vorangetrieben. Schon gleich zu Beginn der Neugestaltung, 1869, schwärmte Paulus: [...] die Kirche [wird] wieder in die Form zurückgebaut, die sie unter den Hohenstaufen, die jedenfalls an ihrer Erbauung großen Anteil nahmen, hatte, in die schöne Form der dreischiffigen, flachgedeckten Basilika mit hohem Mittelschiffe; dessen war sie verlustig gegangen durch die Eingriffe, welche sich das 15. und 18. Jahrhundert in das edle Bauwerk erlaubten<sup>14</sup>.

In der Spätgotik war der Chor erneuert, die Westfassade durchfenstert und das Langhaus einer Halle angeglichen worden; die Barockzeit hatte dem Innenraum ein völlig neues Gepräge verliehen. Auf Paulus' Betreiben hin wurden Westfassade und Langhaus in die romanischen Formen rückgebaut, der Chor abgebrochen und der Innenraum, nachdem die barocken Zutaten entfernt worden waren, in vielen Partien neu erfunden. Die steigenden Rundbogenfriese am Ostgiebel füllen gänzlich neu gestaltete figürliche Reliefs aus, die programmatisch die vaterländisch-staufische Gesinnung ihrer Erfinder verraten: An der Giebelspitze stehen eine Kaiserfigur mit dem Reichsadler und dem Stauferlöwen, die Kaiserin Agnes und, neben Fabelwesen, die Kirchenmodelle von Lorch und Gmünd.

Den Rückbau, eine Restauration unter der Maxime des einheitlichen Stils, kommentierte Paulus 1875 nach seiner Fertigstellung: *Indem man bei der Restauration genau dem gegebenen Stile und dem an vielen Stellen noch erkennbaren*

<sup>14</sup> Zit. nach STROBEL 1992, S.46.



Abb. 2b: *Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd. Geplante und zwischen 1869 und 1873 ausgeführte Rekonstruktion der Westfassade. Aufmaß und Zeichnung von A. und E. Hettich 1869*

*ursprünglichen Plane folgte, wurde die Kirche ganz in dem edlen und reichentwickelten Geschmack der alten zu Ende des 12. Jahrhunderts errichteten Basilika wieder hergestellt, so daß es selbst für einen Kunstkennner nicht leicht sein dürfte, nunmehr das Alte vom Neuen zu unterscheiden*<sup>15</sup>.

Eine Verbindung zwischen der Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd und Maulbronn stellt die merkwürdig anmutende Lithographie von Conrad Dollinger, 1887, her; beide Bauwerke werden hier kompiliert dem Betrachter vor Augen geführt, als wären sie am gleichen Ort errichtet (Abb. 3).

#### Kloster Lorch

Die Kirche des ehemaligen Benediktinerklosters Lorch, 1102 durch Herzog Friedrich I. von Schwaben gestiftet, zeigte sich nach einem gründlichen Umbau in den Jahren 1879–1883 mit veränderter, imposanter Silhouette (Tafeln 1, 2)<sup>16</sup>. Ganze Mauerzüge wurden abgetragen, wieder aufgebaut und ergänzt, der Westbau wurde neu hochgezogen und der flankierende Marsiliusturm frei rekonstruiert. Wie ein Fingerzeig steht der Turm auf dem langgezogenen Bergrücken. 1880 in Lorch weilend notierte Eduard Paulus mit einem Pathos, das demjenigen der neuen Rekonstruktion durchaus entsprach: [...] *schon strebt der seitliche Rundthurm seiner Vollendung entgegen. Er wird, mit seinem Steinhelm hoch über die Wipfel der ehrwürdigen Lindenbäume ragend, als Ehrenmal über dem Grab der Hohenstaufen weithin leuchten*<sup>17</sup>. Das Langhaus erhielt einen neuen Fußboden, eine neue Holzdecke, die Fenster wurden neu verglast, die Einbauten aus spätgotischer Zeit entfernt. Den Sieg des Krieges von 1870/71 feierten die Lorcher im Kloster, auch die *Sedan-Feiern* und am 20. September 1890 die 20jährige Wiederkehr *dieses Ehrentages des deutschen Volkes*.

#### Klosterreichenbach

Noch nachhaltiger wurde kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert, 1893/94, die Kirche von Klosterreichenbach *getreu im alten Stil* erneuert (Abb. 4 a, b)<sup>18</sup>. 1082 war das Kloster als Priorat von Hirsau gegründet und 1595 vom württembergischen Herzog gewaltsam eingenommen worden. Die Eingriffe von 1893/94 waren im wahrsten Sinn des Wortes gründlich. Der Chor wurde vollständig abgetragen, damit die Fundamente verbreitert werden konnten. Gleichzeitig mußte die Gründung der Chorflankentürme, *die nur noch formlose Rümpfe waren*, verstärkt werden, denn aus ihnen wurden nach den Worten von Eduard Paulus *in*

<sup>15</sup> Zit. nach ebd., S. 50.

<sup>16</sup> KISSLING 1990, S. 216–221.

<sup>17</sup> Zit. nach ebd., S. 217.

<sup>18</sup> HAHN 1982, S. 61–105, hier: zit. nach S. 64. – RAAF (o. J.).



*Abb. 3: Johanniskirche in Schwäbisch Gmünd und Vorhalle der Klosterkirche Maulbronn.  
Lithographie nach einer Zeichnung von Conrad Dollinger um 1887*



Abb. 4 a: Klosterreichenbach, Kirche von Südosten vor dem Umbau. Photo um 1893

dem alten edlen Geist Abt Wilhelms von Hirsau errichtete, weit aufragende Baukörper mit hohen, spitzen Turmhelmen. Der *stilvoll wieder hergestellte* Westgiebel monumentalisierte die Ansicht von Westen, so daß das Gesamtbild der Reichenbacher Klosterkirche nach dem Umbau einen grundsätzlich neuen Anspruch ausstrahlte. Aus der ländlichen Kirche war ein repräsentativer Bau geworden, der auf Fernwirkung ausgelegt war: *Mit ihrer gastlichen Gestalt sollte sie den das grüne Murgthal Durchwandernden schon von ferne anlocken*<sup>19</sup>.

Spätromanistische Innenraumgestaltung: Alpirsbach, Klosterreichenbach, Bebenhausen

Die Freude am gestalterischen Dekorieren veränderte ebenso die Wirkung der Innenräume. Während im Umgang mit der Architektur dem *Rundbogenstil* eindeutige Präferenz eingeräumt wurde, waren für die Ausstattungen gestalterische

<sup>19</sup> Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Inventar Schwarzwaldkreis, 1897, S. 101.



Abb. 4b: Klosterreichenbach nach der Neugestaltung von 1894. Die steilen Turmhelme wurden später durch flachere ersetzt. Photo um 1910/20



Abb. 5: Klosterkirche Alpirsbach: Die Vierung mit historisierender Farbfassung. Photographie von 1881

Elemente, die quer durchs Mittelalter reichten und nicht allein dem Sakralraum, sondern vielmehr den profanen Wohn- und Repräsentationsräumen mittelalterlicher Burgen entlehnt waren, zu einem bunten Kranz gewunden. Einträchtig mischte sich in den Kirchenräumen des ausgehenden 19. Jahrhunderts die Romanik mit der Spätgotik, Teppichmuster und Quaderbemalung mit großformatigen



Abb. 6: Klosterreichenbach, südliche Mittelschiffwand mit Neubemalung von 1894 und neugotischer Kanzel. Photo um 1910/20

Heiligendarstellungen und – wie in der Lichtenthaler Klosterkirche – neugotische Altäre mit monumentaler Historienmalerei. Warme Farbtöne banden dieses historisierende Gemisch zusammen, und darüber schien wie ein Schleier ein Hauch von Patina gelegt. Die Möblierung mit Gestühl, Kanzel, Leseputz war meist „altdeutsch“ und setzte im Raumbild dunkelgebeizte Akzente. Alles verschmolz zu



Abb. 7: Passend zum königlichen Jagdschloß wurde das Sommerrefektorium des ehemaligen Klosters Bebenhausen 1874/75 zum musealen Rittersaal umgestaltet. Photo 1910

einem ästhetischen Konzept, dem eigene Gesetze und Regeln zugrunde lagen – jenseits irgendwelcher hermeneutischer Ansprüche, und nicht selten gingen die neuen Raumschöpfungen auf Kosten des authentischen Bestandes: Vorhandene Wandfassungen und Ausstattungsstücke wurden entfernt, zerstört, negiert oder verfälscht.

Die Innenräume der ehemaligen Klosterkirchen von Alpirsbach (Abb. 5) und Klosterreichenbach (Abb. 6) waren vom historistischen Stilwollen erheblich betroffen. Anlässlich seines Besuchs in Alpirsbach hatte der preußische König Friedrich Wilhelm IV. 3000 Taler für die *Erhaltung der Wappenschilder und sonstigen Bildwerke in Kirche und Kloster*<sup>20</sup> gestiftet. Der hell übertünchte Kirchenraum erhielt daraufhin eine komplette Neuausmalung. Die Raumschalen von Alpirsbach (1878–1881) und Klosterreichenbach (1879–1883) wiesen nach der Neugestaltung Varianten einer ähnlichen Schablonenbemalung aus dekorativen Teppichmustern, Friesen und einer Quaderbemalung auf. In Alpirsbach wurde die Vierung – die in Klosterreichenbach fehlt, da kein Querhaus vorhanden ist – durch die Darstellung eines thronenden, von den Evangelistensymbolen umgebenen Christus ausgezeichnet. Beide Kirchen wurden neu möbliert. Die Alpirsbacher Kirche erhielt neue Sitzbänke als Kopien zur Alpirsbacher Bank von 1344,

<sup>20</sup> STANGL, LANG 1995, S.76.

die damals noch als romanisches Möbelstück galt. Das Chorgestühl aus dem 15. Jahrhunderts kam ins südliche Seitenschiff<sup>21</sup>.

Eine Umgestaltung besonderer Art geschah 1874/75 im Sommerrefektorium des ehemaligen Klosters Bebenhausen (Abb. 7)<sup>22</sup>. Die spätgotischen Gewölbemalereien wurden kräftig „aufgefrischt“, dann aber ikonographisch fehlgedeutet oder gezielt uminterpretiert: Aus dem mittelalterlich-mystischen Lebensbaum, der sich in den Feldern des Rippengewölbes weit verzweigte, wurde eine romantische Wald-Phantasie. So fiel das christologische Heilsprogramm nicht weiter störend auf, als aus dem ehemaligen Speisesaal der Mönche passend zum königlichen Jagdschloß ein mit Rüstungen, Waffen, Jagdtrophäen und altdeutscher Möblierung bestückter, musealer Rittersaal wurde.

Die wenigsten der üppigen Ausstattungen vom Ende des 19. Jahrhunderts sind erhalten geblieben. Oft wurden sie wie in Alpirsbach und Lichtenthal bereits wenige Jahre später wieder reduziert und die Wände partiell übertüncht, die meisten – so auch in Klosterreichenbach – fielen der Purifizierungswelle der 1950er und 1960er Jahre zum Opfer.

#### Kloster Hirsau: Die Badener, die Württemberger und das Reich

Ein archäologischer Fund in den Ruinen von Hirsau brachte 1892 eine badisch-württembergische Kooperation zustande. Wieder ging es um fürstliche Ahnen, und wieder wurde versucht, einen Bezug zwischen der eigenen vaterländischen Vergangenheit und der deutschen Gegenwart herzustellen. Mit diesem Fund gewann das im Württembergischen gelegene Hirsau für die badische Krone plötzlich Bedeutung, und gerne sah man sich auch in Karlsruhe ein kleines Stückchen der staufisch-preussischen Achse nähergerückt. Hirsau, einst das größte romanische Kloster in Südwestdeutschland mit ganz außerordentlichem baugeschichtlichem Stellenwert (Hirsauer Bauschule), war seit 1556 evangelische Klosterschule. 1592 ließ Herzog Ludwig von Württemberg von seinen Hofarchitekten Georg Beer und Heinrich Schickhardt auf dem Gelände der ehemaligen Abtei ein Schloß errichten. 1692 setzten die Truppen Ludwigs XIV. Hirsau in Brand. Anschließend überließ man die Gebäude ihrem Schicksal; sie wurden immer weiter abgetragen, bis sie endlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als schaurig-schöne Sehenswürdigkeit für die Kurgäste im benachbarten Wildbad wieder neu gewürdigt wurden<sup>23</sup>.

<sup>21</sup> Zur Ausstattung der Klosterkirche vgl. WILHELM 2001, S. 943–960.

<sup>22</sup> Vgl. MICHLER 1999, S. 94–97.

<sup>23</sup> KERNER 1811.

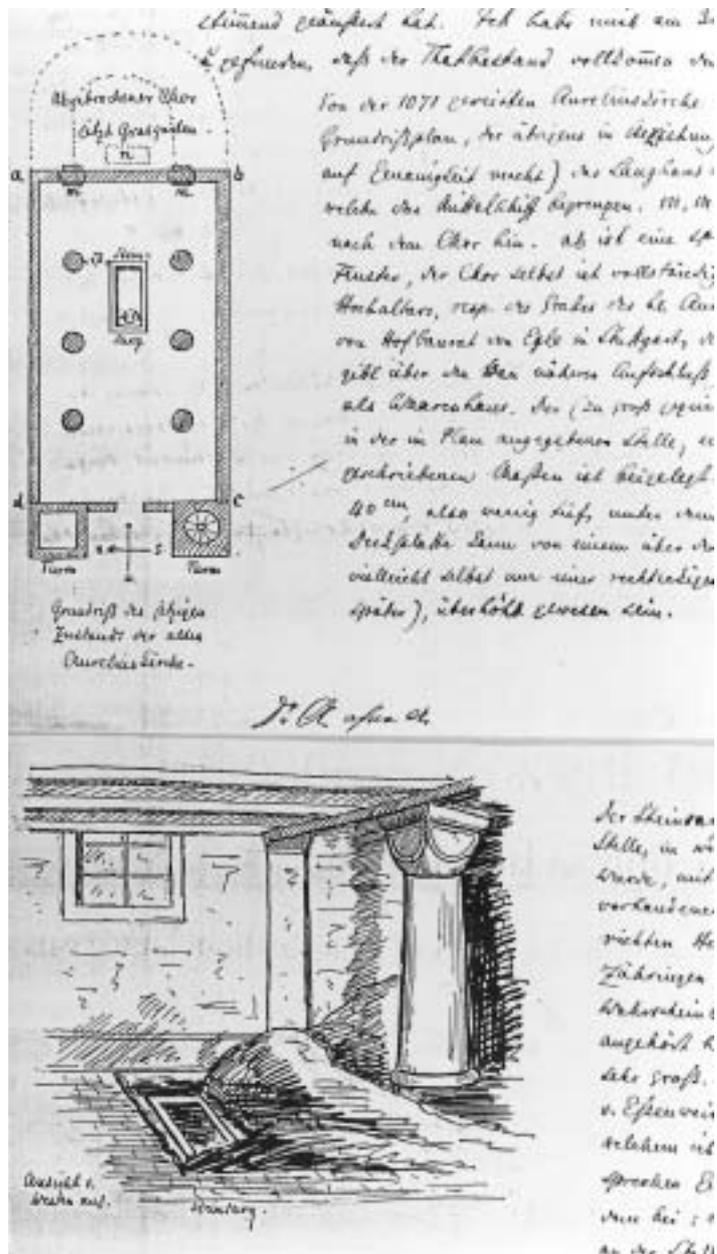


Abb. 8: Der aufgefundene Steinsarg in der Aureliuskirche zu Hirsau, der mutmaßlichen Begräbnisstätte des Herzogs Berthold I. von Zähringen. Federzeichnung von Ernst Wagner in einer begutachtenden Stellungnahme 1892

1892 hatte der rührige Pfarrer Klaiber in der Hirsauer Aureliuskirche einen in den Boden eingelassenen leeren Steinsarkophag entdeckt (Abb. 8)<sup>24</sup>. Zugunsten der Grabungsarbeiten hatte er zuvor *das grobe Pflaster aus dem Jahr 1585* aus der Kirche entfernen lassen<sup>25</sup>. Seine Überzeugung, daß er das Behältnis für die irdischen Reste Herzog Bertolds I. von Züringen, *Vater des Stifters des Großherzoglich Badischen Herrscherhauses (Hermann I.)*, gefunden habe, sicherte er unverzüglich und mit Hilfe der Wissenschaften ab. Nachdem auch Eduard Paulus die Vermutungen des Pfarrers rundum bestätigt hatte, unterrichtete Klaiber die Denkmalbehörde in Baden von der Entdeckung. Klaiber hatte für die Bestätigung seiner Hypothese und die Bedeutung seines Fundes unschlagbare Argumente parat, denen sich weder die Badener noch die Württemberger entziehen konnten: Wie die Überlieferung berichtete, hätte schon vor Jahrzehnten Großherzogin Stephanie von Baden der Aureliuskirche einen Besuch abgestattet und sich dabei vergebens nach der Grabstätte Herzog Bertholds gefragt, und darüber hinaus hatte im Jahr zuvor, 1891, König Wilhelm II. als Prinz Wilhelm mit Familie die Peterskirche in Hirsau aufgesucht. *Dort ist leider freilich keine Spur mehr von des Ahnen Ruhbestätte [i. e. Abt Bruno von Beutelspach, Bruder des ersten Grafen Konrad von Württemberg, K. St.] zu finden. So begegnen uns denn auf dem klassischen Boden Hirsaus zwei große deutsche Fürstenhäuser zu wiederholtenmalen und reichen sich dort die Hände*<sup>26</sup>.

Die Aureliuskirche war bis dahin in Privatbesitz. Von badischer Seite wurde der Ankauf der Kirche durch die württembergische Krone vorgeschlagen, und nach Verhandlungen auf Ministerialebene bewilligte der württembergische König tatsächlich den Erwerb. Pfarrer Klaiber wurde badischerseits das Ritterkreuz erster Klasse mit Eichenlaub und der Orden von Zähringer Löwen zugesprochen.

## **Klösterliche Kontinuität und Denkmal der vaterländischen Geschichte: Das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal im Vergleich**

### **Denkmälerpolitik in Baden: Das Großherzogtum und die Zähringer**

Mit ihrer Ahnengalerie konnten die Badener nicht den gleichen Staat machen wie die Württemberger. Die Rückbesinnung des regierenden Fürstenhauses auf die Ehrwürdigsten unter den Vorfahren war jedoch zu Beginn des 19. Jahrhunderts im Badischen fast noch dringlicher als im Württembergischen politisch motiviert. Die zähringischen Ahnen verliehen einer scheinbar gemeinsamen Vergangenheit mit den neu angefallenen Landesteilen Vorderösterreichs Gestalt, welche so nicht existiert hatte. Gezielt wurden sie eingesetzt, um einen identitätsstiftenden Zu-

<sup>24</sup> Vgl. hierzu und im folgenden GLAK 233/10119 und 235/47928.

<sup>25</sup> GLAK 235/47928, Beilage zum Staatsanzeiger vom 25. Mai 1892.

<sup>26</sup> Ebd.

gang zu den selbstbewußten katholischen Untertanen im ehemaligen Vorderösterreich zu verschaffen. Mehr noch: Die Ahnengalerie bot dem Großherzog Leopold nach seiner äußerst umstrittenen Thronfolge die nahezu einzigen Argumente für die Herrschaftslegitimation. Die Bauwerke der Vergangenheit wurden im Badischen benutzt, um die zähringisch geprägte Staatspropaganda zu verbreiten.

### Frauenklöster als Lehrinstitute für die weibliche Jugend

Der Frauenkonvent in Lichtenthal hatte die weitere Existenz über die Säkularisation hinaus im wesentlichen dem Großherzog Leopold und seinem Berater, dem Kuppenheimer Pfarrektor Franz Joseph Herr, zu verdanken, der sich als ambitionierter Historiker des badischen Hauses vehement für die Erforschung der fürstlichen Grabkapelle und den Erhalt der Ordensniederlassung einsetzte. Um der Aufhebung durch den Staat zu entgehen, hatten die Lichtenthaler Klosterfrauen beizeiten ihre Bereitschaft signalisiert, ein Lehrinstitut für die Erziehung der weiblichen Jugend einzurichten.

Dies allein sicherte die Weiterexistenz jedoch noch lange nicht. In Württemberg überlebte kein einziges Frauenkloster die Säkularisation – trotz der unermüdlichen Bemühungen des Konstanzer Generalvikars von Wessenberg, die Kommunitäten für die Gesellschaft nützlich zu machen, sei es im Schulunterricht oder auch in der Krankenpflege. Im Badischen waren es nur acht Niederlassungen, die der Aufhebung entgingen. Als Unterrichtshäuser für Mädchen konnten außer dem Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal über die Säkularisation hinaus fortbestehen: das Dominikanerinnenkloster Zoffingen in Konstanz, die Ursulinerinnen in Villingen und Freiburg, das Kloster Adelhausen in Freiburg, die Frauen von der Congregation *Notre Dame* in Ottersweier, das Kloster zum Heiligen Grab in Baden-Baden und die Augustinerinnen de *Notre Dame* in Rastatt. Nur Kloster Zoffingen in Konstanz kann eine ähnliche, bis in die Gegenwart reichende Kontinuität wie Lichtenthal aufweisen – alle anderen Kommunitäten mußten dafür erhebliche Veränderungen formaler und inhaltlicher Natur in Kauf nehmen.

### Denkmäler der vaterländisch-badischen Geschichte. Die Versetzung der Tennenbacher Klosterkirche

Während Zoffingen dank dem Einsatz von Wessenbergs weitgehend unangetastet blieb, war der Fortbestand des Lichtenthaler Konvents durch die Bedeutung für die Geschichte der badischen Dynastie gegeben. Lichtenthal, vor allem die Fürstenkapelle, war als vaterländisches Denkmal ins Interesse der Großherzöge gerückt. Bauprogramm und Ausstattung ließen eine weit in die Vergangenheit zu-

rückreichende Tradition in die Gegenwart einmünden. Großherzog Leopold, der fürstliche Bauherr, bezog in der Lichtenthaler Fürstenkapelle seine eigene Person ganz ausdrücklich zurück auf die großen Namen der Vorfahren. Besonders attraktiv für eine Sehenswürdigkeit mit staatstragender Promotion war die Lage Lichtenthals am Ende der damals wohl bekanntesten Kurpromenade Europas, der Lichtenthaler Allee in Baden-Baden.

Leopold war nicht der erste badische Großherzog, der flächendeckend seinem Land identitätsstiftende Denkmäler bescherte. Bereits Carl Friedrich wußte um die Bedeutung der zähringischen Vorfahren für die Stabilisierung des neuen badischen Staatsgebildes, und auch sein Nachfolger auf dem Thron, Großherzog Ludwig (1763–1830), zeigte und feierte geschichtliche Kontinuität, um seinen „historischen“ Auftrag zu beglaubigen.

Spektakulär war in diesem Kontext die Versetzung der Tennenbacher Klosterkirche nach Freiburg (Abb. 9 a, b). Es war dies in der Freiburger Region nicht das erste Mal, daß ein Kirchenbau versetzt wurde: 1787 wurde im Rahmen des von Kaiser Joseph II. erlassenen Pfarrerrichtungsprogramms die erst 25 Jahre zuvor errichtete Wallfahrtskapelle auf dem Lindenberg abgebrochen, um mit ihrem Baumaterial der benachbarten Gemeinde Eschbach eine eigene Pfarrkirche zu verschaffen. Die Umstände, wie die Tennenbacher Klosterkirche zur Pfarrkirche der ersten evangelischen Gemeinde Freiburgs wurde, sind jedoch beispiellos<sup>27</sup>.

Für Großherzog Ludwig sollte in Freiburg ein Denkmal errichtet werden. Die Anregung zu diesem Denkmal ging von der katholischen Bürgerschaft Freiburgs aus, hatte es doch die Stadt dem Staatsoberhaupt mitzuverdanken, daß der Sitz des Erzbistums von Konstanz nach Freiburg verlegt worden war. Schon die Gestalt, die das Denkmal haben sollte, mutet seltsam an: Mit dem vom Magistrat der Stadt zur Verfügung gestellten Geld sollte der evangelischen Gemeinde Freiburgs eine Kirche errichtet werden. 1829 wurde in Karlsruhe auf den Vorschlag reagiert. Anstelle eines kompletten Neubaus kam nun aber die Versetzung der Klosterkirche von Tennenbach ins Gespräch. Die Vorteile, die man sich in der Residenz von dieser Aktion versprach, waren ebenso vielseitig wie schillernd.

Zunächst hatte die Sache ganz naheliegende, praktische Gründe. Die Baulast für die Klosterkirche war man so auf elegante Weise los. Darüber hinaus hatten sich die Zustände auf dem Gelände des 1806 aufgehobenen Zisterzienserklosters schon seit längerem zu einem delikaten Thema entwickelt: In Tennenbach war mittelloses, am Rand der Gesellschaft stehendes Volk untergebracht; das ehemalige Kloster war zu einer berüchtigten *Armenkolonie* verkommen. Über die Zustände in Tennenbach berichtete noch 1863 der *Freiburger Adreß-Kalender*: *Die dortige Armen-Colonie hatte, bei einer Unzahl von unehelichen Kindern, die aus jeder Thüre hervorstürzten, so überhand genommen, daß es schon aus Gründen der Sicherheit und Sittlichkeit unerläßlich wurde, sie zu entfernen und den ver-*

<sup>27</sup> Vgl. hierzu und im folgenden HUMBACH 1995 a. – HUMBACH 1995b. – MAJER-KYM 1928.



Abb. 9 a: Ansicht des Klosters Tennenbach. Carl Ludwig Frommel, Pinsel in Sepia über Bleistiftzeichnung 1825

*einsamten Thalgrund zu Wald anzulegen*<sup>28</sup>. Mit der Beseitigung des Klosters wurde man also auch dieses „Nest“ der Unsittlichkeit los. Daß man sich nicht zuletzt von der Wiederverwendung des Baumaterials eine Kostenersparnis erhoffte, entpuppte sich allerdings schon bald als Fehleinschätzung.

Jenseits der praktischen und materiellen Vorzüge wogen die inhaltlichen Gründe, die für ein Versetzen der Tennenbacher Kirche sprachen, mindestens genauso schwer. Die ehemalige Klosterkirche sollte sich in der neuen Gestalt der evangelischen Ludwigskirche in der Freiburger *Zähringer Vorstadt*, die seit 1826 ausgebaut wurde, erheben, und zwar

- *als ein herrliches, durch die Sorgfalt unseres erhabenen Regenten erhaltenes Kunstwerk des hohen Alterthums,*
- *als ein Denkmal seiner hochherzigen Ahnherren,*
- *als ein zu unseren späteren Nachkommen sprechender Zeuge seiner liberalen Vorsorge für Religion und kirchliche Anstalten, [...]*
- *zugleich als ein unvergängliches Denkmal der Dankbarkeit und treuen Anhänglichkeit der Bürger Freiburgs, so wie ihrer christlichen Eintracht*<sup>29</sup>.

<sup>28</sup> Zit. nach HUMBACH 1995 a, S. 19, Anm. 67.

<sup>29</sup> Zit. nach ebd., S. 24.



Abb. 9 b: Die Ludwigskirche in Freiburg, Ansicht von Nordosten. Blatt 5 aus: Heinrich Hübsch, *Bauwerke*. 1. Folge. Karlsruhe, um 1850

Die Abtei Tennenbach war zwischen 1158 und 1161 durch Berthold IV. von Zähringen gegründet oder – man weiß es nicht so genau – gestiftet worden und hatte den markgräfllich-hachbergischen Vorfahren des großherzoglich-badischen Hauses als Grablege gedient. Mit der Übertragung der Tennenbacher Kirche nach Freiburg bekundete Ludwig nicht nur, daß der Anspruch auf die ehemals vorderösterreichischen Gebiete historisch gerechtfertigt war; die Verwendung der mittelalterlichen Klosterkirche als erste Pfarrkirche der protestantischen Gemeinde Freiburgs sollte obendrein auch noch Zeugnis ablegen von der Kontinuität der christlichen Gesinnung sowohl im alten wie im neuen Glauben, die von den Zähringern bis zu den badischen Großherzögen reichte.

Seit 1821 war in der badischen Verfassung verankert, daß das Staatsoberhaupt oberster Bischof der evangelischen Landeskirche ist. Für die Katholiken Badens übernahm Ludwig mit der Palingenese der Tennenbacher Kirche in Gestalt eines Gotteshauses, das seinen Namen trug, die Rolle des religiösen Stifters. Es gab

kaum eine bessere, publikumswirksamere Gelegenheit, die beiden großen Konfessionen unter der Krone des protestantischen Großherzogs vereint zu zeigen, als im Fall der Ludwigskirche: Hier wurde ein evangelischer Kirchenbau aus der Substanz einer ehemaligen Klosterkirche gewonnen – und dies mit der finanziellen Beteiligung der weitgehend katholischen Bürgerschaft und der Unterstützung des katholischen Erzbischofs.

Am 10. Dezember 1829 fand die feierliche Überführung der sterblichen Überreste der großherzoglichen Vorfahren von Tennenbach nach Freiburg statt. Die Neubestattung wurde aber nicht, wie man erwarten möchte, in der neuen Kirche vorgenommen. Dafür ging man noch ein paar Schritte weiter, und zwar ins Münster. Daß das Freiburger Münster, seit 1827 Kathedrale, durch Großherzog Ludwig als Familiengrablege genutzt wurde, war ein von Karlsruhe aus besonders gut und mitten ins Herz der ehemaligen Hauptstadt Vorderösterreichs platzierter Treffer. Für das Begräbnis wurde die Ölbergkapelle am nördlichen Seitenschiff umgebaut; ab nun war sie die *Grafenkapelle* im Freiburger Münster. Die originalen Grabmonumente aus Tennenbach jedoch waren recht abgewittert und demoliert; sie kamen deswegen „nur“ nach Donaueschingen. Für die Grafenkapelle hingegen wurden weitaus wirkungsvoller gestaltete Epitaphien neu gefertigt. Effekt wog mehr als Authentizität. Den Kopien wurde die größere Wahrhaftigkeit als Geschichtszeugnis zugemessen als der weniger anschaulichen originalen Materie<sup>30</sup>.

Ähnlich wie den Grabmonumenten erging es auch der Klosterkirche, die nach dem Wiederaufbau im Gesamten wie im Detail gar nicht mehr so viel – außer vielen alten Steinen – mit der Tennenbacher Kirche gemein hatte. Die Planung für den Abriß und Wiederaufbau oblag Heinrich Hübsch (1795–1863). Hübsch war seinem Selbstverständnis nach ein moderner Architekt, der seinen ingenieösen Rationalismus gerne in ein romantisches Kleid hüllte, und Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch weitgehend Fremdwörter. Der badische *Residenzbaumeister* fand Gefallen daran, daß die Kirche von Tennenbach *in demselben Style zu Freiburg auf dem bereits bezeichneten Platze [an der Habsburgerstraße, K. St.] zum Gebrauche für die dortige evangelische Gemeinde wieder aufgebaut werden soll*<sup>31</sup>.

*Derselbe Styl* hieß nichts weiter als mittelalterliches Erscheinungsbild oder *Rundbogenstil*. Der *Rundbogenstil* war für Hübsch in gleichem Maß historischer wie zukünftiger Baustil, und eine Stilbereinigung ging immer mit einer „Verbesserung“ des Bauwerks im Sinn des – wie er es nannte – *technostatischen Fortschritts* einher. Hübsch hing nicht weiter an dem alten Bauwerk als Geschichtszeugnis, es war ihm wichtig, die Tennenbacher Kirche bei ihrem Wiederaufbau gestalterisch und konstruktiv zu verbessern. Dafür vereinheitlichte er die architektonischen Einzelformen der Ludwigskirche und stellte ein Bauwerk im konsequent durch-

<sup>30</sup> HUMBACH 1995 a, S. 36, Anm. 123.

<sup>31</sup> Zit. nach ebd., S. 20.

gehaltenen *Rundbogenstil* her. Die Einwölbung des Langhauses und die Konstruktion des Vierungsturms änderte er ab, um das statische Gefüge zu optimieren. So verschwand das seltene Motiv der Quertonnen über den Seitenschiffjochen, die Hübsch durch ein Gratgewölbe ersetzte, und über der Vierung erhob sich anstelle des schlichten Glockengehäuses ein gewaltiger neuromanischer Turm<sup>32</sup>. Überflüssig gewordene Bauteile wie die Querhauskapellen und Hinzufügungen aus gotischer Zeit wurden nicht übernommen.

Heinrich Hübsch ging es um die Erfüllung seiner Bauaufgabe: Er wollte ein Gotteshaus errichten, das äußerlich dem Repräsentationsanspruch des Bauherrn sowie dem neuen Platzraum und im Innern funktionell den Erfordernissen des protestantischen Ritus gerecht wurde. Die Kirche wurde um ein Joch verkürzt und verbreitert, die Rechteckapsis wurde abgemauert und der Chor vollständig verändert, so daß aus dem romanischen Wegbau ein Kirchenraum wurde, der die Gemeinde in größtmögliche Nähe zu Kanzel und Altar brachte.

Die Ludwigskirche war ein bemerkenswertes und frühes Beispiel denkmalpflegerischer Bestrebungen, an dem die Grundlagen und Methoden für den Umgang mit historischen Bauwerken erst erarbeitet wurden<sup>33</sup>. 1944 fiel sie dem Bombenangriff auf Freiburg zum Opfer.

Die badischen Großherzöge Ludwig und Leopold haben eine ganze Reihe Denkmäler der dynastischen und der vaterländischen Geschichte schaffen lassen. Neben der Freiburger Ludwigskirche und der Lichtenthaler Fürstenkapelle zählt auch der Chor der Pforzheimer Stiftskirche als Grablege der evangelischen Markgrafen zu dieser Denkmälergruppe, in der sich nicht nur sakrale, sondern auch profane Bauwerke wiederfinden<sup>34</sup>. Der Chor der Pforzheimer Stiftskirche erhielt 1832 ein Carl-Friedrich-Denkmal und wurde mit dramaturgisch verändertem Raumbild als Gedächtnishalle der badischen Geschichte neu inszeniert. 1833 wurde der umgestaltete Chorraum geweiht, 1834 folgte das Monument zu Ehren der 1622 in der Schlacht bei Wimpfen gefallenen 400 Pforzheimer. Die Konzeption beider Monumente geht wahrscheinlich auf den Gestalter der Lichtenthaler Fürstenkapelle, Pfarrer Herr, zurück. Als ausführende Werkstätten waren dieselben Firmen beauftragt, die auch schon in Lichtenthal tätig waren. Den Höhepunkt in dieser Reihe sollte schließlich die Umgestaltung der Stiftskirche zu Baden-Baden bilden, mit der Leopold noch 1836 Pfarrer Herr beauftragte. Krankheit und Tod Herrs verhinderten die Ausführung.

Zu den profanen Denkmälern, die als Repräsentanten des vaterländisch-badischen Gedankens umgedeutet wurden, zählt die Zähringer Burg, um deren Erwerb sich bereits Großherzog Carl Friedrich intensiv bemüht hatte, war doch an diese der Rechts- und Besitztitel des *Herzogs von Zähringen* gebunden<sup>35</sup>. 1815

<sup>32</sup> A. MANN 1966, S. 63.

<sup>33</sup> HUMBACH 1995 a S. 57.

<sup>34</sup> Vgl. hierzu und im folgenden KRIMM 1995, S. 156.

<sup>35</sup> OTT 1986, S. 8

wurde der Burgbezirk dem großherzoglichen Domänengut zugeschlagen, und demonstrativ nahm Carl Friedrich den zähringischen Herzogstitel an. Das Wandbild im Treppenhaus der Karlsruher Kunsthalle, *Die Einweihung des Freiburger Münsters unter Herzog Konrad von Zähringen*, die Fürstensäle im Schloß von Baden-Baden und der Rittersaal auf Schloß Neueberstein huldigen der gleichen Idee: Hier wird geschichtliche Kontinuität gefeiert, um den gegenwärtigen Auftrag „historisch“ zu beglaubigen.

Am Anfang dieser Denkmäler-Reihe, die zur Darstellung dieses Geschichtsbildes herangezogen wurden, stehen die Klöster von Lichtenthal und Tennenbach; in diesem Sinn sind ihre Neugestaltungen großartige Schöpfungen.

## Von Fabriken und Ruinen. Das Prämonstratenserkloster Allerheiligen im Vergleich

### Baden auf dem Weg ins Industriezeitalter. Klöster werden zu Fabriken

Das ehemalige Prämonstratenserkloster Allerheiligen teilt sein Schicksal mit zahlreichen Anlagen, die erst wieder interessant wurden und eine neue Wertschätzung erfuhren, nachdem mit ihrer Zerstörung bereits begonnen war. Bevor die Ruinen von Allerheiligen ein Dasein als Publikumsmagnet führten, hatte sich ein frühindustrieller Unternehmer die klösterlichen Gemäuer für sein wenig erfolgreiches Gewerbe zunutze gemacht und erheblich zu ihrer Demolierung beigetragen. Zerstörung und Neuanfang liegen in der zeitlichen Abfolge oft unmittelbar beieinander. Der Wechsel von der ungeliebten, kostenintensiven „Altlast“ hin zum geschätzten Baudenkmal vollzog sich mitunter rasch, manchmal aber auch mit erheblichen Brüchen.

Auf der Suche nach Käufern und Pächtern für die klösterlichen Immobilien sah es der Domänenfiskus besonders gern, wenn sich Gewerbetreibende und Unternehmer um die leerstehenden Gebäude bewarben. Das versprach nicht nur zusätzliche steuerliche Einkünfte, es half obendrein dem badischen Staat, den Anschluß an die in ganz Europa immer schneller voranschreitende Industrialisierung zu halten. Die Ansiedlung eines Unternehmens in einer strukturschwachen Gegend verschaffte der Bevölkerung Arbeit und entlastete den Staat auch in sozialer Hinsicht. Da in Baden die Modernisierung des Landes gewünscht war, wurde die Gründung einer Fabrik als *patriotisches Werk* begrüßt<sup>36</sup>. Die Nachfrage nach leerstehenden Klöstern war jedoch insgesamt eher verhalten.

Das erste Kloster, welches gewerblichen Zwecken zugeführt wurde, war das bereits durch Joseph II. aufgehobene Franziskanerinnenkloster in Säckingen<sup>37</sup>. Für die Konventgebäude von Ettenheimmünster interessierte sich unmittelbar

<sup>36</sup> Vgl. hierzu W. FISCHER 1962.

<sup>37</sup> W. FISCHER 1962, S. 207.

nach der Aufhebung schon 1803 die Handelsgesellschaft Wunderlich & Herbst in Lahr; 1804 wurde der Pachtvertrag geschlossen<sup>38</sup>. Bald stellte sich heraus, daß der Unterhalt der stattlichen Anlage für das Unternehmen unwirtschaftlich war, so daß nach und nach mit dem Verkauf der Gebäude auf Abbruch begonnen wurde. Heute stehen nur noch Reste der Umfassungsmauer und ehemaliger Wirtschaftsgebäude. Im Kloster Günterstal wurde 1812 eine Baumwollspinnerei untergebracht, 1829 vernichtete ein Großbrand die Anlage. Auch für St. Peter im Schwarzwald war eine gewerbliche Nutzung vorgesehen, allein die ungünstige Verkehrsanbindung vereitelte den Verkauf. Erfolgreich hingegen entwickelte sich das 1815 in die Propstei Waldkirch eingezogene Unternehmen, eine Baumwollmanufaktur mit Türkischrotfärberei und chemischer Schnellbleiche.

#### Kloster Sankt Blasien

Als *Samenkorn* der Industrialisierung Badens sollte die Maschinenfabrik, die 1809 in die Konvent- und Wirtschaftsgebäude Sankt Blasiens einzogen, eine einzigartige Rolle spielen<sup>39</sup>. Unter der Leitung des Technikers Johann Georg Bodmer und des Kaufmanns David Seligmann entstand hier ein *Schrittmacher der Industrialisierungskultur*<sup>40</sup>, sozusagen ein Musterunternehmen an technischer Innovation und frühindustrieller Sozialversorgung; 1821 lebten und arbeiteten über 800 Menschen in Sankt Blasien. Neben Baumwollspinn- und Webmaschinen wurden ab 1810 hier Gewehre produziert, außerdem verfügte die Fabrik über eine eigene Spinnerei. Die Maschinen von Sankt Blasien fanden im ganzen Land Absatz, und auch das hier gewobene Tuch war für seine Qualität berühmt.

1806 war die begüterte Benediktiner-Fürstabtei Sankt Blasien säkularisiert worden. Anders als die Konventgebäude, blieb die Klosterkirche Staatseigentum und wurde 1808 zum Abbruch freigegeben. Sie war bereits ausgeräumt und die Kupfereindeckung dem Unternehmen Bodmer/Seligmann überlassen worden (1810)<sup>41</sup>, da intervenierte der oberste badische Baubeamte, Friedrich Weinbrenner. Als Architekt des Klassizismus erkannte er die Bedeutung des großartigen, erst 25 Jahre zuvor durch Pierre Michel d’Ixnard fertiggestellten Kuppelbaus als Werk zeitgenössischen Architekturschaffens<sup>42</sup>. Als schließlich sogar die Großherzogin Stephanie Beauharnais sich für den Erhalt dieses französisch geprägten, frühklassizistischen Bauwerks einsetzte, schien die Klosterkirche zunächst gerettet. In den frühen Reiseführern zum Schwarzwald fand Sankt Blasien ausführliche Erwähnung, und von außen betrachtet hatte sich an der Anlage seit 1806 auch gar nicht

<sup>38</sup> Ebd., S. 198–200.

<sup>39</sup> W. FISCHER 1962, S. 209–268.

<sup>40</sup> Ebd., S. 248.

<sup>41</sup> Ebd., S. 235.

<sup>42</sup> Vgl. hierzu und im folgenden WÖRNER 1984.

viel verändert; die Maschinen- und Gewehrfabrik in den Konventgebäuden trat äußerlich kaum in Erscheinung. Dies sollte sich ändern.

Nach der Jahrhundertmitte stieg Sankt Blasien von der Arbeitersiedlung zum Luftkurort auf; sogar der Großherzog verbrachte hier jährlich einen Ferientaufenthalt. Als Quartier bezog er Räume in der „altdeutsch“ möblierten Privatwohnung des Fabrikbesitzers, dem umgebauten ehemaligen Festsaal der Abtei.

1874 brach in der Klausur ein Brand aus. Ein Teil der Gebäude wurde vernichtet, die Kirche stand in Flammen, und die Kuppel stürzte ein. Nach der Brandka-



Abb. 10: Sankt Blasien. Über den Grundmauern der niedergebrannten Konventgebäude wurde eine Industriehalle errichtet. Photo um 1920

tastrophe entstand über den Grundmauern der verwüsteten Konventgebäude eine moderne Industriehalle mit Sheddach und hoch aufragendem Schornstein (Abb. 10). Von der Klosterkirche erneuerte man nur den Chor, denn dieser wurde als Pfarrkirche genutzt. Die Rotunde erhielt zwar eine neue Eindeckung, sie wurde aber nur notdürftig und provisorisch hergerichtet.

Der Streit um den Denkmalwert des d'Ixnardschen Zentralbaus zog sich noch jahrelang hin, bis sich 1905 die Oberbauräte Carl Schäfer und Friedrich Ostendorf gegen den Widerspruch des erzbischöflichen Baudirektors Max Meckel durchsetzen konnten und die ruinierte Rotunde repariert wurde; Ostendorf selber und Ludwig Schmieder waren die Architekten der Wiederherstellung und stießen mit ihren Baumaßnahmen in der zeitgenössischen Architektenschaft auf lebhaftes Interesse. Nach dem Ende der Fabrik 1933 wurde die Industriehalle abgerissen. In Sankt Blasien ließ sich der Jesuitenorden nieder und errichtete für ein Kolleg die Klostergebäude neu. Nachdem 1977 schließlich wiederum ein Großbrand den westlichen Teil der Klausur und das Abteigebäude vernichtet hatte, entschloß man sich, mit großem Aufwand die gesamte Anlage wieder instandzusetzen.

*Nach Abschluß aller dieser Arbeiten erstrahlen nun die historischen Räume der einstigen Abtei und die altehrwürdige Klosterkirche wieder in jenem Glanz, der ihnen in den Tagen Fürstabt Martin Gerberts zu eigen gewesen sein dürfte*<sup>43</sup>. So jedenfalls wurden die Maßnahmen von konservatorischer Seite beurteilt, welche neben dem Kolleg in den neu errichteten Gebäuden aus den Ruinen einer Fabrik eine Klosteranlage hatten wiedererstehen lassen.

#### Kloster Frauenalb

Auch in die säkularisierte Klosteranlage Frauenalb (Abb. 11 a, b) zog ein Fabrikunternehmen ein. Der bereits aus Allerheiligen bekannte Maschinen-Erfinder Brenneisen betrieb hier seit 1806 die Entwicklung einer *Schlumpff- und Streichmaschine* für die Wollspinnerei sowie seit 1809 eine Baumwollmanufaktur<sup>44</sup>. Für die Bauwerke in Frauenalb hatte diese Form der neuen Nutzung fatale Folgen. Nachdem Brenneisen sich mit der Besitzerin des Klosters, der Gräfin von Hochberg, überworfen hatte und er neben seiner Fabrik ein Lazarett dulden mußte, zerstörte er 1814 seine Anlage eigenhändig und schädigte bei dieser Aktion die Gebäude erheblich. 1853 schließlich ging die Fabrik und damit die Klostergebäude vollständig in Flammen auf. Die Gebäude waren zerstört, und niemand war mehr daran interessiert, sie so weit wieder instandzusetzen, daß sie für eine Nutzung taugten.

<sup>43</sup> WÖRNER 1984, S. 129.

<sup>44</sup> W. FISCHER 1962, S. 200–206.

Anders jedoch als im Fall Allerheiligen konnte der ruinierten Anlage kein malerischer Reiz abgewonnen werden – obwohl hier alles geboten war, was das romantische Auge einer Ruine abverlangte: das Albtal als reizvolles Landschaftsbett, durchzogen von einem gefällig mäandernden Fluß, es gab ausgedehnte Wälder in unmittelbarer Nähe und auch schroffe Felsen. Frauenalb besaß eine Eigenschaft, die einer Ruine im Sinn der Romantik nicht gut zu Gesicht stand: Die Architektur war nicht mittelalterlich, sondern barock. Wie Lichtenthal gehört der ehemalige Benediktinerinnenkonvent im Albtal zu den zahlreichen Klosteranlagen im deutschen Südwesten, die nach Plänen des Vorarlberger Barockbaumeisters Peter Thumb errichtet worden waren; 1736 waren Kirche und Konvent fertiggestellt. Auch August von Bayer billigte 1858 den geplanten Abbruch der Gebäude, denn im Gegensatz zu den Trümmern von Allerheiligen besaßen sie in seinen Augen eben nicht den *Alterthumswert*<sup>45</sup>, auf den es ankam.

Als die Frauenalber Klosteranlage endlich als erhaltenswertes Denkmal gewürdigt wurde, hatte die Denkmalpflege in Baden schon mehr als ein halbes Jahrhundert Geschichte gemacht. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein dachten die wechselnden Besitzer immer wieder daran, in der Ruine doch wieder ein gewinnbringendes Unternehmen unterzubringen, scheiterten aber an den zu hohen Kosten, die für eine umfassende Instandsetzung angefallen wären. 1902 kam man nicht mehr umhin, das Mauerwerk notdürftig sichern und abdecken zu lassen, aber noch immer hielt sie sogar der großherzogliche Konservator für Bauten *von geringer Bedeutung* und schrieb sie nach *dem Stilcharakter der späteren großzügigen Renaissance* zu<sup>46</sup>.

Der Besitzer der Ruine, Freiherr von Babo, war sich zu dieser Zeit zwar bereits über den ideellen Wert seines Besitzes im Klaren, konnte aber aus eigener Tasche den Erhalt des Bauwerks nicht finanzieren. Also versuchte er nachdrücklich, dem Ministerium den Denkmalcharakter Frauenalbs näherzubringen. 1903 schlug er ein recht ungewöhnliches Nutzungskonzept für die Ruine vor<sup>47</sup>. Unter der Kirche und den östlichen Konventgebäuden liegen gewölbte Kellerräume mit enormen Ausmaßen; auch diese aufwendigen Substruktionsbauten mußten baulich unterhalten werden. Um dem Staat die Finanzierung der anfallenden Gewölbereparaturen näherzubringen, brachte von Babo eine originelle Idee ein, für die er auch schon einige Mitstreiter gewonnen hatte. Er schlug vor, die unterirdischen Räume zeitgenössischen Künstlern zur Verfügung zu stellen, und zwar *nach Richtung der so selten gebotenen grande peinture. Das ins Auge gefaßte Unternehmen wäre: In den zu diesem Zwecke ihres großen Umfanges wegen sowie wegen ihrer romantischen Lage außerordentlich geeigneten unterirdischen Räumen der Ruine eine Ausstellung großer biblischer Gemälde nach Art der bei Panora-*

<sup>45</sup> VON BAYER 1858, S. 32.

<sup>46</sup> GLAK 235/47746, Bericht über die Tätigkeit des Grh. Konservators der öffentl. Bau-  
denkmale in den Jahren 1902 und 1903.

<sup>47</sup> GLAK 235/47500, 8. November 1903.



Abb. 11 a: *Frauenalb, Ansicht der Klosteranlage von Nordosten am Ende des 18. Jahrhunderts. Druck von 1898 nach einer früheren Darstellung*



Abb. 11 b: *Die Ruinen von Frauenalb. Ansicht von Südosten. Photo um 1895*

*men und Dioramen zu machen. [...] Da die sofortige Herstellung der Ruinenkeller kaum aus der Zeit flüssigen Mittel der Commission für Erhaltung badischer Alterthümer bestritten werden kann und ich selbst nicht in der Lage in betreff meines Besitzthumes weitere große Kosten auf mich zu nehmen, so möchte ich*

dem Hohen Ministerium vorschlagen und zwar eine Lotterie mit Ankauf von Gemälden, welche dann gleichzeitig eine Erleichterung in der Nothlage der jungen Künstlerwelt bringen würde<sup>48</sup>. Die Idee des Freiherrn war so modern, daß sie erst in der Gegenwart wieder aufgegriffen wurde. Heute wird die Ruine von der Liegenschaftsverwaltung Künstlern als Gestaltungsobjekt für Rauminstallationen, für Ausstellungen und Konzerte zur Verfügung gestellt.

Damals jedenfalls wurde auf die Bemühungen des Freiherrn nicht reagiert. Nach dessen Tod wurde die Ruine an mehrere Besitzer weiterverkauft. Die AOK Heilbronn kaufte 1919 den Gasthof *Zum Klosterhof* und ließ an dessen Stelle ein neues Erholungsheim erbauen, das heute die Ansicht von Südosten beherrscht. Die neue Besitzerin der Klosterruine, eine Privatperson, ging ebenfalls forsch ans Werk, ließ Bäume fällen und legte einen Mauerzug nieder, um eine Nervenheilanstalt einzurichten<sup>49</sup>. Das geschah 1920, als der Heimatschutz als gesellschaftlich relevante Bewegung fungierte und auf alte Gebäude, historisch gewachsene Ensembles und die Landschaft ein wachsames Auge hatte.

Erst jetzt wurde der Ruf nach einem wirksamen Schutz für Frauenalb und seine Umgebung laut sowie nach einem Rückerwerb der Anlage in staatlichen Besitz. Am 23. Juni 1921 wurde als erste Handhabe eine ortspolizeiliche Vorschrift erlassen, um *das vorhandene Orts-, Landschafts- oder Naturbild von und bei Frauenalb, insbesondere auch den Fernblick auf die ehemaligen Klosteranlagen* zu erhalten. Veränderungen am Äußeren der Gebäude, der Brunnen, Bildstöcke oder auch der Malereien, die geschichtlichen, kunstgeschichtlichen oder künstlerischen Wert besaßen, *konnten* von der Polizeibehörde untersagt werden, *wenn hierdurch die Eigenart oder der Eindruck des Bauwerks oder des Gesamtbildes Not leidet*. Auch *das Aufstellen von Reklame/schildern und Schaukästen und das Anbringen von Abbildungen und Aufschriften, Verzierungen [...] und dergl. mehr, an Gebäuden oder im Freien unterliegt der Genehmigung der Baupolizei-Behörde*<sup>50</sup>.

Noch war aber nicht festgelegt, welche Bauten, Bauteile oder Gebäudegruppen gemeint waren, und die Bestimmungen beinhalteten ja auch nur eine Kann- und keine Muß-Vorschrift. Prompt wurde aber die Besitzerin mit einer stattlichen Geldbuße belegt, weil sie bereits wieder bauliche Veränderungen vorgenommen hatte. Daraufhin wollte diese einen Teil des Geländes veräußern, was ihr jedoch untersagt wurde, weil es sich nun in Frauenalb um ein *kulturbeschichtlich bedeutendes Gelände* handelte. Da Frauenalb aber nun öffentlich zum *historisch-baugeschichtlich und landschaftlich gleich wertvollen Baudenkmal* und zum *Schmuckstück des Albtais* aufgestiegen war, gerieten die Behörden bezüglich des Erhalts

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> GLAK 235/47500, 11. Mai 1921.

<sup>50</sup> Ebd., 23. Juni 1921.

der Ruine unter einen gewissen Zugzwang<sup>51</sup>. Dennoch: Es geschah wieder nichts, die ruinierten ehemaligen Klostergebäude zerfielen für weitere 15 Jahre.

Erst der einflußreiche Otto Linde brachte die längst überfällige, erste Instandsetzung der Ruine von Frauenalb im Sinn der Denkmalpflege zustande. Das nötige Geld beschaffte er über eine Lotterie und – wie in Allerheiligen – über den Fonds der Reichsgrenzlandfürsorge bzw. der Reichswesthilfe. 1936 endlich konnte mit der Sicherung der Trümmer begonnen werden<sup>52</sup>. Planunterlagen für die auszuführenden Maßnahmen gab es noch keine, so daß erst jetzt Lagepläne, Schnitte und Bauaufnahmen von der Ruine gefertigt wurden. Bäume, Sträucher, Terrainaufschüttungen und umherliegender Abfall wurden aus der Ruine entfernt, Gelände und Mauerwerk trockengelegt, die Terrainhöhen angeglichen und verdeckte Mauerzüge freigelegt. Nur der noch vorhandene Bestand sollte *in einen baulich einwandfreien Zustand* gebracht werden, *sodaß also keinerlei Restaurierungs-, sondern nur Konservierungsarbeiten inbetracht* kamen. *Der Hauptsache nach* sollte das Mauerwerk gefestigt und *ein solider Verband unter den Hausteinen* hergestellt werden<sup>53</sup>. Risse, Sprünge und Hohlstellen wurden verfüllt. Die Sicherungsarbeiten begannen an der besonders gefährdeten Doppelturmfassade und mit der Gestaltung des Vorplatzes und der Vorhalle im Westen, mußten dann aber kriegsbedingt abgebrochen werden<sup>54</sup>. Auch die Lotterie wurde eingestellt, die Geldquelle war versiegt, und zur Sicherung der Längswände und des Ostabschlusses der Kirche kam es erst Ende der 1950er Jahre<sup>55</sup>. Seit 1960 kümmert sich in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt die *Stiftung Frauenalb* um den Erhalt der Ruine.

### Ruinenromantik und Badekultur: Herrenalb und Hirsau

Die ehemaligen Klöster Herrenalb und Hirsau gehören wie Allerheiligen zur Gruppe jener Denkmäler, die der Ruinennostalgie der Romantik eine uneingeschränkt gefällige Kulisse boten (Abb. 12, 13). Ähnlich wie die Trümmer des Klosters Allerheiligen wurden auch ihre Architekturfragmente in nahezu vollkommener Weise den Erwartungen gerecht, die an eine Ruinenarchitektur gestellt wurden<sup>56</sup>, und ebenso wie die gut erhaltenen mittelalterlichen Klöster Maulbronn, Bebenhausen, Alpirsbach und Lichtenthal wurden sie schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts für den Fremdenverkehr vereinnahmt. Ein frequentiertes Heilbad in der Nachbarschaft oder eines, das es erst noch werden sollte, ließ

<sup>51</sup> GLAK 235/47500, 8. August 1921; Karlsruher Tagblatt, 12. April 1923; 15. Januar 1930.

<sup>52</sup> GLAK 235/47500, 20. Dezember 1935; 28. Januar 1937; 23. Februar 1938.

<sup>53</sup> Ebd., 28. Januar 1937.

<sup>54</sup> Ebd., 7. Februar 1940.

<sup>55</sup> Zur Klosterruine Frauenalb vgl. HUTH 1977.

<sup>56</sup> Vgl. HÖGERLE, ZOLLER (o.J.).



Abb. 12: Das „Paradies“ der ehemaligen Klosterkirche Herrenalb. Carl Ludwig Frommel, Pinsel in Sepia über Bleistiftzeichnung 1826

sich zusammen mit einem attraktiven, in eine stimmungsvolle Landschaft eingebetteten Monument gut vermarkten. Der Tourismus stand dem Erhalt der historischen Bauwerke nicht im Weg, im Gegenteil: Der Fremdenverkehr war ein gewinnbringender und deshalb gewünschter Wirtschaftszweig, der gerne als Argumentationshilfe herangezogen wurde, wenn es um die Bewilligung und Finanzierung von Instandsetzungsmaßnahmen ging.

Die bekannteste Attraktion in Hirsau war zunächst die Ruine des herzoglichen Schlosses mit der prächtigen Ulme, die aus ihr emporwuchs. Die Symbiose von Ruine und Natur hatte sich hier auf engstem Raum so verdichtet, daß der Phantasie Flügel wuchsen und den Baum mitsamt den Trümmern auf den Schwingen der Poesie weit ins Land trugen: Hirsau konnte ohne das ausgesprochen populäre Gedicht von Ludwig Uhland über die Ulme nicht gedacht werden. Als Ausflugsziel vom nahegelegenen königlichen Wildbad und den benachbarten Heilquellen Liebenzell und Teinach aus gewann Hirsau mit seiner imposanten Ansammlung von Ruinen rasch an Bekanntheit<sup>57</sup>. Deshalb war man von Staats wegen auch bereit, in diese Sehenswürdigkeit zu investieren. 1836 wurde das Jagdschloß erst-

<sup>57</sup> Vgl. KERNER 1811.



Abb. 13: *Hirsau*. Caspar Obach, *Lithographie um 1840*

mals mit Eisenbändern gesichert, und 1845 erhielt der Kreuzgang eine Plattenabdeckung, um weiterem Verfall vorzubeugen<sup>58</sup>.

Obwohl bereits Sicherungsarbeiten im Gang waren, wurde der Baubestand noch lange Zeit weiter demoliert. Der Grund für dieses absurde Vorgehen lag in der besitzrechtlichen Situation. Das Kloster Gelände und die Gebäude waren nach der Zerstörung durch die französischen Truppen 1692 in weiten Teilen in Privatbesitz übergegangen. Vor einer Rückerwerbung der betroffenen Bereiche hatte der Staat keine rechte Handhabe, die Ruine insgesamt unter Schutz zu stellen<sup>59</sup>.

Erst nachdem Eduard Paulus, der 1875 im Rahmen der Vorbereitung des Kunstdenkmälerinventars begonnen hatte, in Hirsau archäologische Grabungen durchzuführen und die Ruine bau- und kunstgeschichtlich zu erforschen, wurde der konsequente Rückkauf der Grundstücke durch den Staat betrieben – der aber auch heute noch nicht vollständig abgeschlossen ist. Hirsau hat es in erster Linie Eduard Paulus zu verdanken, daß der Stellenwert der Einzelgebäude wie der Ge-

<sup>58</sup> Vgl. hierzu und im folgenden LUTZ 1991, S. 65.

<sup>59</sup> LUTZ 1991, S. 63–72.

samtanlage in der Bau- und Kunstgeschichtsforschung eine feste Verankerung fand.

Zeitgleich mit Paulus' Forschungen wurde die Ruine weiter gesichert, repariert und für den Fremdenverkehr erschlossen. Seit 1884 wurden Versuche unternommen, bei den Erdarbeiten gefundene Stücke zu sammeln und museal aufzubewahren, und 1892 erhielt Hirsau einen *Cameralamtsdiener*, der mit der Aufsicht und Pflege der Ruine beauftragt war. Um 1895 formierte sich wie überall im Schwarzwald auch in Hirsau ein *Verschönerungsverein*, der sich der Förderung des Fremdenverkehrs und der Pflege der Heimatgeschichte widmete. Jetzt, an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, wurde der Tourismus zum Problem. Dem Verschönerungsverein war auch an der Verschönerung des Ruinengeländes gelegen. Damit geriet er in Konflikt mit der Domänenverwaltung, dem Bauamt und dem Kameralamt, die um den *Charakter der ganzen Anlage* fürchteten und *moderne Zutaten* möglichst fernhalten wollten. Dies war der Auftakt dafür, daß zwischen der gewinnbringenden Nutzung als touristischer Sehenswürdigkeit und der Sorge um den Erhalt ein bis in die Gegenwart reichender Konflikt entstand.

Auch das wissenschaftliche Interesse an der Hirsauer Klosteranlage stieg kontinuierlich an. Eine gründliche Instandsetzung wurde vorgenommen, wobei auch Grabungsarbeiten und partielle Rekonstruktionen nicht ausblieben. Im Spannungsfeld zwischen touristischer Erschließung, archäologischer Spurensuche und denkmalpflegerischen Bemühungen veränderte sich das Erscheinungsbild der Ruine in der Folgezeit erheblich. Das erging nicht nur Hirsau so, sondern allen Ruinen, die – nicht nur als Geschichtszeugnisse, sondern auch als attraktive Ausflugsziele – vor dem weiteren Zerfall bewahrt wurden.

Je „romantischer“ eine Ruine wirkt, desto gefährdeter ist sie in ihrem Bestand. Je angestrengter die Bemühungen sind, den weiteren Zerfall eines bereits zerfallenen Bauwerks aufzuhalten, desto weniger spricht aus ihm die Vergänglichkeit und die Vergeblichkeit menschlichen Seins und Tuns, die Vanitas-Allegorie, die der romantischen Ruine innewohnt. Je mehr in der Ruine das zu bewahrende, wissenschaftlich interessante Bauwerk gesehen wird, desto größer ist die Bereitschaft, die Ruine dem Jenseits zu entreißen und sie künstlich und – mal mehr, mal weniger – künstlerisch ans Diesseits zu binden. Je weiter sich das 19. Jahrhundert entfernte, desto weiter entfernte sich auch die Ruinenromantik. Je weiter das 20. Jahrhundert voranschritt, desto ordentlicher, gepflegter und musealer wurde es auch in den Ruinen.

### **Von der optimal genutzten Immobilie zum modernen Denkmal. Die Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen im Vergleich**

Klostergebäude, die wie in Ochsenhausen als möglichst optimal zu nützende Immobilien gesehen und erst vergleichsweise spät als schützenswerte Denkmäler ge-

würdigt wurden, stellen nicht die Ausnahme, sondern die Regel dar. Nicht nur die riesige Baumasse barocker Anlagen und Einzelbauten Neuwürttembergs (in Altwürttemberg sind nach dem 15. Jahrhundert keine nennenswerten Anlagen mehr entstanden) und der katholischen Landesteile Badens zählen zu dieser Kategorie, sondern auch die zahllosen Bettelordensniederlassungen in den Städten. Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein blieben sie Stiefkinder der Kunst- und Bauschichtsforschung und der Denkmalpflege.

Den Barockklöstern Oberschwabens half nicht einmal ihre oft ungemein reizvolle landschaftliche Umgebung. Daß die ehemaligen Klosterkirchen mitsamt der Ausstattung hier dennoch in den meisten Fällen vergleichsweise gut und oft sogar komplett erhalten blieben, ist wohl darauf zurückzuführen, daß sie nach der Säkularisation in katholische Pfarrkirchen umgewandelt wurden. Die katholischen Gemeinden hatten unter der württembergischen Krone keinen leichten Stand. Sie wurden einer aus Stuttgart kommenden protestantischen Verwaltung unterstellt, die besonders streng über die seit 1803 stark reglementierten katholischen Riten und Kulthandlungen wachte. Unter diesen Umständen entwickelten die katholischen Gemeinden ein besonderes Bedürfnis nach Abgrenzung von den protestantischen Bürokraten und nach Pflege der eigenen Tradition. Geld für Neuan-schaffungen und Stiftungen war lange Zeit nicht vorhanden, so daß in den Kirchenräumen eine intensive Bestandspflege betrieben wurde. Dies kam den barocken Raumschöpfungen zugute. Was nicht nach Stuttgart geholt oder verkauft worden war, blieb, wie es war. Die Konvent- und Wirtschaftsgebäude hingegen verschwanden, wenn sie nicht – wie auch immer – genutzt wurden.

#### Abteien als fürstliche Residenzen

Die vornehmste Nutzungsform war diejenige der fürstlichen Residenz. Die Abtei- und Konventgebäude, die oft erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fertiggestellt worden waren, zeigten sich auch den sehr hohen Ansprüchen der neuen weltlichen Besitzer modern und komfortabel, und so waren für den Ausbau zur Residenz meist nur geringe finanzielle Investitionen nötig. Ochsenhausen wurde zum *Schloß Winneburg* der Fürsten von Metternich, in der Abtei Neresheim und im Damenstift Buchau residierten die Fürsten von Thurn und Taxis, den Prälatenbau der Abtei Weingarten nahm der Fürst von Nassau-Dillenburg zur Sommerresidenz, in der Abtei Gutenzell unterhalten noch heute die Grafen von Törring einen Wohnsitz. Die Präsenz der neuen Herrschaft vor Ort machte eine neue Verwaltungs- und Dienstleistungsinfrastruktur erforderlich. Verwaltungsbeamte, Juristen, Förster, Forstaufseher, Dienstpersonal, Ärzte, Apotheker, Lehrer, Pfarrer usw. richteten sich in den Konvent- und Wirtschaftsgebäuden ein, so daß sich aus den Verwaltungs- und Versorgungsinstitutionen heraus auf dem ehemaligen Klosterareal langsam dörfliche oder auch kleinstädtische Strukturen entwickelten.

Im Reichsdeputationshauptschluß waren die Klöster Salem und Petershausen der badischen Fürstenfamilie als Ausgleich für ihre linksrheinischen Besitzverluste zugesprochen worden. Die ehemalige Zisterzienserabtei Salem wußte der badische Großherzog als Sommerresidenz zu schätzen, und die Abteigebäude des Klosters Petershausen in Konstanz wurden zum markgräfllich-badischen Schloß der Söhne Carl Friedrichs, Friedrich und Ludwig, die sich fortan *Grafen von Petershausen* nannten<sup>60</sup>.

#### Kloster Petershausen

Die ehemals freie Reichsabtei Petershausen zählte zusammen mit den Klöstern Reichenau, Salem, Weingarten und St. Gallen zu den bedeutendsten Abteien des Bodenseeraums. Schon 1807 nahm der badische Großherzog das Kloster in seinen persönlichen Besitz, so daß Friedrich und Ludwig ihre mit Petershausen neu erworbene Souveränität wieder verloren ging. Nachdem das Kloster nun als Residenz für die Söhne des Großherzogs nicht mehr attraktiv war, standen die Klostergebäude zur Disposition. Die romanische Kirche wurde 1819 geschlossen und 1832 abgebrochen, obwohl sie bereits 1825 als das bedeutendste unter den älteren Bauwerken der Stadt Konstanz Würdigung gefunden hatte<sup>61</sup>. Der Petershausener Klosterkirche also war jenes nicht unbekanntes Schicksal beschieden, das allerorten und zu jeder Zeit Probleme um Bauwerke löst, die zwar idealiter als wertvoll, realiter aber als lästig angesehen werden. Auch die Wirtschaftsgebäude verschwanden zum großen Teil. Die Abteigebäude wurden 1813/14 als Militärspital genutzt, bis 1850 die gesamte Anlage an das Kriegsministerium übergang und seitdem als Kaserne diente.

Vom gesamten Kloster Petershausen erschienen allein die Portalgewände der Kirche vom Ende des 12. Jahrhunderts mit den nahezu lebensgroßen Gewandfiguren des hl. Gregor und des hl. Gebhard sowie das skulptierte Tympanon erhaltenswert (Abb. 14 a–c). Sie galten als *seltene Denkmale, welche aus den Zeiten der Anfänge der deutschen Skulptur herkommen*<sup>62</sup>. Großherzog Leopold ließ das Portal im Jahr 1841 in die Gartenmauer seines Schlosses Neueberstein einsetzen, und Großherzog Friedrich ordnete 1867 dessen Überführung nach Karlsruhe zur Aufnahme in die Altertumsammlungen an<sup>63</sup>. Mit dem Neubau eines Sammlungsgebäudes war 1865 begonnen worden. Als Leiter der Sammlungen sorgte August von Bayer dafür, daß Abbau und Transport der Werksteine sorgfältig abgewickelt wurden. Das Objekt war ihm von seiner Bauaufnahme, die er schon 1822 in Petershausen gefertigt hatte, bestens bekannt.

<sup>60</sup> SPAHR 1983, S. 38.

<sup>61</sup> Vgl. K Konstanz 1983, S. 154

<sup>62</sup> GEORG HEINRICH KRIEG VON HOCHFELDEN 1852. Zit. nach K Konstanz 1983, S. 155.

<sup>63</sup> GRIMM 1993, S. 57.



Abb. 14 a: *Petershausen, Ansicht des Hauptportals der Klosterkirche. Sepiazeichnung von Franz Hegi um 1835*

1877 wurde auf dem Petershausener Klosterareal entlang der Bahnlinie ein weiterer Kasernenbau, eine Dreiflügelanlage in Schottenbauweise mit enormen Ausmaßen, errichtet<sup>64</sup>. Daß es zum Bau dieses Mannschaftsgebäudes kam, hatte folgenden Hintergrund: 1871 war die in Versailles beschlossene Militärkonvention in Kraft getreten, durch welche das großherzoglich-badische Heereskontingent ein

---

<sup>64</sup> BOYKEN 1987. – WENZEL 1995.



Abb. 14 b: *Das Hauptportal der ehemaligen Abteikirche zu Petershausen, eingebaut in die Gartenmauer von Schloß Eberstein. Louis Friedrich Hoffmeister, Aquarell über Bleistiftzeichnung um 1854*

unmittelbarer Bestandteil der preußischen Armee wurde. Die Würde eines dem Haus Hohenzollern verbundenen Regiments mußte selbstverständlich auch baulich ihren Ausdruck finden. Die neue Konstanzer *Klosterkaserne* repräsentiert ihrer gründerzeitlichen Formensprache nach, vor allem aber durch ihre gewaltigen, alle bislang in Konstanz gebauten Architekturdimensionen sprengenden Ausmaße dieses gemeinsame Stück badisch-preußischer Militärgeschichte. Auf dem ehemaligen Klostergelände vor den Toren der südlichsten aller badischen Städte herrschte nun *ein Hauch von „Preußens Gloria“*. Ein Jahrhundert lang, bis 1977, blieb die Kaserne militärisch genutzt und nahezu unverändert. Danach stand sie einige Jahre leer, keiner wußte so recht, was mit dem riesigen Bauvolumen geschehen sollte.

Die Doppelprojektion aus zwei vollkommen unterschiedlichen Geschichts- und Nutzungsepochen, dem Alten Reich und dem Kaiserreich, auf ein- und demselben Bildträger, dem Petershausener Klosterareal, einte die Frage nach dem Umgang mit Geschichtszeugnissen, oder konkret: nach dem Umgang mit historischer Bausubstanz und ihrer Weiternutzung. Hier wurde sie so gelöst: Die Abteigebäude der Barockzeit bezogen nach einer gründlichen Instandsetzung ab 1988 das Archäologische Landesmuseum, das Stadtarchiv und Verwaltungseinrichtun-



Abb. 14 c: *Das Portal von Petershausen im Mittelaltersaal der Schausammlung des Badischen Landesmuseums in Karlsruhe. Photo um 1970*

gen. Die Klosterkaserne wurde 1990–1994 statisch gesichert und für die Unterbringung der Polizeidirektion umgebaut<sup>65</sup>.

#### Kloster Salem

Salem, die bedeutendste Zisterzienserabtei im oberdeutschen Ordensgebiet des 18. Jahrhunderts, wurde im Oktober 1802 für den Kurfürsten Carl Friedrich von Baden in Besitz genommen, 1803 säkularisiert und ist seither Schloß der Großherzöge, bzw. seit 1918 der Markgrafen von Baden<sup>66</sup>. Salem ist aber auch landwirtschaftlicher Betrieb und nicht zuletzt wegen der Nutzung der ehemaligen Konventgebäude als Schule bekannt. Die enormen Baumassen, die man in Salem übernommen hatte, verursachten drückende Folgelasten, der die großherzogliche Verwaltung durch Verkäufe von Liegenschaften, Gerätschaften und entbehrlicher

<sup>65</sup> Ebd., S. 7–12. – KÄPPLEIN 1989.

<sup>66</sup> H. SCHMID 1980b.

Gebäude zu begegnen versuchte<sup>67</sup>. Hierzu gehörte der erst 50 Jahre vor der Säkularisierung errichtete große Vierungsturm über der Klosterkirche; 1807 wurde er abgetragen. Die Domänenkanzlei glaubte, die Baulast der Klosterkirche insgesamt los werden zu können, indem man sie in eine Pfarrkirche umwandelte. Für die Gemeinde war aber zunächst keine ausreichende Bestuhlung vorhanden – kurzerhand holte man die entbehrlich gewordenen Kirchenbänke aus der geschlossenen Wallfahrtskirche Birnau nach Salem. Was an Mobiliar und Gerätschaften für den Gottesdienst benötigt wurde, blieb in der Kirche; der Rest, einschließlich der drei Orgeln, wurde veräußert.

Die frühere Gemeindegkirche, die Leonhardskapelle beim Oberen Tor, stand nun leer. Ihre qualitätvolle Ausstattung gelangte in die Pfarrkirchen von Herdwanen, Weildorf und Mimmenhausen, das Gebäude wurde 1833 abgerissen. In den folgenden Jahren verschwanden auf dem Klosterareal auch noch andere entbehrlich gewordene Bauten: Neben dem Unteren Tor und beim Stockacher Tor wurden mehrere Häuser auf Abbruch versteigert, 1842 schließlich brach man beim Oberen Langbau das sogenannte Mittlere Tor ab. Der Platz des ehemaligen Stockacher Tors sollte gesäubert, eingeebnet und dem Eingang eines *fürstlichen Sommerwohnsitzes* gemäß angelegt werden. Die Abrisse dienten nicht allein der Beseitigung von Baulast. In Salem sollten auch Platzräume, Freiflächen und parkähnliche Anlagen entstehen, denn Salem war nicht mehr Klosteranlage sondern Residenz, und im Schloßhof war es deshalb von jetzt ab den Bewohnern untersagt, Tauben und Geflügel zu halten.

Stand bis in die 1860er Jahre der Bereich um die Prälatur mit dem fürstlichen Schloß im Mittelpunkt der Bemühungen um die Gebäude, so verstärkte sich gegen Ende des Jahrhunderts die Sorge um den baulichen Zustand der Klosterkirche<sup>68</sup>. 1864 lag bereits ein Gutachten über die dringend notwendige Instandsetzung vor, aber erst 1879 war der Streit um die Baupflicht zwischen der markgräflichen Standesherrschaft und dem katholischen Stiftungsrat gerichtlich entschieden: Der Stiftungsfond hatte die Instandsetzungskosten zu übernehmen. 1883 schließlich, nach 20jähriger Auseinandersetzung, konnten die Arbeiten aufgenommen werden.

Das Münster von Salem war zu dieser Zeit ein schon lange geschätzter mittelalterlicher Kirchenbau *allerersten Ranges, [...] der ein Gemeingut der deutschen Nation ist und zu dem alljährlich Hunderte von Künstlern und Kunstfreunden christlicher Baukunst wandern, um sich an den edlen Formen und der Großartigkeit seiner Konzeption zu erbauen*<sup>69</sup>. Auch das Erzbischöfliche Bauamt in Freiburg maß der Münsterkirche eine kunst- und baugeschichtlich außergewöhnliche Bedeutung bei: *Der Bau, um dessen Reparatur es sich handelt, [gehört] zu den wichtigsten Denkmälern mittelalterlicher Baukunst. [Die] Arbeiten, welche in*

<sup>67</sup> Vgl. hierzu und im folgenden SCHULZ 1984.

<sup>68</sup> Vgl. hierzu und im folgenden KNAPP 1988. – SCHULZ 1984, S. 183–191.

<sup>69</sup> Zit. nach ebd., S. 184.

*dieser Reparatur genehmigt [sind], sind so umfangreich und technisch wie artistisch so wichtige, daß dieselben eine ständige specielle Aufsicht durch einen gebildeten Architekten verlangen*<sup>70</sup>. In Franz Baer (1850–1891) hatte man diesen Architekten gefunden. Als erzbischöflicher Bauinspektor lagen in Baers Händen nahezu alle bedeutenden historischen Kirchenbauten Südbadens: das Breisacher Münster, das Münster in Konstanz (Seitenkapellen), die Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell, die Martinskirche und die Konviktkirche in Freiburg und schließlich auch das Freiburger Münster, dessen Vorhalle er 1886 instandgesetzt hat; an der Planung für eine großangelegte Restaurierung des gesamten Freiburger Münsters arbeitete er bis zu seinem Tod.

Mit Franz Baer also war ein hochkompetenter Architekt nach Salem gekommen. In – nicht selbstverständlichem – uneingeschränktem Einvernehmen mit der Domänenkanzlei wurde an der Münsterkirche eine Instandsetzung vorgenommen, die an ausgesprochen modern anmutenden Vorgaben ausgerichtet war. In die wilhelminische Epoche läßt sie sich nicht einordnen, und in der Geschichte der Denkmalpflege weist sie weit ins 20. Jahrhundert voraus (Abb. 15 a, b): Restaurierungen, die Veränderungen, Erweiterungen oder Verschönerungen an der Salemer Kirche mit sich gebracht hätten, wurden entschieden abgelehnt. Salem sollte *in seinem Bestande erhalten werden, zu dem nichts Neues hinzugefügt werden soll*. Schon die Ausschreibung der Arbeiten war ungewöhnlich präzise formuliert. Sie ging so weit ins Detail, daß sogar die Vorgabe Erwähnung fand, auszubessernde Maßwerkstücke sollten *nach altem Modell* geschaffen werden. Die neu zu ergänzenden Werkstücke stellte man dann auch akribisch genau nach Pausen der Originalteile her. Geradezu vorbildlich war die Dokumentation des vorgefundenen Bestandes. Als besondere denkmalpflegerische Leistung für das 19. Jahrhundert ist zu würdigen, daß die klassizistische Verenakapelle (mit Ausnahme ihres Aufsatzes) erhalten blieb, und auch die stilistischen Uneinheitlichkeiten an der Westfassade wurden nicht geglättet, sondern belassen. Unter der zeitgenössischen Architektenschaft stießen die in Salem umgesetzten Prinzipien und angewandten Methoden auf starkes Interesse.

Erst nach dem krankheitsbedingten Weggang Baers aus Salem war es mit der am historischen Bestand ausgerichteten Sorgfalt vorbei. Der *unschöne* Wimperg über dem Hauptportal verschwand, und an der Ausarbeitung der Werkstücke wurde gespart. Nachdem die Steinarbeiten 1890 zum Abschluß gekommen waren, erhielt der gesamte Kirchenbau über dem Olivgrau des Rohrschacher Sandsteins einen Anstrich *in Käsefarbe*.

Daß die Salemer Münsterkirche auch über die Jahrhundertwende hinaus von Eingriffen und Veränderungen verschont blieb, war dem großherzoglichen Haus zu verdanken, dem 1909 das Eigentum an der Kirche und seiner Ausstattung zugeschrieben wurde. Ihm oblag nun die Baupflicht, und gehandelt wurde weiter-

---

<sup>70</sup> Zit. nach KNAPP 1988, S. 139.



Abb. 15 a: Westfassade der Klosterkirche Salem vor der Instandsetzung. Photo um 1870/80



Abb. 15 b: Westfassade der Klosterkirche Salem, heutiger Zustand. Der Wimperg über dem Portal und die Blattkapitelle im unteren Fenstergeschoß sind nicht mehr vorhanden. Photo 1984

hin nach dem bereits bestehenden Grundsatz, daß *Änderungen einschließlich sogenannter Verschönerungen* zu unterbleiben haben.

Die Konventgebäude hatte Prinz Max 1906 der Gemeinde Salem zur Einrichtung einer Gewerbe- und Haushaltungsschule überlassen. Nach dem Ersten

Weltkrieg gründete er erneut eine Schule, die wegen ihrer Erziehungsprinzipien bald weltweit bekannt sein sollte. Mit Forstwirtschaft, Weinbau und den verpachteten Höfen wurde Salem nach dem Zweiten Weltkrieg ein Wirtschaftszentrum von regionaler Bedeutung. Bis vor wenigen Jahren, als die markgräfllich-badische Verwaltung gewahrt wurde, daß ihr Kapital an Immobilien und gehorteten Kunstschätzen „tot“ war, bemühte man sich in Salem sehr um den Erhalt der Klosteranlage als Kulturgut im Einklang mit einer verträglichen Nutzung. Erst in jüngster Zeit wurden erhebliche Anstrengungen unternommen, dem kunst- und kulturgeschichtlich hochbedeutenden Denkmal mit dem Tourismusgeschäft einen optimalen finanziellen Ertrag abzurufen.

#### Von fürstlichem in staatlichen Besitz

Von den oberschwäbischen Abteien, die 1802/03 zur Entschädigung den Reichsgrafen zugefallen waren, gelangten die meisten 1806 unter württembergische Landeshoheit. Nicht nur für Ochsenhausen bedeutete dies eine Zäsur, auch für Schussenried, Isny, Weingarten, Weissenau und Marchthal änderten sich die Verhältnisse erneut. Früher oder später kamen die ehemaligen Reichsstifte durch Verkauf ganz an die württembergische Krone, aus den fürstlichen Residenzen oder Landgütern wurden württembergische Verwaltungssitze. Die Mönche und Nonnen, denen von den Fürsten in der Regel bislang ein Leben in klösterlicher Kommunität weiter gestattet war, mußten die Konvente nun endgültig verlassen. Aus den klösterlichen Immobilien zog der württembergische Staat nicht allein finanzielle Vorteile durch Verpachtung und Verkauf, gerade die Klausurgebäude wurden durch staatliche Institutionen belegt, die für die Versorgung und Verpflegung großer Personengruppen aufkommen mußten; sie wurden zu Heimen, Anstalten, Gefängnissen, Schulen, Lazaretten und Kasernen.

Der Bedarf an Gebäuden für Anstalten, Heime, Kliniken und Gefängnisse war gestiegen, nachdem an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der Umgang mit Menschen am Rand der Gesellschaft in ganz Europa reformiert wurde. Zwischen Besitz- und Obdachlosen, Waisen, Kranken, Gebrechlichen und Kriminellen wurde stärker differenziert, und aus den *gemischten Asylen* sowie *Zucht- und Arbeitshäusern* entwickelten sich unterschiedliche Einrichtungen, deren Status entsprechend den Insassen definiert und abgegrenzt war. Württemberg schloß sich dieser Reform an. Die leerstehenden Klöster im Land erlaubten, den entsprechenden Raumbedarf zur Genüge zu decken.

#### Kloster Zwiefalten

Zur Einrichtung psychiatrischer Kliniken eigneten sich die großen Barockklöster aus medizinischer Sicht ihrem Baubestand und ihrer Lage nach hervorragend. Sie

verfügten über [...] eine freie, gesunde, relativ einsame oder vielmehr abgesonderte, aber heitere und offene Lage, hinlänglicher Raum des Gebäudes zur Vertheilung und Absonderung der Kranken, so wie auch der Reconvalescenten, und diesem entsprechende Stellung und Streckung des Gebäudes, oder einzeln nebeneinander gestellte und communicierende Gebäude und wo möglich ein wohnliches und gesundes Erdgeschoß, vorzüglich recht vieler dem Gebäude sich anschließender freier Platz und Ländereien (Gärten, Feldgüter); gutes Trinkwasser, und wo möglich zugleich fließendes Wasser, die Nachbarschaft einer Stadt und wo möglich einer Stadt welche theils den Bedarf für die Oekonomie und Verpflegung der Kranken liefere, theils eine Art naber Controle und dann auch in wissenschaftlicher und Kunst Beziehung einige Hilfsmittel so wie einigen anregenden Einfluß für die Anstalt darbieten kann [...] <sup>71</sup>.

Die erste württembergische Heil- und Pflegeanstalt für psychisch Kranke war noch eine gesonderte Abteilung des Landesgefängnisses in Ludwigsburg, das sogenannte *Tollhaus*. Als man in der Medizin begann, den Umgang mit den Geisteskranken planvoll zu gestalten und zwischen heilbaren und unheilbaren Krankheiten zu unterscheiden, hatte das Ludwigsburger *Tollhaus* ausgedient. Es wurde geschlossen, und die 46 Insassen kamen nach Zwiefalten. 1812 waren die Konventgebäude des ehemaligen Benediktinerklosters in *ein solides, gesundes und wohlaussehendes Irrenhaus*, die *Landesirrenanstalt*<sup>72</sup>, umgewandelt worden. Was diese Variante der Neunutzung einer ehemaligen Klosteranlage betrifft, schuf Württemberg 1812 in Zwiefalten einen Präzedenzfall. Ab 1834 wurden nach Zwiefalten nur noch die unheilbaren Patienten gebracht, für heilbar Kranke wurde 1834 die ehemalige Deutschordenskomturei Winnenden umgebaut. 1873 folgte die Einrichtung einer weiteren psychiatrischen Klinik im Kloster Schussenried, 1892 in Weissenau und 1896 in Rottenmünster.

Mit dem Verhältnis zwischen dem mächtigen Kloster Zwiefalten und dem Haus Württemberg hatte es eine besondere Bewandnis: Der Machtkampf zwischen den beiden Parteien war schon viele Jahrhunderte alt, bis letztlich Württemberg obsiegte und die Abtei 1803 säkularisierte: 1365 waren Württemberg die Vogteirechte über das Kloster übertragen worden. Dem habsburgischen Protektorat war es zu verdanken, daß Zwiefalten nicht schon im 16. Jahrhundert aufgehoben wurde. Eine enorme wirtschaftliche Blütezeit ermöglichte es dem Kloster im 17. Jahrhundert, sich von Württemberg freizukaufen. Seinen Reichtum und die gewonnene Reichsfreiheit demonstrierte es mit dem sukzessiven Neubau der Klosteranlage. *Im Zusammenwirken der besten Künstler des schwäbisch-bayerischen Raumes* (Johann Michael Fischer, Johann Michael Feichtmayr, Franz Joseph Spiegler, Johann Joseph Christian, Joseph Gabler) entstand in der Zwiefalterner Klosterkirche *eine überwältigende Ensembleleistung des süddeutschen Ro-*

<sup>71</sup> StAL E 234, Bü 2117, 15. September 1829.

<sup>72</sup> Urteil des Kameralverwalters Bilfinger 1812. Zit. nach VELTIN 1986, S. 94.

*koko*<sup>73</sup>; 1765 wurde sie geweiht. Wie fast alle Bauwerke des 18. Jahrhunderts erfuhr auch die Klosterkirche von Zwiefalten erst allmählich denkmalpflegerische Zuwendung, als ganz allgemein die Wertschätzung der Kunst und Architektur des Barock in den 1920er Jahren ein festes Fundament in der Wissenschaft gewonnen hatte. 1976–84 wurde die Klosterkirche zum letzten Mal umfassend restauriert.

Nach der Aufhebung der Ordensniederlassung 1802 war zunächst für einige Jahre unklar, was mit der Klosterkirche geschehen sollte; eine eigene Pfarrkirche für die katholische Gemeinde von Zwiefalten bestand bereits. Zwischen 1807 und 1809 wurden erhebliche Bestände der Innenausstattung veräußert: die Kirchenbänke, die Kirchenguhr, das Geläut, Beichtstühle, Weihwassergefäße wurden abgebaut oder ausgebrochen<sup>74</sup>. Den gravierendsten Eingriff in das barocke Raumkonzept stellte der Ausbau der großen Orgel auf der Westempore samt dem schmiedeeisernen Brüstungsgeländer dar. Die Qualität der Zwiefaltener Ausstattung wußte man zu schätzen, denn nicht umsonst kamen die bedeutendsten Stücke in die Landeshauptstadt Stuttgart: Die Kirchenbänke und ein Teil des Geläuts gingen an die katholische Stadtpfarrkirche St. Eberhard in Stuttgart, das Uhrwerk an die Kirche der wenige Jahre zuvor geschlossenen *Hohen Karlsschule*.

Das ehrgeizige Projekt, die große Orgel von Joseph Martin aus Hayingen in die Stuttgarter Stiftskirche zu überführen, war eine Initiative des Königs. Für die Planung der Neuaufstellung bemühte man den Hofbaumeister Nicolaus von Thouret (1757–1845, Abb. 16). Das Unternehmen zog einen immensen technischen Aufwand und Folgekosten nach sich, mit denen man nicht gerechnet hatte, und geriet schließlich zur aufwendigsten Transaktion säkularisierten Kirchenguts in Württemberg. Nach drei Jahren war die Neuaufstellung abgeschlossen. Interessanterweise wurden die Maßnahme und der Aufwand, der getrieben wurde, mit der Sorge um den Erhalt der Orgel begründet. Kaum 25 Jahre hielt das neue Raumbild der Stiftskirche mit der Zwiefaltener Barockorgel, dann, 1839–43, übernahm Carl Alexander von Heideloff die Neugestaltung des Innenraums und bezog die Orgel in sein neugotisches Gesamtkonzept ein. Mehrmals wurde die Orgel auch in späterer Zeit verändert und umgebaut, bis das, was noch von ihr übrig war, im Zweiten Weltkrieg dem Bombenangriff von 1944 zum Opfer fiel.

Zurück zu den Zwiefaltener Klausur- und Wirtschaftsgebäuden: Auf die sorgfältige Planung des Umbaus zur *Landesirrenanstalt* hatte die württembergische Regierung unter Einbeziehung medizinischer Fachkompetenz großen Wert gelegt. Prominentestes Mitglied der *Vorbereitungskommission* war der in Tübingen lehrende und praktizierende Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth, Professor der Medizin<sup>75</sup>; sein berühmtester Patient war Friedrich Hölderlin. Die ehemaligen Mönchsunterkünfte wurden umgebaut und den neuen Zwecken angepaßt.

<sup>73</sup> DEHIO 1997, S. 861.

<sup>74</sup> Vgl. hierzu und im folgenden KÖNNER 1989.

<sup>75</sup> VELTIN 1986, S. 96.

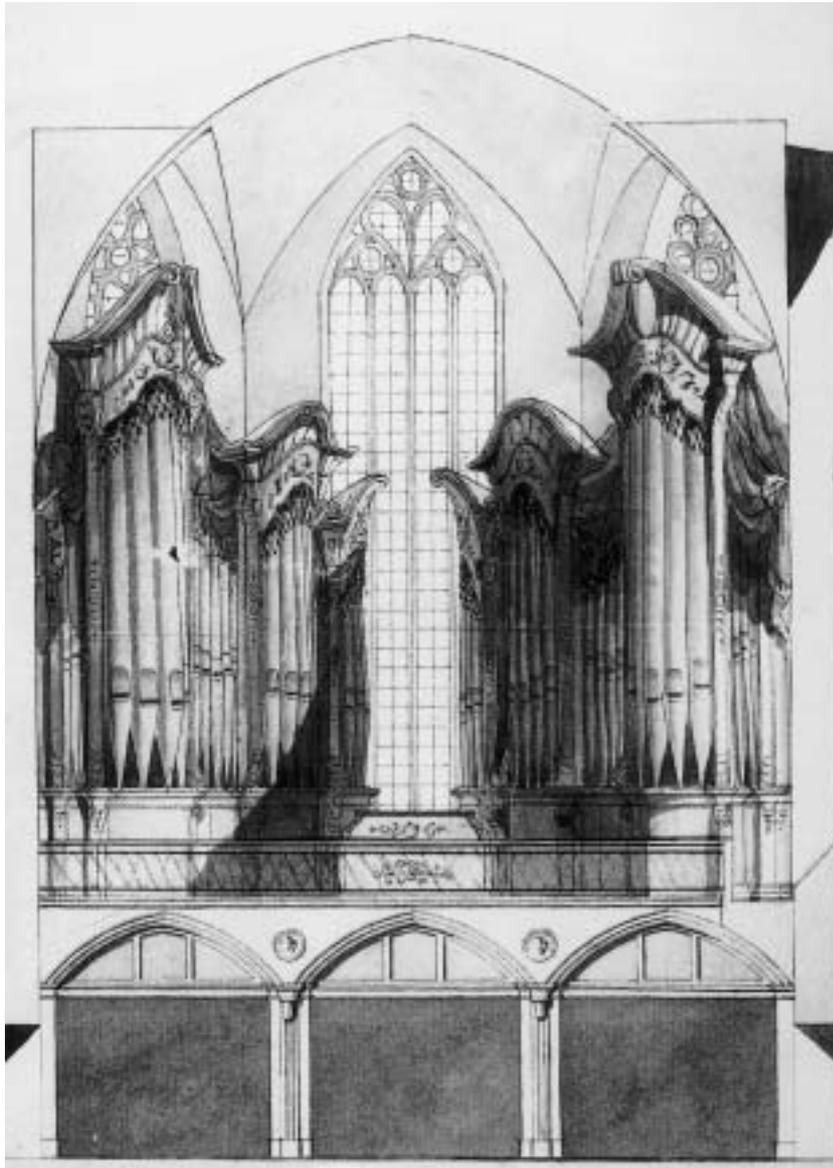


Abb. 16: Entwurf für den Einbau der Zwiefaltener Orgel im Chor der Stuttgarter Stiftskirche, Nicolaus von Thouret 1807



Abb. 17: *Großer Krankensaal in der Bibliothek des ehemaligen Klosters Zwiefalten, eingerichtet 1906/07. Photo um 1910*

Zunächst war der Platzbedarf für 93 Patienten ausgelegt. Schon 1816 war die Anstalt voll belegt, und bis zur Jahrhundertwende hatte sich die Bettenkapazität auf 550 erhöht. In der Zwischenzeit breitete sich die Pflegeanstalt auf dem Klostergebäude immer weiter aus. Prälatur, Gastbau, Refektorium (zwischenzeitlich als Pferdestall genutzt) und Bibliothek wurden integriert, der Südflügel wurde um ein Geschoß aufgestockt (Abb. 17). Nach und nach kaufte die Regierung sämtliche Gebäude und Gärten auf dem Klostergebäude aus Privatbesitz auf und schlug sie der Anstalt zu.

1879 wurde die Verwaltung aus der Anstalt ausgegliedert und in einem neuen, zurückhaltend gestalteten Flügelsbau südlich des Konvents untergebracht. Während die Klausur- und Wirtschaftsgebäude noch im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts unter den Zeitströmungen der Medizingeschichte kontinuierliche Ver-

änderungen und Modernisierungen erfuhren, war die Bereitschaft, für psychisch erkrankte Menschen und damit auch für die Orte ihrer Unterbringung Geld auszugeben, gegen Ende des Jahrhunderts rückläufig<sup>76</sup>. Auch über die beiden Weltkriege hinweg wurde aus Geldmangel nur die geringst mögliche Bauunterhaltung betrieben.

Die Innenräume sind heute durchgehend modern. Von den Raumausstattungen aus klösterlicher Zeit blieb durch die Nutzung als evangelische Kirche diejenige in der Kapelle am Kapitelsaal am besten erhalten. Wandfeste Ausstattung des 18. Jahrhunderts (Stuckdekorationen, Freskenzyklen, Portaleinfassungen) zierte noch die Flure und einige Räume der Konventbauten sowie des Gastbaus, dem auch die dreiläufige barocke Prunktreppe gelassen wurde. Die ehemals reiche Bibliotheksausstattung hingegen ging vollständig verloren.

Ein fürchterliches Kapitel in der Geschichte Zwiefaltens schrieb der Nationalsozialismus: Im nahegelegenen Grafeneck wurden Gaskammern und Krematorien errichtet. Von überallher brachte man die Kranken nach Zwiefalten, so daß die Anstalt in unvorstellbarer Weise überbelegt war mit Menschen, die von hier aus nach Grafeneck gebracht wurden<sup>77</sup>. Der besondere Zusammenhang zwischen Zwiefalten und der – wie die Nomenklatur den Massenmord bezeichnet – Euthanasie erschließt sich dem Besucher heute auf dem ehemaligen Klostergelände und aus den ansprechend gestalteten Kunstführern nicht.

Die Gebäude der *psychiatrischen Landeslinik* wurden seit 1962 kontinuierlich *grunderneuert* und durch moderne, nüchtern-gefällige Architekturen erweitert (Tafel 3). Die unter Denkmalschutz stehenden Bauwerke aus klösterlicher Zeit und vor allem die hinreißend schöne Klosterkirche bieten dem Auge einen wahren Festschmaus. Die parkähnlichen Gartenanlagen verbreiten ruhige Heiterkeit und laden Besucher und Patienten zum Flanieren ein. Aber auch über das Schreckliche, was zwischen 1940 und 1945 auf dem ehemaligen Klostergelände geschehen ist, möchte man Bescheid wissen, wenn einem daran gelegen ist, Zwiefalten als Ort der Geschichte gerecht zu werden.

### Kloster Schussenried

Anders als in Zwiefalten und Ochsenhausen, wo die Klosteranlagen trotz zahlreicher Veränderungen im Kern erhalten geblieben sind, steht von der ehemaligen Prämonstratenserabtei Schussenried nur noch ein Teil der Konventgebäude. Schussenried bietet ein Beispiel für drei unterschiedliche Nutzungsarten nach der Aufhebung der Ordensniederlassung: als Residenz, als Industrieanlage und als Heil- und Pflegeanstalt<sup>78</sup>.

<sup>76</sup> Ebd., S. 125.

<sup>77</sup> Ebd., S. 129–134.

<sup>78</sup> Vgl. hierzu und im folgenden K. KAUFMANN 1983.

Die nachklösterliche Zeit in Schussenried verlief ganz ähnlich wie in Ochsenhausen: Schussenried wurde 1802 dem Grafen von Sternberg-Manderscheid zugeschlagen. Der frühere Ochsenhausener Kanzler und Landkommissar bei der *Subdeligiertenadministration*, Joseph von Schott, leitete die *Besitzergreifung*. Sternbergische Beamten zogen nach Schussenried, und das Kloster wurde von der gräflichen Familie als Residenz eingerichtet. Praktisch bewohnt haben die von Sternbergs *Schloß Schussenried* aber nie, Besuche einzelner Familienmitglieder waren höchst selten. 1806 kam Schussenried unter württembergische Hoheit. Der kostspielige, unrentable Besitz in Oberschwaben lohnte sich für die Grafen schon bald nicht mehr, und 1835 schließlich folgte der Verkauf an die württembergische Krone.

Der Beamtschaft des gräflichen Rentamts folgte die Beamtschaft des königlichen Kameralamts. Unter der Sternberg-Herrschaft, die aus vielerlei Gründen nicht in der Lage war, die Bauten wirtschaftlich auszunutzen, waren die ehemaligen Klostergebäude weitgehend unangetastet geblieben. Ab 1838 nun wurden strenge Rentabilitätsmaßstäbe angelegt. Die Baulast für die riesige Klosterkirche wäre der Staat gerne losgeworden. Aber die gängige Strategie, durch die Umwandlung in Pfarrkirchen die Kosten auf die Gemeinden abzuwälzen, funktionierte in Schussenried nicht. Hier wehrte sich die katholische Gemeinde erfolgreich, und die Kirche blieb dann auch in Staatsbesitz.

Auch Württemberg hielt Anschluß an die industrielle Entwicklung und zog dafür die im Staatsbesitz befindlichen Liegenschaften heran. Auf dem Gelände des Klosters Schussenried wurde ein Hüttenwerk errichtet (Abb. 18)<sup>79</sup>. Das hatte zur Folge, daß die überflüssig gewordenen Klostergebäude, die dem Neubau im Weg waren, niedergelegt wurden: Vom *Alten Kloster* wurden der Ostflügel, das



Abb. 18: *Blick auf Schussenried. Rechts im Bild die „Schwäbischen Hüttenwerke“, 1840 auf dem Klostergelände als „königlich-württembergische Wilhelmshütte“ eröffnet. Photo um 1995*

<sup>79</sup> Vgl. hierzu und im folgenden ERLER 1950, S. 128–147.

Priorat, die Sakristei und das Infirmarium vernichtet und vom *Neuen Kloster* zwei Drittel des Ostflügels, der ausgerechnet einige der prunkvollsten Räume, das Vestiarium, das neue Refektorium, den sogenannten *Goldenen Saal*, beherbergt hatte. Auch die Klostermühle und ein Teil der Umfassungsmauer waren den Neubauten im Weg und mußten weichen, und 1842/43 schließlich verschwanden der Obere Torbau und das Klosterbräuhaus. 1840 wurde das Werk mit Namen *Wilbelmschütte* eröffnet und der Hochofen in Betrieb genommen. Die Arbeiter und die Verwalter, die in Schussenried beschäftigt waren, bezogen das ehemalige Gästehaus des Klosters und den Südflügel des *Alten Klosters*. Das Gästehaus hieß nun *Laborantenhaus*; bis in die jüngste Vergangenheit war es von den Arbeitern des Hüttenwerks bewohnt. 1982 wurde das Gebäude restauriert, heute wird es vom Psychiatrischen Landeskrankenhaus mitgenutzt.

1873 begannen die Umbaumaßnahmen für die königliche Heil- und Pflegeanstalt; sie sollte das *Neue Kloster* beziehen. Für die Dienstwohnungen der Beamten und Geistlichen, die seit 1837 im Neuen Kloster eingerichtet waren, wurde deshalb Ersatz im Alten Kloster geschaffen, weshalb die Hüttenwerker wieder von da ausquartiert und in der Stadt untergebracht werden mußten. Nördlich des Konvents entstanden einige eingeschossige Neubauten für Kranke, Wirtschaftsbauten und technische Einrichtungen, und auch hier mußte eine Reihe klösterlicher Ökonomiegebäude geopfert werden.

Im risalitartig betonten Mittelteil des Nordflügels des Neuen Klosters ist der wegen seiner reichen, virtuoson Ausstattung bekannte, nach Plänen von Dominikus Zimmermann zwischen 1754 und 1761 errichtete Bibliotheksaal untergebracht (Tafel 4)<sup>80</sup>. In Zwiefalten, wo die Bibliothek als Krankensaal von der Anstalt mitgenutzt und mit Betten belegt war, fassen den Raum heute nur noch glatte weiße Wände ein. In Schussenried hingegen blieb das phantastische Ensemble aus Architektur und Licht, aus Stukkaturen und Skulpturen, dem großartigen Deckengemälde und auch der Möblierung erhalten. Zwar waren die Schränke der Bücher entleert, der Raum aber wurde 1844 der kleinen evangelischen Diasporagemeinde als Betsaal zur Verfügung gestellt und erfuhr keine größeren Veränderungen mehr. Auch das Psychiatrische Krankenhaus benutzte ihn für Gottesdienste. Die ersten Restaurierungsarbeiten am Deckengemälde und am figürlichen Schmuck fanden bereits 1878 statt und waren dem Maler Georg Straßer übertragen. Als 1892 eine neue Orgel für den Gottesdienst angeschafft wurde, kam man auf eine findige Idee: Sie wurde in einen Bücherschrank auf der Ostgalerie eingebaut. Der Schrank und das einheitliche Raumbild blieben so erhalten, und die Orgel hatte zugleich einen Prospekt. – Neunutzung kann verträglich oder unverträglich sein. Sie kann zerstörend, sie kann aber auch schonend und behutsam eingebracht werden.

---

<sup>80</sup> Zur Ausstattung und Geschichte des Bibliotheksaals vgl. MAY 1991.

### Moderne Kommunitäten in historischen Klostergebäuden

Zu guter Letzt noch ein kurzer Blick auf die Bauwerke, die früher oder später wieder da angekommen sind, wo sie einst auch ihren Anfang genommen haben: als Klosteranlagen, die heute noch oder heute wieder von Ordensniederlassungen bewohnt werden. Lichtenthal und Zoffingen in Konstanz besitzen – wie bereits gesagt – die große Besonderheit, daß sie eine ununterbrochene Kontinuität aufweisen können. Die Mehrzahl der heute bestehenden klösterlichen Gemeinschaften wurde neu gegründet und die Klöster neu besiedelt, und zwar erst in der Zeit nach dem Kulturkampf, aus dem die katholische Kirche nach einem erbitterten Streit mit Bismarck mit gestärktem Bewußtsein hervorging.

Ordensgemeinschaften sind Institutionen, die in einer nahezu 1500jährigen Tradition stehen. Die Mitglieder dieser Gemeinschaften fühlen sich der Ordens-tradition verpflichtet – was sie aber nicht daran hindert, sich gleichzeitig als moderne Menschen zu fühlen mit aktuellen Ansprüchen an Lebensqualität, Komfort und an zeitgemäße Möglichkeiten, praktische Aufgaben zu bewältigen. Um dem Ordensauftrag nachzukommen oder auch, um die Klosteranlage wirtschaftlich auszunutzen, haben die meisten Kommunitäten auf ihrem Gelände oder auch in den klösterlichen Gebäuden andere Einrichtungen mit aufgenommen: In Lichtenthal gibt es die Schule, die Tagungsstätte, den Gastbetrieb und die Armenspeisung, die Benediktiner in Weingarten und Neresheim betreiben Fortbildungsstätten. In der ehemaligen Abtei Baindt unterhalten die Franziskanerinnen von Heiligenbronn ein Heim für blinde Kinder, die Franziskanerinnen von Reute kümmern sich in der Abtei Heggbach um Behinderte, und die 1919 aus Böhmen emigrierten Salesianerinnen unterhielten in der Abtei Obermarchtal bis in die 1980er Jahre eine Mädchenschule.

Um sämtliche für eine große Gemeinschaft erforderlichen Versorgungsleistungen zu bewerkstelligen, mußte in allen Klöstern deshalb mit den übernommenen Gebäuden ein pragmatischer Umgang gepflegt werden. Die historisch gewachsenen Strukturen des Klosterkernbereichs wandelten sich nur dann, wenn die Zweitnutzung als Heim, Bildungsstätte oder Betrieb oder auch – wie im Fall der Lichtenthaler Klosterkirche – Änderungen in der Liturgie dies erforderlich machten.

Die Ausstattung im Innern der Konventgebäude hingegen wurde den sich ständig ändernden Bedürfnissen ihrer Bewohner entsprechend modernisiert. So zeigen sich die Gebäude heutiger Ordensgemeinschaften, die sich hinter historischen Klostermauern niedergelassen haben, ihrem Äußeren nach meist noch immer in gewohnter Weise angeordnet, bestehend aus allem, was zu einem funktionierenden klösterlichen Gemeinwesen gehört: Kirche, Klausur, Wirtschaftsgebäude, Gärten und Plätze. Die alten Fassaden sind heute meist restauriert und instandgesetzt, im Innern aber dominiert der Pragmatismus. Die Wohnräume sind modern, die Technik ist auf dem neuesten Stand und die Versorgungsräume entsprechend zweckmäßig organisiert wie in jedem anderen Betrieb auch. Histori-

sche Ausstattungen sind meist nur in den Repräsentations-, Verbindungs- und Andachtsräumen erhalten geblieben.

### Kloster Beuron

Die bereits 1863, also noch vor dem Kulturkampf, wiedergegründete Benediktinerabtei Beuron in Hohenzollern war das erfolgreichste unter den neuen Klöstern. Von Beuron aus wurden wiederum neue Niederlassungen in Deutschland gegründet. Zu den Tochterklöstern Beurons im heutigen Baden-Württemberg gehören die Abteien Neresheim (1920), Weingarten (1922), Neuburg bei Heidelberg (1926), die Abtei „vom Gnadenhaus Mariens zu Grüssau“ in Wimpfen (1947) sowie die Frauenabtei Kellenried (1924)<sup>81</sup>.

1802 war das Benediktinerkloster Beuron an das Fürstenhaus von Hohenzollern-Sigmaringen gefallen. Die Abtei wurde anschließend fürstliche Residenz, die Konventgebäude dienten als Amtswohnungen und in Kriegszeiten als Militärspital. 1862, noch vor dem Beginn des Streites zwischen dem preußischen Staat und der katholischen Kirche, versprach die Fürstinwitwe Katharina von Hohenzollern den Brüdern Maurus und Plazidus Wolter, die beide dem Benediktinerorden beigetreten waren, in Beuron ein Kloster gründen zu lassen. 1863 bezogen die ersten Mönche das Kloster, und so wurde Beuron das erste wiedergegründete Männerkloster in Deutschland – mit Ausnahme von Bayern – nach dem Reichsdeputationshauptschluß. Als erstes wurde in Beuron die Tradition der Wallfahrt wieder aktiviert. Schon fünf Jahre nach seiner Gründung wurde das Priorat zur Abtei erhoben. 1875 jedoch mußten die Mönche Beuron wieder verlassen, denn in Hohenzollern, das 1849 zu Preußen gekommen war, galten die Kulturkampfgesetze. Zwölf Jahre später kamen die Benediktiner erneut nach Beuron zurück und entfalteten von hier aus eine enorme Aktivität. Beuron und seine Tochterklöster schlossen sich in der *Beuroner Kongregation* zusammen. Die Kongregation strebte eine weitgehende Unabhängigkeit von anderen Benediktinerverbänden an und bekannte sich zu einer eigenen spirituellen Prägung.

In kurzer Zeit war die Zahl der Mönche in Beuron so stark angewachsen, daß die barocke Klosteranlage erweitert werden mußte. Nach und nach entstanden ein neuer Refektoriumstrakt, ein Gästeflügel sowie ein Kleriker- und Bibliotheksgebäude (Abb. 19). Gemäß der Ordenstradition versuchte man, die wirtschaftliche Versorgung der Gemeinschaft möglichst autark zu gestalten. Werkstätten wurden gebaut und eingerichtet, Gärten angelegt und ein klostereigenes Elektrizitätswerk errichtet. Seit Fürst Friedrich von Hohenzollern 1928 dem Kloster den früheren Landbesitz auf der Gemarkung zurückgegeben hatte, entwickelte sich in Beuron ein landwirtschaftliches Unternehmen, dem nicht nur die

<sup>81</sup> Zur Geschichte Kloster Beurons vgl. Erzabtei Beuron 1973. – WILLIG 1997, S. 54–56. – Zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters vgl. DEHIO 1997, S. 77–81.



Abb. 19: Kloster Beuron. Blick über den Mariengarten auf die Bibliothek, 1925 nach Plänen des Architekten A. J. Lorenz gebaut. Photo um 1985

Versorgung der Mönche, sondern auch der professionell ausgebaute Gastbetrieb des Klosters oblag. Als 1959 die Scheunen und Stallungen einem Brand zum Opfer fielen, wurde außerhalb der Klosteranlage eine moderne Ökonomie errichtet. Am Platz der alten Ökonomie entstanden der neue Pfortenbau und ein Werkstättenhaus.

An der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war Kloster Beuron eine geistige, wirtschaftliche und kulturelle Insel, die mit einer Fülle von Leistungen aufwarten konnte: eine eigene Kunstschule (*Beuroner Schule*), ein Kunstverlag, eine führende Rolle in der Kirchenmusik, ein eigenes Institut für die Erforschung von Bibeltexten und Palimpsestfotografie, eine umfangreiche theologisch-wissenschaftliche Bibliothek, die Herausgabe eines eigenen Meßbuchs und ebenso die Entwicklung im Anbau und in der Veredelung einheimischer landwirtschaftlicher Produkte. Mit all dem schloß Beuron unmittelbar an das monastische Erbe und an die Tradition des Benediktinerordens an. Ein erfolgreiches klerikales Unternehmen lebt nicht nur von der Innovation, sondern auch von der Tradition.

Von der Verknüpfung zwischen monastischem Erbe und der Entwicklung zum modernen klösterlich geführten Betrieb zeugt die Beuroner Klosterarchitektur. Neben den Gebäuden der Barockzeit (Kirche und Konvent) erheben sich zwar mit angeglichenen Formensprache, aber dominant die stattlichen Erweiterungsbauten der Jahrhundertwende. Eine zweite Erweiterungsphase folgte 1925, als südlich an die vorhandenen Gebäude durch Adolf Julius Lorenz ein noch mächtigerer dreiflügeliger Komplex mit theologischer Hochschule und neuer Bibliothek angebaut wurde.

Die beispiellose Blüte, die der Konvent nach seiner Neugründung erlebte, und das wiedergewonnene Selbstbewußtsein im katholischen Glauben veräußerten sich nicht nur in der Architektur, sondern auch in der bildenden Kunst: Die *Beuroner Kunstschule*, von Peter Lenz (P. Desiderius, 1832–1928) in Beuron gegründet, brachte es fertig, mitten im Historismus der Gründerzeit eine neuartige Bildersprache zu entwickeln. Mit der ihr eigenen formalen Stilisierung und der suggestiven psychologischen Spannkraft der figürlichen Ausdrucksformen wies sie bis ins 20. Jahrhundert zu den Anfängen der Klassischen Moderne voraus<sup>82</sup>. Dieses neue Kunstwollen der Schule kam selbstbewußt und stilsicher zur Umsetzung: Im Chor der Klosterkirche wurde der barocke Stuck 1874 zugunsten der zeitgenössischen Gestaltung des Hochaltarraums abgeschlagen (1953 rekonstruiert), im Langhaus die Fresken der Barockzeit übermalt. Obwohl sie 1947/51 wieder freigelegt wurden, bricht die neue Formensprache des Desiderius Lenz die barocken Raumgestaltungen noch immer auf. Ein nahezu original erhaltenes Gesamtkunstwerk der Beuroner Kunstschule blieb in der zwischen 1898 und 1901 erbauten und ausgestatteten Gnadenkapelle am nördlichen Langhaus erhalten (Abb. 20). Die älteren Konventgebäude wurden zwischen 1873 und 1900 ebenfalls unter der Leitung von Desiderius Lenz weitgehend neu freskiert. Hier aber wurden die beiden wichtigsten Gemäldezyklen im sogenannten *Klastrum*, den kreuzgangähnlichen Gängen im Erdgeschoß des Ost- und Südflügels, 1972 wieder beseitigt. Der Barockarchitektur wollte man diese „belanglose“ Art der Bemalung nicht mehr zumuten, lieber sollte sie weiß und rein erstrahlen. Für eine

<sup>82</sup> Zur Beuroner Schule vgl. SIEBENMORGEN 1978. – DERS. 1983. – KRINS 1988.



Abb. 20: Kloster Beuron, Blick in die Gnadenkapelle am nördlichen Langhaus. Sie wurde zwischen 1898 und 1901 als Gesamtkunstwerk der Beurerer Kunstschule errichtet und ausgestattet. Photo um 1965

neue Wertschätzung der Bildersprache von Beuron war die Zeit noch nicht gekommen.

### Ausblick

Die Bedeutung von Baudenkmalern ist nicht ausschließlich in einer weit zurückliegenden Vergangenheit zu suchen. Die in dieser Studie behandelten Klosteranlagen haben nicht im Mittelalter oder mit der Säkularisation aufgehört, Teil eines lebendigen Geschichtsprozesses zu sein. Die Beschäftigung mit der Vergangenheit historischer Bauwerke legt nahe, daß ein Gebäude nur deshalb erhalten blieb, weil es genutzt, weil es geschätzt, weil es kontinuierlich instandgesetzt wurde – sprich: weil die Zeit nie stehengeblieben ist und nie stehenbleiben wird. Jedes Denkmal hat eine Vergangenheit, die bis in die Gegenwart reicht. Sie allein stellt die Grundlage dar, wenn es darum geht, dem Bauwerk eine Zukunft einzuräumen. Je vollständiger seine Geschichtlichkeit gesehen, verstanden und akzeptiert wird, desto angemessener kann mit ihm umgegangen werden.

Dem Denkmal eine Zukunft einzuräumen bedeutet, die Anforderungen einer zeitgemäßen und in die Zukunft gedachten Nutzung mit der historischen Bausubstanz in Einklang zu bringen. Respektvoll mit einem Baudenkmal umgehen heißt, eine am Erhalt des Bauwerks ausgerichtete Nutzungsform zu suchen. Als grundlegende Voraussetzung für einen angemessenen, behutsamen Umgang mit dem Bauwerk müssen Kenntnisse über seine Vergangenheit, über seine Materialbeschaffenheit und über die Geschichte der einstigen Benutzer und Bewohner vorhanden sein. Nicht nur Bau- und Kunsthistoriker sollten sich deshalb mit der Vergangenheit der überlieferten Bauwerke befassen, sondern auch diejenigen, die den Umgang unmittelbar und praktisch pflegen. Aus dem Bemühen um die Geschichte eines Gebäudes entsteht auch für das praktische Bauen eine Basis, auf der das eigene Handeln in einen übergeordneten Zusammenhang eingeordnet werden kann, denn wie jeder Architekt und Ingenieur weiß, sind Gestaltungsvoraussetzungen zuerst und vor allem geistiger Natur. Diese Studie über die jüngere Vergangenheit der Klöster in Baden und Württemberg in der Zeit nach 1800, *über den Umgang mit Klosteranlagen nach der Säkularisation*, soll auch Denkanstöße für die planerische Auseinandersetzung mit neu zu nutzenden historischen Bauten geben.

## Glossar

Altane	Bis zum Erdboden unterbauter, mit einer Brüstung versehener Balkon.
Ambo	In christlichen Kirchen ein erhöhter, meist steinerner Aufbau mit Lesepult.
Armarium	Raum zur Aufnahme liturgischer Geräte und sonstiger Gegenstände des christlichen Kultus, bisweilen auch der Bibliothek.
Baluster	Untersetztes Stützglied aus Stein oder Holz mit stark profiliertem Schaft an einer Brüstung oder einem Geländer. Der Baluster aus Holz wird vielfach auch Docke genannt.
Docke	Kurze rundliche Stütze besonders an hölzernen Geländern (s. Baluster) oder als seitlicher Abschluß der Bank eines Chorgestühls.
ebenistisch	Von einem Kunstschreiner oder Kunstschler (Ebenist) hergestellt.
Epitaph	Unabhängig vom eigentlichen Begräbnisplatz im Sakralraum oder an Außenwänden aufgehängtes bzw. aufgestelltes Mal zum Gedächtnis an einen Verstorbenen.
Fiale	Schlankes, pyramidales Türmchen als Flankierung des Wimpergs oder Bekrönung des Strebepfeilers; häufiges Ziermotiv gotischer Architektur.
fluatieren	Mit Fluaten gegen Feuchtigkeit oder andere äußere Einflüsse resistent machen, abisolieren.
Frateria	Von seiner Funktion her quellenmäßig nicht eindeutig bestimmbarer Raum in einem Kloster, der im Ostteil der Klausur untergebracht ist; landläufig auch Bruderhalle genannt sowie als Arbeits- und Aufenthaltsraum der Mönche bezeichnet.
inzensieren	Das in der römisch-katholischen Liturgie vorgeschriebene Beräuchern mit Weihrauch.
Infirmary	Klösterliches Krankengebäude.
Joch	Von vier Stützen begrenzter Raumabschnitt, den meist ein Gewölbe überdeckt.
Kalefaktorium	Heizraum und Wärmestube in einer Klosteranlage.
konsekrieren	Liturgisch weihen. Besondere Weihehandlungen sind nur dem Bischof vorbehalten, wie die Weihe einer Person, eines Altars oder einer Kirche.
Parlatorium	Gesprächsraum in einem Kloster
Palimpsest	Papyrus- oder Pergamenthandschrift, deren erste Schrift durch Abwaschen oder Abreiben zum Zweck erneuter Benutzung entfernt ist. Die ursprüngliche Schrift kann chemisch oder fototechnisch oft wieder lesbar gemacht werden.
Pluviale	Liturgisches Obergewand katholischer Priester und Bischöfe bei Prozessionen und feierlichen liturgischen Verrichtungen.
Poliment	Eine mit Zusatzstoffen versehene feine Tonerde.
Presbyterium	Hochaltarraum einer katholischen Kirche, der gewöhnlich durch einige Stufen über den Chor oder den Gemeinderaum erhöht ist.
Refektorium	Klösterlicher Speisesaal.
Retabel	Bildnerisch oder plastisch gestalteter Altaraufbau über oder unmittelbar hinter der Mensa.
Risalit	Vor der Flucht des Hauptbaukörpers vorspringender Bauteil, der oft auch höher sein kann und ein eigenes Dach hat.

Sheddach	Dachform aus parallelen, einhäufigen Satteldächern, deren steile Flächen verglast sind. Häufige Dachform bei Fabrik- und Ausstellungshallen.
Sequester	Gerichtsseitige Beschlagnahmung und Verwaltung einer strittigen Sache bis zur gerichtlichen Entscheidung; der treuhänderische Verwalter einer beschlagnahmten Sache.
Spolie	Teil eines Bauwerks, der nicht für den vorgefundenen Zusammenhang geschaffen wurde, sondern einem anderen Werk entstammt.
Stipus – Stipes torkretieren	Blockförmiger, gemauerter Unterbau einer Altarmensa. Herstellen eines sehr dichten Verputzes nach dem Torkret®-Verfahren, der u. a. auch zur feuersicheren Umkleidung von Stahlbetonkonstruktionen angewendet wird. Es handelt sich um ein Spritzbetoverfahren, bei dem ein Gemisch von Zement und Sand unter Preßdruck mit Wasser und Luft aufbereitet und dann in mehreren Schichten aufgetragen wird.
Vestiarium Volutengiebel	Klösterliche Kleiderkammer. Abschlußwand an der Stirnseite eines Satteldachs, die seitlich von Voluten (spiral- oder schneckenförmige Zierformen) gerahmt ist.
Wimperg	Giebelartige Bekrönung gotischer Portale oder Fenster, die oft Maßwerkschmuck zeigt.

## Abbildungsnachweis

### Die Säkularisation im deutschen Südwesten

- Abb. 1 Staatsgalerie Stuttgart  
Abb. 2 Archiv der Verfasserin

### Die Denkmalpflege in Baden und Württemberg – eine Umschau

- Abb. 1 Landesmedienzentrum Baden-Württemberg,  
Nr. 18005  
Abb. 2 StadtK, Inv. Maulbronn 8/PBS VIII Nr. 271  
Abb. 3 StKK, Inv. Nr. P.K. I 489–169  
Abb. 4 WLB, Graphische Sammlung

### Das Zisterzienserkloster Maulbronn

- Abb. 1 a, 2, 3, 4, 5 a, b, 9 a, 10, 12, 13 StadtM  
Abb. 1 b Abgeänderter Grundriß aus der Beschreibung des  
Oberamts Maulbronn, 1870. LDA  
Abb. 6 a Aus: Eduard Paulus, Die Cistercienser-Abtei  
Maulbronn. Stuttgart <sup>3</sup>1873  
Abb. 6 b, 8 a, b WLB, Graphische Sammlung, Mappe Maulbronn  
Abb. 6 c Staatliches Vermögens- und Hochbauamt Pforz-  
heim, Planarchiv  
Abb. 7, 9 b LDA  
Abb. 11, 14 OFD Karlsruhe, Manuskript Rimmle

### Das Zisterzienserinnenkloster Lichtenthal

- Abb. 1 a, 10 LiKA Foto-Ordner  
Abb. 1 b, 8 a–d Staatliches Vermögens- und Hochbauamt Pforz-  
heim, Bauleitung Baden-Baden  
Abb. 2 GLAK, Hfk-Hs/510 IIIa, fol. 13  
Abb. 3, 9, 11, 12, 13 LDAK  
Abb. 4, 5, 6, 7 StKK, Inv. Nr. I 523–11; Inv. Nr. I 535–6; Inv. Nr.  
IX 1668–8; Inv. Nr. 1668–10  
Abb. 14 Kurt Gramer, Bietigheim-Bissingen

### Das Prämonstratenserklöster Allerheiligen

- Abb. 1 StKK, Inv. Nr. XI 1023  
 Abb. 2, 11 a, b, 12–15 a LDAF, Nr. 541/9; Nr. 6465; O 2949; Nr. 8522; Nr. 6463; Nr. 00372/20; O 2179  
 Abb. 3, 4, 10 a, b GLAK, G Baupläne Allerheiligen/2, 12, 9, 10  
 Abb. 5 Aus: Adam Ignaz Valentin Heunisch, Les ruines de l'abbaye d'Allerheiligen, Baden-Baden 1847, Tafel VI  
 Abb. 6, 8, 9 GLAK, J–B Allerheiligen/1, 8, 5  
 Abb. 7 Aus: Karl Gustav Fecht, Das Kloster Allerheiligen. Karlsruhe 1890, Abb. S. 65  
 Abb. 15 b Archiv der Verfasserin  
 Tafel 1 Aus: 800 Jahre Allerheiligen. Hg. v. den Städten und Gemeinden des Renchtales. Offenburg 1996, S. 179 (Schwarzwaldverlag)

### Die Benediktiner-Reichsabtei Ochsenhausen

- Abb. 1 a, 7, 12, 25 b Landesmedienzentrum Baden-Württemberg (o. Nr.); Nr. 62347 I; F 849/34; Nr. 62208  
 Abb. 1 b, 22, 28 Anton H. Konrad Verlag  
 Städt. Arch. Ochsenh., 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100  
 Abb. 3, 5, 6, 27 b, 30 Archiv der Verfasserin  
 Abb. 4 Staatsgalerie Stuttgart, Graphische Sammlung, Inv. Nr. C 604  
 Abb. 9, 14 a, b, 17, 19, 20, 21, 24, 25 a LDAT, Neg. Nr. 55073; Fuchs 137; Neg. Nr. 1695; Neg. Nr. 6202/1; Fuchs 67/?256; Neg. Nr. 5829; Neg. Nr. 6207/3; Fuchs 128; Neg. Nr. 3538  
 Abb. 11 STAL, F 420 Bü 1879  
 Abb. 13 Aus: Eugen Gradman, Die Portal-Umrahmungen aus der Prälatur zu Ochsenhausen. Biberach 1899, Tafel XIII  
 Abb. 23 Aus: Das Kloster Ochsenhausen. Sternwarte und Armarium aus der Aufklärungszeit. Hg. vom Finanzministerium Bad.-Württ. Stuttgart 1989, Abb. 13  
 Tafel 1, 2 Anton H. Konrad Verlag  
 Tafel 3, 4, 5, 6 Archiv der Verfasserin

### Über den Umgang mit Klosteranlagen nach der Säkularisation

- Abb. 1 Städtisches Kulturamt Tübingen  
 Abb. 2 a, b, 7, 15 a, b LDA  
 Abb. 3 StadtM  
 Abb. 4 a Sammlung S. Fleischle, Baiersbronn-Klosterreichenbach

Abb. 4b	Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Nr. 25765
Abb. 5	Sammlung Schwäbischer Baudenkmale und Kunstarbeiten 9
Abb. 6	Foto von Frau Dorothea Hahn
Abb. 8	GLAK, 235/47928
Abb. 9a, 12, 14b	StKK, Inv. Nr. P.K. I 553–5; Inv. Nr. P.K. I 535–4; Inv. Nr. P.K. II 135–9–18
Abb. 9b	Aus: Heinrich Hübsch, Bauwerke, 1. Folge Tafel III. Karlsruhe/Baden-Baden 1838. Exemplar: Institut für Baugeschichte, Universität Karlsruhe
Abb. 10	Aus: Heinrich Heidegger und Hugo Ott (Hgg.), St. Blasien. 200 Jahre Kloster- und Pfarrkirche, München 1983, Abb. 109
Abb. 11a, b	Aus: Albrecht Thoma, Geschichte des Klosters Frauenalb. Karlsruhe 1898, Abb. 1, 2
Abb. 13	Staatsgalerie Stuttgart, Graphische Sammlung, Inv. Nr. A 24/131
Abb. 14a	Kunsthaus Zürich, Graphische Sammlung
Abb. 14c	Badisches Landesmuseum Karlsruhe
Abb. 16	HStAS
Abb. 17	Münsterklinik Zwiefalten
Abb. 18	Kunstverlag Josef Fink
Abb. 19	Aus: Basilius Senger (Hg.), Die Beuroner Benediktiner-Kongregation und ihre Klöster. Beuron 1989, S. 13 (Beuroner Kunstverlag)
Abb. 20	Aus: Erzabtei Beuron. Kloster, Kirche, Umgebung. Beuron 1973, Abb. vor S. 25 (Beuroner Kunstverlag)
Tafel 1, 2	Aus: Hermann Kissling, Kloster Lorch, Bau- und Kunstgeschichte. Hg. von der Stadt Lorch. Schwäbisch Gmünd-Wetzgau 1990, S. 175, 173
Tafel 3	Archiv der Verfasserin
Tafel 4	Kunstverlag Josef Fink

Eine Veröffentlichung  
der Kommission  
für geschichtliche Landeskunde  
in Baden-Württemberg

**Kohlhammer**

ISBN 3-17-017844-X